

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — April 1879. — 25. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Emile Augier.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

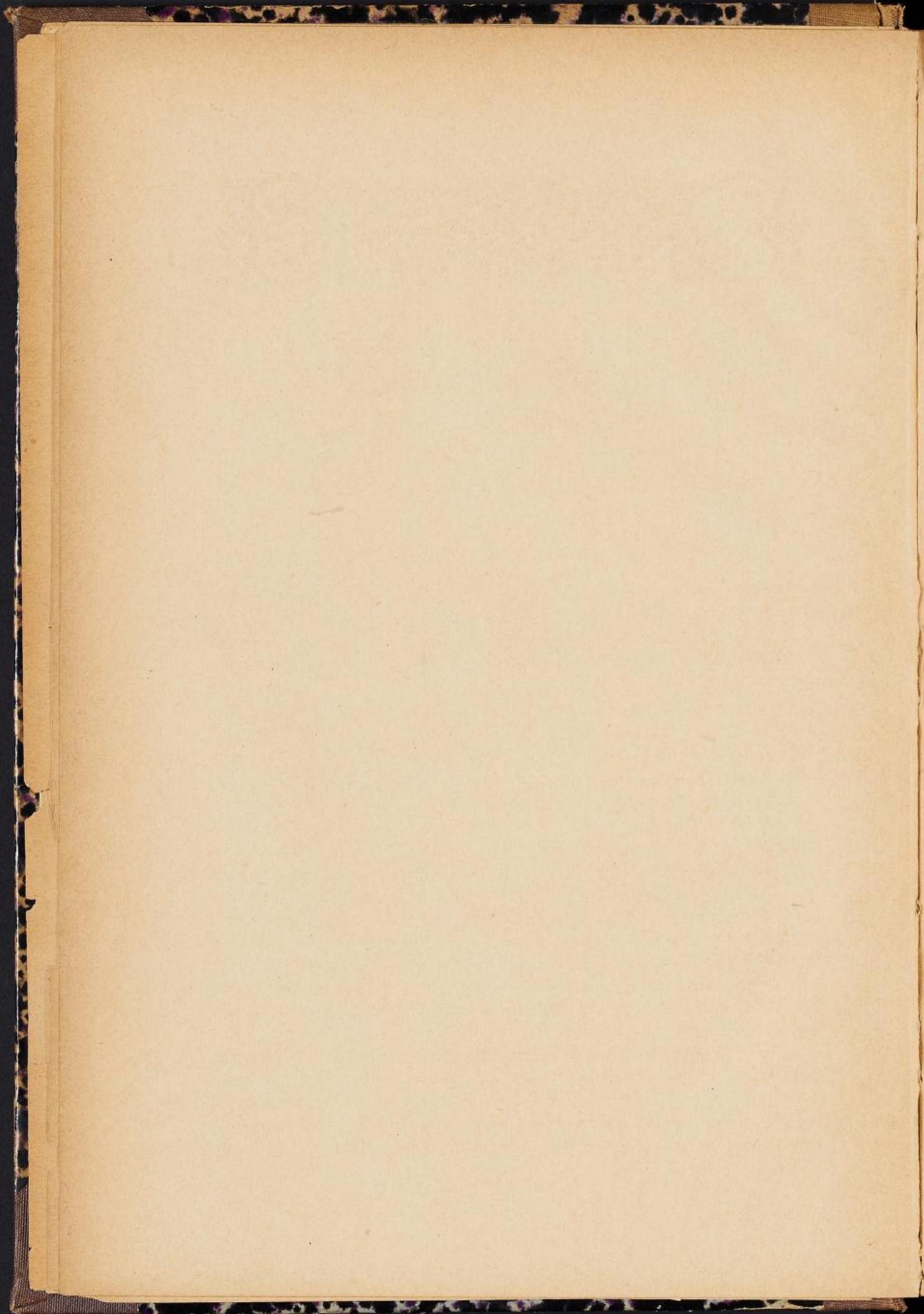
Paul Lindau.

IX. Band. — April 1879. — 25. Heft.

(Mit einem Prospekt in Beilage: Emilie Hagler.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Das verlorene Paradies.

Novelle

von

W. H. Kiehl.

— München. —

I.

Der Professor führte immer dreierlei Visitenkarten in seiner Brief-
tasche. Die feinste Sorte zeigte, elegant gestochen, die Schrift:
„Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie an
der Universität * * *, correspondirendes Mitglied der Akademie
der Wissenschaften zu —“ zc.

Diese stolze Karte pflegte er abzugeben, wenn er recht demüthig und
bescheiden gesinnt war und sich sagte: ich bin ein unbekannter Mann, die
Leute wissen nicht, wer vor sie treten wird, außer sie haben meine sämt-
lichen Titel gestochen gelesen.

Die zweite, bescheidnere Sorte war gedruckt und trug bloß die Aufschrift:
„Dr. Alcuin Walter.“ Er benützte sie, wenn er sich mit einigem Selbst-
gefühl als der bekannte Gelehrte einzuführen hoffte, dessen Namen die gebildete
Welt wenigstens kennt, obgleich sie seine Schriften noch nicht gelesen hat.

Erwartete er aber, daß der Empfänger ihn als berühmten Mann oder
als Freund begrüßen werde, setzte er Verehrung für seine Person und seine
Werke voraus, dann überreichte er mit berechtigtem Stolze die dritte, schlichteste
Karte. Eigenhändig, mit groß und kühn ausgreifendem Federzuge hatte er
den bloßen Namen ohne Doctor auf die Karte mehr geblickt als geschrieben.
Sie konnte vom Empfänger zugleich für seine Autographen-Sammlung auf-
gehoben werden.

Der richtige Universitäts-Professor ist der Weltmann unter den Gelehrten;
warum soll er sich nicht auch mit seinen Visitenkarten weltmännisch einrichten?

Unser Freund stand eben vor dem Pfortnerhäuschen des reizenden Parks,
der die „Villa Bechen“ bei Trier umschließt, und besann sich einen Augenblick,
nach welcher Karte er greifen sollte. Rasch entschieden nahm er die dritte,

gab sie dem Pförtner und sprach sehr fest: „Die gnädige Frau wird mich erwarten.“

Etwas überrascht maß der Pförtner den völlig Unbekannten und entfernte sich dann, ihn anzumelden.

Besuche kamen nämlich in dieser Villa gar nicht vor. Frau von Bechen, eine norddeutsche Dame, hatte vor mehreren Jahren das reizende Besitzthum gekauft, welches nun ihren Namen führte; aber sie war und blieb eine Fremde, sie verkehrte mit Niemand in dem so geselligen und gastreichen Trier. Man wußte nur, daß sie von ihrem Manne getrennt und fabelhaft reich sei, dazu schön, geistvoll, gebildet, liebenswürdig, vierunddreißig Jahre alt, kinderlos und so gesund, daß sie nicht einmal eine interessante Migräne hatte. Trotzdem hatte sie den berühmtesten Arzt der Stadt als Hausarzt angenommen, der dann alle vierzehn Tage in der verzauberten Villa erschien, um eine Patientin zu behandeln, welcher nichts fehlte. „Andere Leute“, so pflegte der würdige Geheime Sanitätsrath zu sagen, „consultiren mich über ihre Krankheiten, Frau von Bechen consultirt mich über ihre Gesundheit, und das ist alleweil die angenehmste Praxis.“

Uebrigens gehört ein Hausarzt in jedes vornehme Haus, und Frau von Bechen war sehr vornehm.

Der Geheimrath brachte die einzige Kunde von der räthselhaften Frau in die Stadt, und so charakterisirte er denn auch, ein ebenso scharfer Beobachter der Seele wie des Leibes, ihr aristokratisches Wesen unter Freunden folgendermaßen:

„Es gibt plumpe und feine Aristokraten. Die plumpen wollen herrschen, imponiren, sie fordern Huldigung, Bevorzugung, sie wollen als ganz besondere Menschen beneidet und schüchtern von unten angeblickt werden. Das sind die männlicheren Naturen, gleichviel sonst ob Mann oder Frau. Der feine Aristokrat, mehr weiblichen Wesens, begehrt dies Alles nicht. Er will nur unabhängig, er will sein eigener Herr sein, unberührt von allem fremdartig Aufdringlichen, Unfeinen, Gemeinen. Imperare — schreibt der Eine über seinen Wappenschild, Noli me tangere — der Andere. Wird der plumpe Aristokrat verrückt, dann verfällt er dem Größenwahn, wird es der feine, dann verfällt er dem Einsamkeits- und Keulichkeits-Wahnjinn. Eine Aristokratin dieser zweiten Klasse ist Frau von Bechen. Verhüte Gott, daß ich die treffliche Frau für verrückt erklärte; aber wenn ihrem Gemüthe ja einmal Gefahr drohen sollte, so wäre es doch von dieser Seite.“

So sprach der Arzt und that sein Möglichstes, dieser Gefahr vorzubauen, indem er bei seinen Besuchen die kleine Chronik der Trierer Gesellschaft höchst artig und verlockend berichtete, damit die einsame Dame doch auch einmal Lust bekomme, diesen interessanten Verhältnissen und Personen nahe zu treten. Allein Frau von Bechen hörte mit dem einen Ohre halb zu und mit dem andern gar nicht und blieb gegen die ganze Welt im Allgemeinen und die Trier'sche im Besondern so gleichgültig wie zuvor.

Als jedoch der Arzt unlängst nebenbei eines fremden jungen Professors, des bekannten Alcuin Walter gedachte, der durch sein heiter anregendes Wesen die gelehrten Häupter der Stadt entzückte, da horchte Frau von Bechen auf, als wecke sie der Name aus einem Traum, und fragte den Erzähler, ob er Herrn Walter kenne? und der Doctor, höchst erstaunt, fragte ebenso rasch, ob die gnädige Frau ihn denn kenne? Und sie wollte geschwind wissen, was den jungen Mann nach Trier geführt und ob er schon länger hier sei und bleiben werde? Und kaum hatte der Gefragte Zeit zu antworten, daß Walter auf einer Ferienreise in Trier seit mehreren Wochen Raft gemacht habe, weil ihm Stadt und Leute so überaus gefielen, so fragte sie auch schon nach der Adresse des Professors; denn sie wolle ihn bitten, daß er sie besuche, sie wolle ihn kennen lernen. —

„Also kennen Sie ihn noch gar nicht?“ fiel der Doctor ein.

„Persönlich nicht!“

„Erstaunlich!“ rief Jener.

„Aber was ist es denn Erstaunliches,“ fragte die Dame, anmuthig aufgeregt, „wenn ich einen berühmten Gelehrten kennen lernen will, der das ganze gelehrte Trier entzückt?“

„In der That, das ist nichts Erstaunliches, — und ich erstaune nur über mich selbst, gnädige Frau, weil ich Sie zu kennen glaubte und plötzlich einsehe, daß ich Sie erst kennen lernen muß.“

Noch am selben Tage erhielt Professor Walter ein Billet folgenden Inhalts: „Es würde mich freuen, Sie in nächster Zeit auf meiner Villa zu sehen. Meine Empfangstunde ist Nachmittags fünf Uhr. Martha von Bechen.“

Der Professor, welcher sich nur dunkler Reden entsann, die seine Trierer Freunde über die unnahbare Dame hatten fallen lassen, und der außerdem in seinem Leben nichts von einer Frau von Bechen gehört, dachte bei sich, „die vornehmen Leute haben doch ein unschätzbares Privileg: je resoluter sie ohne Umstände thun und sagen, was sie wollen, für desto vornehmer gelten sie. Nicht einmal drei entschuldigende Worte über den Raub an meiner kostbaren Zeit, keine Zeile, weshalb sie mich zu sehen wünscht; — ich soll nur einfach kommen! Und ich werde kommen.“

So war also Professor Walter schon am nächsten Tage Punkt fünf Uhr vor dem Pförtnerhäuschen der Villa erschienen, und wir begreifen nun auch, weshalb er die bescheidenste und stolzeste, die geschriebene Visitenkarte abgab. Denn wenn Frau von Bechen ihn einzig und allein von allen Menschen sehen wollte, so mußte sie auch wissen, was er ohne Titel werth sei.

II.

Eine Frau, die wahrhaft schön ist, ohne daß sie daran denkt, duldet eine schöne Gesellschafterin neben sich; nur wer schön sein möchte, sucht die Folie des Unbedeutenden und Häßlichen.

Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz durch die Seele des Professors, als ihn Frau von Bechen begrüßte; denn er hatte eine schöne Frau zu sehen erwartet und sah nun zwei auf einmal: die Herrin und ihre Gesellschaftsdame, Miß Morlan.

Allein Miß Morlan blieb eine stumme Person; sie sprach nur englisch. Und fast wäre Frau von Bechen nach den ersten Worten des Empfangs gleichfalls eine stumme Person geworden, da sie beim Anblick des Fremden augenscheinlich mehr von Ideen erfaßt wurde, die sie nicht aussprach, als von solchen, die sie hatte aussprechen wollen.

Doch sammelte sie sich rasch und entschuldigte sich, daß sie es gewagt habe, Herrn Walter auf eine Stunde seinen Studien und seinen Freunden zu entziehen. Allein sie hoffe ihn einigermaßen zu entschädigen durch den Anblick des antiken Mosaikbodens, der hier auf der Villa gefunden worden sei, und der ihn ohne Zweifel interessiren werde.

„Eines Mosaikbodens?“ fragte der Professor mit der Miene vollkommenster Unwissenheit.

„Meines Mosaikbodens,“ wiederholte Frau von Bechen; „ich habe das volle Eigenthumsrecht des seltenen Fundes erworben. Und Sie haben noch nichts von dieser Mosaik gehört?“

Der Professor blieb stumm und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopfe. Als ehrlicher Mann wollte er nämlich nicht geradeaus mit Worten lügen, aber mit Schweigen darf man's schon eher, namentlich wenn man eine schöne Dame ein klein wenig ärgern will. Und das wollte er. Denn er hatte genug von der merkwürdigen Mosaik vernommen, aber auch, daß die Besitzerin den kostbaren Fund vor den Augen aller Alterthumsfreunde verschlossen und dadurch das ganze gelehrte Trier verstimmt und das ganze neugierige Trier entrüstet hatte.

Jetzt war auch sie merkbar verstimmt über seine Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Ach, das war so ächt weiblich, oder richtiger — so ächt menschlich. Erst ärgerte sie's, daß alle Welt sich um ihren Schatz kümmere, und nun ärgerte sie sich, daß der erste Mensch, den sie darauf ansprach, sich noch gar nicht um ihren Schatz gekümmert hatte. Professor Walter aber verharrte im Schweigen, um sich noch eine Weile an ihrer reizenden Schwäche zu weiden. Und das war wieder so ächt menschlich! Anfangs fand er die Dame sehr liebenswürdig, weil sie ihm wie ein ganz vollkommenes Wesen erschien, und jetzt dünkte sie ihm noch viel liebenswürdiger, weil sie eine kleine Schwäche zeigte.

Nach kurzer Pause nahm Frau von Bechen wieder das Wort: „Ich bin gespannt auf die Deutung, welche Sie dem Bildwerk meiner Mosaik geben werden, vorab aber möchte ich über das Alter und den Kunstwerth derselben durch den Ausspruch eines so gewiegten und berühmten Kunst-Archäologen belehrt sein.“

Nun war die Reihe der beschämten Verwunderung an dem Professor. Die schöne Frau hielt ihn für einen Archäologen! Also hätte er wohl die

gestochene Karte mit dem vollen Titel und nicht die titellos geschriebene abgeben sollen. Er hatte sich eben so irrthümlich eingebildet, daß Frau von Bechen seine Schriften kenne, wie sie, daß er von ihrer Mosaik gehört habe.

„Ich bin Philologe,“ erwiderte er, freundlich belehrend. „Kunst-Archäolog bin ich leider nicht, — leider, in diesem Falle; denn sonst pflege ich zu sagen: Gottlob!“

„Und ich glaubte, Beides sei ein und dasselbe!“ sagte sie lächelnd.

„Reizende Unwissenheit!“ dachte der Gelehrte, „reizender noch als ihr Lächeln,“ und saß sie wieder um ein Stück liebenswürdiger.

„Aber ist es denn ein Unglück Archäolog zu sein, da Sie — Gottlob — Keiner zu sein behaupten?“

„Ein Unglück in der That! Die Kunst-Archäologie ist eine überaus nothwendige Wissenschaft, wir Philologen können ihrer Hülfarbeit nicht entbehren, wir schätzen die Archäologen als Brüder, aber wir bedauern sie zugleich. Der Archäolog übt die Kunst, da etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen und etwas zu finden, wo nichts ist. Er erbaut sich eine Welt auf Trümmern und auf Luft. Den meisten antiken Marmorbildern fehlt Hand und Fuß, nicht wenigen auch Arm und Bein, sehr vielen der Kopf, allen aber die Nase. So sind diese höchsten Kunstwerke selber das wahre Symbol der Kunst-Archäologie, die überdies noch viel zu jung ist, zu gährend, zu unreif, um ihre Jünger beglücken zu können. Wir Philologen dagegen stehen auf altgefestetem Boden. Die griechische Sprache ist ein voll gerundetes Ganze, das harmonischste Ganze in dieser unharmonischen Welt. Beklagen gleich auch wir viele Lücken und Trümmer der Literatur, so ist uns doch des Besten genug erhalten, und etwas Sehnsucht nach dem Verlorenen gehört überall zum vollen Glück. Die Gesetze der Grammatik sind unantastbar, wie die Gesetze der Logik und Mathematik, und diese Gewißheit giebt ein beseligendes Gefühl in all den Wirbeln und Strudeln unsers Dichtens und Trachtens. Die Archäologen fangen erst an, wir Philologen aber sind beinahe fertig; denn die griechische Sprache und Literatur liegt fertig vor; und man kann doch nicht immer wieder von vorn anfangen mit Textkritik und Exegese und Grammatik einer todten Sprache. Aber in diesem Tode waltet zugleich das ewige Leben, in diesem Alterthum blüht die ewige Jugend. Ein jeder Mensch muß einen Glauben haben, und wir glauben an die unantastbare Vollendung der griechischen Sprache als der edelsten aller Sprachen, an die nie zu erreichende Meistererschaft der griechischen Poesie als der höchst classischen, ewig mustergültigen. Der Geschmack wechselt, die Wissenschaft schreitet rastlos fort. Gerade deshalb aber bedürfen wir eines festen Punktes, von dem alle Wissenschaft ausgeht, und auf den sie immer wieder zurückgreift, — das sind die classischen Sprachen — und einer Kunst, die über allem Wechsel des Geschmackes steht, und diese finde ich in Homer und Sophokles. Aber nicht bloß der Gelehrte, auch der Mensch findet Befriedigung und Glück in der Weihe des attischen Geistes. Die Jugend sehnt sich nach einem Paradiese der Zukunft; sind wir aber einmal über die

Mittagsstunde des Lebens hinausgeschritten, dann sehnen wir uns wieder zurück nach einem verlorenen Paradiese, nach dem Paradies der Jugend. Das gilt vom Leben jedes Einzelnen, das gilt vom Leben der Völker. Und das verlorene Paradies der modernen Culturvölker ist das classische Alterthum, das herrliche Jünglingsalter der Menschheit“ — —

Der Professor unterbrach sich; er merkte, daß er allein spreche, daß er docire; und es ist geschmacklos, in Gesellschaft zu dociren, vorab bei schönen Frauen.

Frau von Bechen hatte während der ganzen Rede vor sich hin auf den Tisch geblickt, wo seine Visitenkarte lag. Hatte sie zugehört? hatte sie ihn verstanden?

Als er schwieg, sah sie ihn mit großen Augen an, nahm die Karte und sprach: „Ihr Namenszug gleicht der Handschrift Ihres seligen Bruders Hugo zum Verwechseln. Es ist die Walter'sche Familienhand. Ihr Bruder sagte mir, daß er seine Schriftzüge trotz aller Gegenbemühungen des Schreiblehrers der derben altmodischen Feder seines Vaters nachgebildet, so widerstandlos habe der gestrenge alte Herr überall sein Haus beherrscht und bestimmt.“

„Sie kannten meinen Bruder?“

„Ich kannte ihn nicht bloß: er war mein bester Freund und ich bin ihm zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. Als darum mein Arzt gestern Ihren Namen nannte, als ich erfuhr, daß Sie in Trier weilen, beschloß ich sofort, Sie zu sehen, ich lud Sie ein, obgleich ich sonst jeden Besuch ablehne, weil ich in meinem köstlichsten Besiz, in meiner Einsamkeit, nicht gestört sein will.“

Nun ging dem Professor ein Licht auf über das Entgegenkommen der unnahbaren Dame, und er verzieh ihr, daß sie von seinem philologischen Ruhme offenbar gar nichts wußte.

Sie fuhr fort: „So sehr Ihre Schrift der brüderlichen gleicht, finde ich doch in Gesicht und Gestalt nur geringe Aehnlichkeit.“

„Auch Andere bemerken das Gleiche,“ entgegnete Jener. „Hugo schlug in die väterliche Art; ich dagegen in die mütterliche.“

„Aber mehr noch als Ihre Handschrift gemahnten mich die Gedanken, welche Sie vorhin so beredt entwickelten, an Ihren verstorbenen Bruder. Und doch ist auch da wieder ein großer Unterschied. Genau wie Sie von Ihren griechischen Büchern, sprach er, der Pastor, von seiner Bibel, und tröstete sich und uns damit, daß uns hier in allem Wandel des Wissens und Lebens ein unwandelbar und ewig Festes gegeben sei. Doch hat Ihnen der Bruder niemals von seinem Verkehr mit meiner Familie, von seinen Besuchen auf Schloß Laubenstein erzählt?“

„Ich habe Hugo leider nur wenig gekannt. Fünfzehn Jahre älter als ich, verließ er das Elternhaus und bezog die Universität, da ich erst drei Jahre zählte; dann kam er rasch in's Amt auf weitentlegenen Ortschaften und starb als Pastor zu Schönau, als ich eben in Leipzig studirte.“

„Meine väterlichen Güter,“ bemerkte Frau von Bechen, „liegen bei Schönau, und Schloß Laubenstein gehörte zu seiner Pfarrei. Es sind nun zehn Jahre seit Ihres Bruders Tod — doch warum rede ich von diesen Dingen! Ich wollte Ihnen ja den antiken Mosaikboden zeigen.“

Sie erhob sich und schwieg, als scheue sie vor Erinnerungen zurück, zu denen sie sich doch sichtbar hingezogen fühlte.

Der Professor bat sie fortzufahren, und sie setzte sich zögernd wieder und sprach leise vor sich hin:

„Sei es denn! Es ist eine kurze und traurige Geschichte. In meinen letzten Mädchenjahren wohnte ich mit meinem Vater und Bruder auf Laubenstein. Meine Mutter war schon lange todt; mein Bruder, der einzige männliche Sproß unseres Hauses, ein reich begabter Jüngling, der Stolz und die Hoffnung des alternden Vaters. Da geschah es eines Tages, es war am Hubertustage 1863, daß mein Vater und Bruder zur Theilnahme an einem großen Treibjagen auszogen, und am Abend kam der verzweifelte Vater mit der Leiche des Sohnes wieder heim. Eine verirrte Kugel hatte Karl getödtet; man konnte nicht feststellen, von welchem Schützen sie gekommen, allein mein Vater behauptete, er selbst sei der unselige Schütze gewesen, und während sämtliche Jagdgenossen erhärteten, daß der arme Karl durch seine eigene Unvorsichtigkeit plötzlich in die Schußlinie gerathen, war mein Vater nicht von dem Glauben abzubringen, daß er vielmehr den eigenen Sohn erschossen habe. Er verfiel in Tiefsinn und kränkelte und hat sich nie wieder erholt.“

Ach, das war eine entsetzliche Zeit! und wir wären vergangen vor Jammer, wenn Ihr Bruder nicht die einzige Stütze meines unglücklichen Vaters gewesen wäre. Er besuchte ihn fast täglich; nicht, um ihn mit Trostgründen zu beruhigen, die doch nur vielmehr das Trostlose unseres Jammers immer neu hätten erscheinen lassen, sondern, um seinen brütend sich zermarternden Geist auf andere Dinge abzulenken. Ihr Bruder war kein Pietist, aber man nannte ihn einen Mystiker, weil ihm die religiöse Erkenntniß nicht ein Vorschreiten von Licht zu Licht, sondern von Geheimniß zu Geheimniß war, und ihr letztes Ziel nicht die Fülle des Besitzes, sondern die Kraft der Entfagung. Und — denken Sie! — Ihr Bruder erleichterte meines Vaters Leiden, indem er denselben Ton anschlug, den Sie vorhin angeschlagen, nur in weit volleren Accorden: — er erzählte ihm vom verlorenen Paradies! Er sprach von dem seligen Frieden, der anfangs zwischen den Menschen und der übrigen Welt gewaltet, von der ursprünglichen Reinheit und dem angeborenen Adel unserer Natur, er flocht die ältesten Sagen der Völker, die davon reden und träumen, mit der Hand des Dichters zum wunderschönen Kranze, die Sagen vom Paradies, dessen Ort und Zeit man überall sucht, und nirgends findet, weil es niemals außer uns gewesen ist, sondern immer — verschleiert und unerkant — in uns selber. Dann lasen wir gemeinsam Miltons ‚Verlorenes Paradies‘, und über den kühnen Bildern und den scharfen Gedanken, die so mächtig aus der dämmernden, ungestalteten Sagen-

welt des Poeten aufblitzen, vergaß mein Vater stundenlang seine Seelenmarter. Als wir aber mit dem verlorenen Paradiese des großen Briten zu Ende gekommen waren, fuhr Ihr Bruder nicht fort, nun auch das ‚Wiedergewonnene Paradies‘ vorzulesen, denn er behauptete, hier sei die Kraft des Dichters erlahmt, wie ja überhaupt der zauberhafte Mondstrahl jeglicher Poesie nur in der Dämmerung leuchte. Und so meinte er, es gebe nur ein ächtes und unvergängliches Buch vom wiedergewonnenen Paradiese, welches eben darum kein Gedicht sei — das Evangelium. Mit der ganzen Gewalt seines dichterischen Geistes zeichnete er uns dann die reine Lichtgestalt Christi in dessen eigenen Worten, daß wir gleichsam mit Augen den Sonnenschein des Paradieses sahen, wie er während der kurzen Jahre, die der Herr auf Erden wandelte, diese dunkle Welt bestrahlt hat. Aber dieses wiedergewonnene Paradies — so meinte Ihr seliger Bruder — gehe uns auch täglich wieder verloren, und wir müßten es fort und fort wieder zu gewinnen trachten; denn Gott schenke uns gar nichts, nicht einmal den Traum eines Paradieses; und so möge der Mensch immerhin mit den Thieren den Kampf um's Dasein kämpfen, aber für sich allein kämpfe er den Kampf um das verlorene Paradies. — — —

Das waren die einzigen Gedanken, welche die Nacht des Trübfinns meines Vaters zeitweilig zu erhellen vermochten, und so wurde ihm zuletzt auch der Todeskampf leicht, weil er im Rückschauen auf das verlorene und wiedergewonnene Paradies hinüberschlummerte.“

Mit halbblauer Stimme, den Blick zum Boden gesenkt, hatte Frau von Bechen das Alles so vor sich hin gesprochen. Sie fuhr plötzlich empor, wie aus einem Traum erwachend und sagte lächelnd, den Gast hell anblickend: „War es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß das erste Wort, welches Sie an mich richteten, gleichfalls dem verlorenen Paradiese galt? Und daran war die Archäologie schuld und mein Mosaikboden. Und diese Mosaik will ich Ihnen jetzt zeigen!“

III.

Der Weg zum Fundorte des alten Kunstwerkes führte fast durch den ganzen Park.

Allein Walter ging schweigend neben der Dame, die gleichfalls kein Wort redete. Wenn man sich recht tief ausgesprochen hat, dann muß man sich eine Weile ausschweigen. Allein obgleich der Professor so ganz in Gedanken dahinging, bemerkte er doch nebenbei, wie sorgsam und geschmackvoll der ganze Garten gepflegt war. Nirgend's eine leere oder verwilderte Stelle; kein welkes Blatt, das die reinen Pfade verunziert hätte; jede Pflanzengruppe am rechten Ort, kein Vordrängen, Ueberwuchern und doch auch kein steifer Zwang: — das anmuthig maßvolle Wesen der feinsinnigen Besitzerin schien sich hier auch der Natur mitgetheilt zu haben.

Desto schneidender war der Contrast, als sie am Ende des Parkes anlangten. Mitten im Gebüsch erhob sich ein roher Bretterzaun. Die Thüre war verschlossen und konnte vom Gärtner nur mit großer Mühe geöffnet werden; denn das Schloß fand sich ganz verrostet.

Der Innenraum zeigte einen verlassenen Bauplatz: es lagen noch Bausteine gehäuft, zwischen denen bereits Gras wucherte, und die aufgeworfenen Erdhaufen überspann garstiges Unkraut. In der Mitte stand eine große Bretterhütte — zum Schutze des antiken Mosaikbodens.

Frau von Bechen hatte den Ort während des ganzen Jahres noch nicht betreten und war nun selbst verblüfft und beschämt, als sie die Wüstenei erblickte.

„Ich muß mich entschuldigen über diese Verwahrlosung,“ sprach sie zu dem erstaunten Professor, — „ich will Ihnen die kurze Geschichte meiner Mosaik erzählen, das wird meine Entschuldigung sein. Voriges Jahr wollte ich hier ein Häuschen bauen lassen, eine Einsiedelei für meine stillsten Stunden. Beim Ausgraben des Fundaments stießen die Arbeiter auf altes Mauerwerk; und bei weiterem Nachforschen fand sich der trefflich erhaltene Mosaikboden. Ich ließ den Bau sofort einstellen, um die Mosaik nicht zu zerstören; und sie liegt noch in der Erde, wo sie lag. Oder richtiger: dieser Fund war mir ein angenehmer Vorwand, den ganzen Bau aufzugeben. Ach, das war ein Staub, und Schmutz, ein ewiges Kommen und Gehen der Maurer, ein rohes Reden und Schreien! Und alles Unfertige, Unreinliche, alles Tumultuarische ist mir so qualvoll! Als aber die Maurer fortblieben, wollten die Gelehrten eindringen, und ich glaube, die würden mir zuletzt noch mehr Tumult gemacht haben als die Maurer. Ich erwarb das volle Eigenthum des unterirdischen Fundes, ich ließ ihn bedecken und den Platz absperren, um meine Ruhe zu haben. Ich meide diese Stätte der Unordnung; wäre ich nicht so überaus ordentlich, so würde es hier unmordentlicher aussehen, und wären Sie nicht Ihres Bruders Bruder, und hätte ich Sie nicht für einen Archäologen gehalten, dem ich Artigkeit mit Artigkeit lohnen wollte, so würden auch Sie niemals diese Wüstenei gesehen haben.“

Der Professor trat unter das Schutzdach und stieg hinab in die Grube, wo nun die Mosaik, schlecht genug beleuchtet, vor ihm lag. Ein kunstreicher Doppelrahmen, außen mit Mäandern, innen mit Palmetten geschmückt, umschloß die Bildfläche, welche einen Meergott darstellte, auf einer Muschel blasend. Ein anderes nur fragmentarisches Quadrat zeigte zwei menschliche Figuren, die im Zwiellichte nicht genauer zu erkennen waren.

Obgleich Professor Walter das selbstvergessene Sichversenken in's classische Alterthum kaum als das höchste Glück gepriesen, so blickte er doch jetzt, wo ihm die Antike leibhaftig gegenüber stand, nur mit sehr zerstreutem Auge auf dieses Fragment seines verlorenen Paradieses. Seine Gedanken waren viel mehr bei der schönen Begleiterin, und die Räthsel ihrer Seele schienen ihm zur Zeit lockender, als alle Bilderräthsel der alten Welt.

„Was ist nun Ihr Urtheil?“ fragte Frau von Bechen endlich, nachdem sie lange genug auf ein Wort aus dem Munde des Gelehrten gewartet hatte.

„Mein Urtheil? worüber?“ fragte dieser seinerseits verwirrt.

„Nun ich denke über den Mosaikboden, der da vor uns liegt.“

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich diesen alten Boden bis jetzt noch sehr unaufmerksam betrachtet habe; — es ist ohne Zweifel ein merkwürdiger Fund. — Sie würdigten mich vorhin Ihres Vertrauens, — Sie erzählten mir Einiges aus Ihrem Leben, — so viel und so wenig, daß ich in wärmster Theilnahme noch weit mehr zu erfahren wünschte; — ein merkwürdiger Fund! Diese Doppel-Mäander schlingen sich so anmuthig in einander, ein Sinnbild des ohne Anfang und Ende in geheimnißvoller Verflechtung dahinschwebenden Seins und Werdens, und dieser Meer-gott — —“

Er hielt inne, das Bild genauer untersuchend und offenbar jetzt plötzlich ganz von diesem Gegenstande gepackt. Seine Augen glänzten mit einem Male begeistert, und er rief mit erschreckendem Ungestüm: „Wunderbar! Herrlich! Welch' ein Glück!“ ---

Frau von Bechen sah ihn staunend an; sie wußte garnicht, was plötzlich so Herrliches und Wunderbares aus dem alten Fußboden geworden sei, der dem Professor vor fünf Minuten noch kaum eines Blickes werth erschienen.

„Diese Mosaik,“ so fuhr er etwas ruhiger fort, „hat hohen kunstgeschichtlichen Werth, sie ergänzt eine schmerzlich empfundene Lücke, wosern mich mein Auge nicht trügt, mein Gedächtniß nicht täuscht — und wosern die Hypothese richtig ist, die mir eben durch den Kopf fährt.“

Da der Professor wiederum schwieg, so nahm die Dame das Wort: „Sie sagten vorhin, der Archäolog übe die Kunst, da etwas zu finden, wo nichts ist, und etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen. Ich gehöre zu den anderen Leuten, und Sie selbst sind, wie mir scheint, mit einemale Archäolog geworden!“

„Nein! ich gehöre auch zu den anderen Leuten, und eben darum halte ich noch zurück mit meiner Hypothese. Aber die Archäologie ist eine ansteckende Krankheit. Es lockt mich mit dämonischer Gewalt, den Text dieser Steine zu entziffern. Sagte ich nicht, die Archäologie hat etwas ewig Beunruhigendes? Sie reizt und befriedigt nicht, und seit Sie mich zum Archäologen gemacht, hat auch mich diese Unruhe gefaßt. Vielleicht täusche ich mich über der Werth Ihrer Mosaik; das einzig Gewisse in der Welt bleibt zuletzt doch immer — ein Buch; hat das nicht mein Bruder auch so gesagt? — ich meine freilich zunächst ein Quellenbuch oder ein Gesetzbuch der Kritik. Ich muß Bücher nachschlagen, um meiner Vermuthung gewiß zu werden, und das kann ich nur morgen früh auf der Trierer Stadtbibliothek. Gestatten Sie mir darum abzubrechen — an der Pforte des Quellenstudiums.“

Frau von Bechen gestattete dies gern, bat aber den Professor, morgen Nachmittag wieder zu kommen und ihr vom Ergebniß seiner Studien zu

berichten. Er hatte diese Bitte im voraus gewünscht, und versprach also auch sehr gern sie zu erfüllen.

So schieden sie.

Beim Nachhausegehen sprangen die Gedanken des Gelehrten fortwährend herüber und hinüber von der alten Mosaik zu der jungen Frau und von der jungen Frau zu der alten Mosaik. In der Besitzerin der unnahbaren Villa hatte er eine Sonderlingsnatur erwartet, die er leicht übersehen, an deren Launen er sich vielleicht belustigen könnte, und statt dessen fand er eine Frau von so sicherem Wesen, so feinem Takt, so reichem Gemüth, deren eigenartiger Charakter von Geheimnissen umhüllt war, die ihn ernst und tief bewegten und zur wärmsten Theilnahme zwangen. Und es dünkte ihm, als sei die Ergründung einer Menschenseele und eines Menschenschicksals fast noch dämonischer bestrickend wie die Probleme der Kunst-Archäologie, jedenfalls aber mehr archäologisch aufregend als philologisch beruhigend.

IV.

Am andern Morgen konnte er kaum die Bibliothekstunde erwarten und trat voller Spannung in das Directionszimmer der berühmten städtischen Bücherei.

Es war ein angenehm frischer Tag, ein Nachtgewitter hatte die gestrige Augusthitze erquickend abgekühlt. Aber in dem Zimmer brütete eine Gluth, daß Walter an der Thüre zurückprallte: 23 Grad Réaumur — der Bibliothekar hatte eingheizt! Der treffliche Mann hatte nämlich lange Zeit in Batavia gelebt, bevor er diesen Ruheposten fand, sein verlorne Paradies lag unter den Palmen der ostindischen Inseln, und er träumte sich erst dann recht warm in das selige Behagen seiner Bücherherrschaft, wenn andere Leute einen Schlaganfall fürchteten.

Ein frischer Greis, das glühend rothe Gesicht von lang herabfallendem schneeweißem Haar und einem mächtigen, weißen Bart umrahmt, fragte er den Professor artig nach seinem Begehren.

In etwas zweifelndem Tone fragte dieser wiederum, ob etwa der französische Bericht über die Expédition scientifique de la Morée von 1831 hier zu finden sei?

Der Alte gab gar keine Antwort, sondern deutete nur durch Blick und Miene an, daß es beleidigend sei, bei einer so ausgezeichneten Bibliothek überhaupt an dem Vorhandensein irgend eines Buches zu zweifeln, schlug flugs den richtigen Band des Kataloges auf, rief dem Diener zu: „Artes, 3534!“ Der Diener flog davon und in wenigen Minuten lag das gewünschte Buch auf dem Tische.

„Es ist mein Stolz, daß man hier nach einem Buche nur selten vergebens fragt,“ sagte der Bibliothekar, „und es ist meine Freude, wenn ein vorhandenes Buch nicht ausgeliehen daß ist, so ich die Leute befriedigen kann;

wäre das Buch aber ausgeliehen, so würde mich dies gleichfalls freuen, denn es ist der Beweis, daß meine Bibliothek fleißig benutzt wird.“

Der Professor empfahl sich dankend und sprach vor der Thüre zu sich selbst: „Mag kommen was da will, so freut es diesen Mann; das ist der ächte Optimismus, den man nur im täglichen Umgang mit hunderttausend Büchern gewinnt. Wenn ich noch einmal zur Welt komme, so möchte ich als Bibliothekar geboren werden. Der glücklichste König auf Erden ist doch so ein Bibliothekbeherrscher. Seine Unterthanen stehen wohlgeordnet in Reih' und Glied, sie räsonniren und rebelliren nicht und sind allezeit seine treuen Freunde; er möchte keinen vermissen, er liebt sie alle und ist verliebt in viele. Die besten schätzt er, weil sie so selten gut, die schlechten, weil sie so selten schlecht sind und bei den mittelmäßigen entzückt ihn die ungeheure Masse.“

Im stillen Hofe des Bibliothekgebäudes angelangt, durchblätterte der Professor rasch sein Buch, fand die richtige Stelle und ging nun lesend weiter durch die Straßen; und als er — der Weg ist nicht weit — in das Thor seines Gasthofes, des „rothen Hauses“, trat, hatte er bereits alle Belege gefunden, seine Hypothese stand mauerfest. Seelenvergnügt eilte er auf sein Zimmer, unzufrieden nur über die entsetzlich lange Zeit, die er noch warten mußte, bis er auf der Villa Bechen Bericht erstatten konnte — noch ganze fünf Stunden!

Allein auch diese fünf Stunden vergingen, wie Alles in der Welt, und als er nun wieder der lebenswürdigen Dame gegenüber saß wie gestern, auf demselben Stuhle wie gestern, zur selben Stunde, im selben Sonnenschein, mit derselben stummen Engländerin zur Seite, da war es ihm als sei seitdem gar keine Zeit verflossen und er sei niemals fort gewesen.

Man schritt bald zur Hauptsache, zur Mosaik, und so gingen sie selbstwie wieder durch den Park wie gestern, der heute gerade so rein und nett erschien. Aber an dem Bretterzaune sah es anders aus. Die Erdhaufen waren eingeebnet, die Bausteine ordentlich zur Seite gesetzt, das wuchernde Gras und Unkraut verschwunden.

„Ich wollte vordem hier eine Einsiedelei bauen,“ sagte Frau von Bechen schalkhaft, sich an des Professors Ueberraschung ergötzend, „und es war unversehens eine Wüstenei geworden. Ich glaube fast, die wirklichen Eremiten sind die unmordentlichsten Menschen, bloß weil sie immer allein sind.“

„Die Eremiten wohl, gnädige Frau, aber die Eremitinnen nicht, wie Ihre Villa bezeugt. Sie haben heute hier einen kleinen guten Anfang gemacht, aber Sie werden weiter gehen, Sie werden einen griechischen Tempel über dieser Stätte bauen, denn“ — — hier hielt er lange ein — „Sie sind die glückliche Besitzerin eines seltenen Schazes: — Ihr Mosaikboden ist — griechisch!“

„Aber waren denn die Griechen jemals in Trier?“

Der Gelehrte sah die Fragerin mit großen Augen an; sie war doch niemals anmuthiger, als wenn sie recht unwissend war. „Die Griechen!“ rief

er. „Nein! wie sollten die hierher kommen! Ihr Mosaikboden ist römisch, er ist aber griechisch als römische Mosaik. Griechische Mosaikböden, die griechisch wären, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr, nicht einmal in Griechenland. Das ist ja gerade das Merkwürdigste bei der Sache. Vor vierzig Jahren gab es noch ein kleines Stück griechisch griechischer Mosaik — es ist zerstört worden; es fand sich im Pronaos des Jupitertempels zu Olympia und wurde dort von den Franzosen ausgegraben. So kennen wir es denn auch nur noch aus der Abbildung des französischen Berichtes; sehen Sie hier —“

Bei diesen Worten schlug der Professor das Buch auf, welches er mitgebracht.

„Das ist ja mein Mosaik! Die Mäander, die Palmetten, der Meerergott!“ rief Frau von Bechen. „Genau dieselben Formen, ja dieselben Farben!“

„Allerdings. Und mein Gedächtniß hatte mich gestern nicht getäuscht. Wir besitzen in Mosaik mehrere römische Copieen nach längst verlorenen griechischen Originalen, wie die Alexanderschlacht von Pompeji, den Centaurenkampf in Berlin. Aber ist es nicht wunderbar, daß die getreue römische Nachbildung der einzigen ächt griechischen Mosaik, die ein modernes Auge gesehen, sich nun hier wiederfindet! Olympia und Trier! Und mehr noch. Diese Copie ist vollständiger als jenes Original-Fragment, welches die Franzosen gefunden. Denn wir haben hier noch den Anfang eines zweiten Quadrates mit zwei Figuren, die allerdings greulich verdorben sind. Sie stellen entweder einen Mann und ein Weib dar, oder zwei Männer oder zwei Frauen; ein Drittes ist nicht wohl denkbar, es müßte dean ein besonders scharfes archäologisches Auge am Ende gar eine Thiergestalt heraussehen. Aber wenn man sich auch geeinigt haben wird über Mann oder Weib, Mensch oder Thier, dann wird erst die rechte Controverse beginnen über die Frage, welche Männer und Frauen oder Thiere im ganzen weiten Kreise des mythologischen Personals gemeint seien, und so ist die wissenschaftliche Anregung, welche die gelehrte Welt aus der Enträthselung dieser zwei nicht mehr zu enträthselnden Figuren schöpfen wird, geradezu unabsehbar. Ich meine dies im Ernst. Die größten Thaten des Gedankens wurden überall dadurch vollbracht, daß die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimniß bleiben wird.“

Bei den letzten Worten sprach Frau von Bechen tief bewegt: „Nun höre ich wieder die Stimme Ihres verstorbenen Bruders! Wie oft hat er uns mit anderen Worten dasselbe gesagt!“

Als sie zur Villa zurückgingen, waren Beide anfangs sehr nachdenklich, plötzlich aber fragte die Dame ihren schweigenden Begleiter, wie er sich denn den griechischen Tempel denke, der über der Mosaik erbaut werden solle?

„Nicht eigentlich einen Tempel,“ antwortete Jener, „sondern eine offene Halle mit Säulen jonischer Ordnung. Der Mosaikboden, von einem Umgang umgeben und durch ein zierliches Geländer geschützt, ist maßgebend für die ganze Anlage. Ob Seitenlicht oder Oberlicht günstiger, das wird vorerst noch zu ermitteln sein, und darnach wird der Architekt seinen Aufbau frei und

dennoch stylgerecht zu gestalten haben. Aber denken Sie denn im Ernste daran, diese Halle zu erbauen?"

Frau von Bechen bejahte es. „Und ich will zugleich meine Gründe darlegen. Nicht die wissenschaftliche Bedeutung des alten Fußbodens bewegt mich zu dem Bau, sondern die religiöse. Denn wenn so viele geschiedte und gelehrte Männer in den Schriften und Denkmalen Griechenlands das Urbild des Edeln und Schönen finden und aus ihrem Anschauen Kraft und Verjüngung gewinnen, wenn ihnen Hellas das Zauberwort in allem Wechsel des Völkerdaseins ist, dann ist auch das hellenische Alterthum ihre Religion. Die meinige strebt zu einem anderen Ideale, aber ich lasse jedem die seine, wenn er sie nur treuen Herzens umfaßt. Da ich nun auf meinem Grund und Boden eine Reliquie besitze, zu welcher Gläubige gern wallfahrten möchten, so halte ich's für unrecht, ihnen dies zu wehren. Ja ich lasse ihnen gern eine Kapelle über ihr Heiligthum bauen. Ich werde aber jenen Theil des Parks besonders abzäumen und mit einem eigenen Eingang versehen lassen, damit mich die Wallfahrer nicht stören, die anfangs in Strömen, später tropfenweis kommen werden. Denn auch ich will in meinem Heiligthum nicht gestört werden, in meiner Einsamkeit. Sie sehen, wie die wenigen Worte, die Sie gestern gesprochen, meine Ansicht von der alten Mosaik geändert haben. Und so mag denn jene jonische Halle zugleich auch ein freundliches Erinnerungsmal unsers Zusammentreffens sein. In wenigen Tagen werden Sie von Trier abreisen, wir werden uns vielleicht in Jahren nicht wiedersehen, vielleicht niemals. Die Pole der Poesie unseres Lebens sind Vergangenheit und Zukunft, und so sollen mir die schönen Stunden, welche ich jetzt mit Ihnen verlebte, in der Zukunft zur viel schöneren Vergangenheit werden, — wenn sich einmal die jonische Halle über der alten Mosaik erhebt.“

„Fesselnd und unnahbar zugleich!“ dachte der Professor. „Welch' ein seltenes Weib verbirgt sich hier der Welt!“

Aber er hatte nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen; denn sie fragte ihn nach den Schicksalen seiner Familie, nach Vater und Geschwistern, die ihr seit dem Tode seines Bruders aus den Augen gekommen waren. Sie fragte so theilnahmvoll, sie wollte Alles so genau wissen; er hätte dagegen so gern von ihrem eignen Lebensgange gehört, von dem ohne Zweifel dornenvollen Weg, der sie in diese Einsamkeit geführt, aber die Zeit verrann; und er konnte das Wort nicht finden.

Am späten Abend noch traf der Professor den Arzt und den Bibliothekar im geselligen Kreise. Er war sehr aufgereggt, freudvoll und leidvoll.

Plötzlich sagte er ganz heimlich zum Arzte: „Ihre Patientin auf Villa Bechen wird genesen: sie läßt eine Halle mit jonischen Säulen über ihren alten Mosaikboden bauen und erlaubt Jedermann, das seltene Kunstwerk zu betrachten. Und die kranke Frau wird in Ihre Apotheke kommen,“ so fuhr er noch leiser fort, zum Bibliothekar gewandt. „Sie will die ganze Literatur über Mosaik kennen lernen. Ich habe ihr ein Duzend Bücher aufgeschrieben,

deren ich mich im Augenblick entsann; sie wird persönlich in dem Friedenshain Ihrer Bücherfäle erscheinen, daß Sie das Register vervollständigen. Die Welt kommt zu ihr hinauf in den Park und sie steigt herunter in die Einsamkeit Ihrer Bibliothek. Sie wird gelesen! Der alte Thiersch pflegte zu sagen: ein rechter Philolog kann drei Dinge: — einen Autor interpretiren, einen Staat regieren und eine Armee commandiren, und ich füge als viertes hinzu: eine schöne Frau curiren; denn das Alles lernt man bei den alten Classikern.“

Die Freunde wollten Näheres wissen, allein der Professor schwieg auf alle Fragen, beschämt als habe er schon zu viel gesagt.

V.

Am 10. August machte Professor Walter seinen Abschiedsbesuch auf der Villa. Er wäre so gern noch länger in Trier geblieben! Zuerst hatte ihn die Stadt gefesselt, dann die Freunde, zuletzt die Freundin; allein es mußte geschieden sein. Auch sie empfand die nahe Trennung tief; war er doch der erste Mensch gewesen, dem sie sich seit langer Zeit wieder einmal genähert hatte! Auch in der Freundschaft gelten Verwandtschaftsgrade, und so war ihr der Bruder des verstorbenen Freundes sofort ein angestammter Freund gewesen, dem sie ihr sprödes Wesen erschließen konnte.

Sie war am letzten Tage mittheilsamer als je, sie erzählte viel aus ihrem früheren Leben, allein immer nur aus ihrer Mädchenzeit.

Plötzlich hielt sie ein und sprach: „Ich muß Ihnen doch auch von meinem Manne erzählen.“ Dann schwieg sie wieder.

„Sie waren unglücklich verheirathet,“ bemerkte der Freund, um sie zum Fortfahren zu bewegen.

„Ich war verheirathet? Nein! Ich bin es noch. Wir leben getrennt, freiwillig getrennt und werden es bleiben, geschieden sind wir nicht. Hören Sie, wie das gekommen ist. Die traurigste Zeit meines Lebens war zugleich die glücklichste, eine still beglückte. Ich habe Ihnen diese Zeit schon öfters und gerne geschildert. Ich hatte damals einen Beruf, einen vollen, anstrengenden Lebensberuf, — meinen kranken, schwermüthigen Vater zu pflegen und zu erheitern. Ich habe vor- und nachher niemals wieder einen Beruf gehabt, — ach wie war das beglückend! Und ich hatte einen Freund, Ihren Bruder, der mir den höheren Sinn des Lebens erst erschloß, der mir das Leben erst lebenswerth machte. Ich träumte, das werde immer so fortgehen; Ihr Bruder wußte, ahnte nicht, wie tief ich ihn in mein Herz geschlossen — da starb er, ein halbes Jahr vor meines Vaters Tode. Wie war es mit einemmale leer geworden bei uns, und nun erst erkannte ich entsetzt, daß es bald noch leerer werden müsse. In jener Zeit trat eine neue Gestalt in die Einsamkeit unseres Schlosses, — mein künftiger Gemahl. Der Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Petersburg geboren, hatte er bereits eine hoffnungs-

reiche diplomatische Laufbahn in der russischen Hauptstadt begonnen, die er auf einige Jahre unterbrach, um Europa kennen zu lernen. Verwandtschaftliche Empfehlungen — er ist mein entfernter Vetter — führten ihn auf dieser Reise auch in unser stilles Schloß. Und ich war die Ursache, daß er statt acht Tage acht Wochen bei uns blieb. Er ist ein vollendeter Cavalier und Weltmann; ein so unweiltäufiges Laudfräulein wie mich, mochte er in Petersburg wohl niemals gesehen haben; der Reiz der Neuheit und des Gegensatzes fesselte ihn. Auch ich sah ihn gern, weil er meinen Vater zerstreute; er glaubte, ich sehe ihn gern, weil ich ihn gern sähe. Er warb um meine Hand und mein Vater befürwortete die Werbung. Ich widerstrebte anfangs. Mein Vater fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; sein stiller Kummer war, mich allein in der Welt zu lassen, er faßte mein Jawort als mein höchstes Liebesopfer für ihn und ich gab es. Unsere Vermählung war des Vaters letzte Freude; er glaubte uns glücklich. Wenn er jetzt als seliger Geist mich umschwebt, kann er da noch ganz selig sein? Denn er weiß dann, daß ich unglücklich geworden bin. Und doch — wenn ich sage, ich bin unglücklich, so ist das eine Sünde, und wenn ich sage, ich bin glücklich, so ist's eine Lüge. Was bin ich denn? In einem schattenhaften, licht- und farblosen Zwischenzustand stehe ich zwischen Glück und Unglück.

Denken Sie, ich hatte meinen Mann gern, und er liebte mich glühend. Wir waren ein stattliches Paar — wie für einander geschaffen, sagten alle Leute. Alter, Stand, Besitz, Bildung, Alles paßte, und mein Mann war edel und gut. Nur in einer Kleinigkeit unterschieden wir uns zunächst, und aus dieser Kleinigkeit quoll eine Welt von Gegensätzen: er wollte beständig reisen und ich wollte daheim bleiben. Wir machten eine Hochzeitreise nach Konstantinopel; er hätte sie gerne auch noch nach Syrien und Aegypten fortgesetzt, allein ich hielt ihn zurück. Es giebt nichts Entsetzlicheres als diese Hochzeitreisen! Jede Ehe beginnt mit Enttäuschung, weil sich die vorgeträumte Seligkeit niemals sofort erfüllen kann, sondern erst im Laufe der Zeit, und dann ganz anders als wir gedacht. Und nun verbittern wir uns die bitteren Honigwochen noch durch all die Unruhe und das Ungemach einer großen Reise! Mein Mann hatte gar kein Organ für dieses Ungemach, es gefiel ihm, er hätte gleich unser ganzes Leben zur Hochzeitsreise machen mögen. Er drohte mir, den ‚Roman eines Opitmisten‘ zu schreiben unter dem Titel: ‚Das Leben eine Hochzeitreise!‘ Er bedurfte der großen Welt selbst für die Poesie des Herzens; ich fand diese nur, wenn ich mich vor jener verbarg. Als Deutscher hatte er den Petersburger Kreisen der Diplomatie und des Hofes imponirt durch sein ungezwungenes sicheres Auftreten, während andere deutsche Diplomaten wegen ihres kleinbürgerlichen Wesens geringgeschätzt oder wegen ihrer prahlerisch plumpen Nachahmung französischer und russischer Art verlacht wurden. Er sah seine Zukunft in Petersburg, er wollte wieder dorthin zurück, ja der sonst so kluge Mann glaubte thörichterweise mit mir dort Ehre einlegen zu können. Ich suchte ihn davon abzubringen wie von einem Verhängniß, ich verkümmerte

ihm seinen Lebensberuf. Und ich entdeckte, daß ich als Frau keinen Beruf mehr fand, während ich ihn als Mädchen besessen hatte. Mein Glück lag in der Vergangenheit, in dem weltvergessenen Laubenstein; war es unrecht, daß ich meinen Gemahl dorthin zurückzudrängen, dort zu fesseln suchte? Er aber wollte mich jener Idylle entreißen, deren Zauber ihm unsaßbar war.

Seine Liebe zu mir siegte zunächst. Wir kehrten nach dem verwaisten Schlosse zurück; er versprach, ein ganzes Jahr zu Hause zu bleiben und den Landedelmann spielen zu lernen. Er brachte es nicht fertig, und gerade diese ersehnte Einsamkeit entfremdete uns täglich mehr. Man kann nicht glücklich sein, wenn man sich langweilt, und er langweilte sich furchtbar. Nach drei Monaten erbat er meinen Urlaub und ging auf Reisen; er kam nach acht Wochen auf vierzehn Tage zurück. Dann ging er auf sechs Monate und kam auf drei Tage, dann auf ein Jahr und kam auf einen Tag; zuletzt kam er gar nicht mehr. Wir haben uns getrennt, indem wir immer weiter auseinander gingen, geschieden, nicht vor Gericht, sondern in unsern Herzen. Wer wird auch so plebejisch sein, mit einem Scheidungsantrag vor dem Consistorium zu erscheinen! Eine feine Frau meidet die Behörden, wie die Gastwirthe und Kellner und Eisenbahnschaffner.

Mein Leben war zerstört. Denn auch auf Schloß Laubenstein fand ich keine Ruhe, es war mein altes Schloß nicht mehr. Ich bedurfte einer neuen, fremden Einsamkeit, um wieder zu genesen. So kam ich hierher. Mein Vermögen hatte ich von Anbeginn selbständig behalten, das Band mit meinem Manne war nur ein persönliches. Er reist noch immer, und ich erkundige mich insgeheim zwischendurch, wo er gerade ist und wie es ihm geht. Er aber weiß nicht, daß ich hier bin; er hat seit Jahren nichts von mir erfahren."

Hier brach die arme Frau ab, weil ihr das Weinen nahe stand.

Der Professor war viel zu feinfühlig, als daß er nun mit rathenden oder tröstenden Worten gekommen wäre. Er schwieg, bis sie sich gesammelt hatte, um von anderen Dingen zu reden.

Erst am späten Abend verabschiedeten sie sich.

"Darf ich Ihnen dann und wann in wenigen Zeilen brieflich wieder nahen und ein Lebenszeichen von Ihnen hoffen?" fragte er sehr schüchtern beim letzten Händedruck.

"Ich bitte, schreiben Sie mir nicht," erwiderte die Dame fest und doch weich. „Halten wir unsere Begegnung fest wie einen schönen Traum, bis er mit allen Träumen verschwebt. Es peinigt mich, Briefe zu schreiben und es ängstigt mich Briefe zu empfangen. Ich erbreche jeden mit Herzklopfen; der Postbote ist der schrecklichste Störenfried: denn er kommt täglich und man kann ihn nicht abweisen. Leben Sie wohl — vielleicht sehen wir uns dennoch wieder!“

Dies waren ihre letzten Worte.

Des andern Tages führte die Eisenbahn den Professor gen Süden. Als er vor sechs Wochen nach Trier gekommen war, hatte der erste Blick

des Alterthumsfreundes der Porta nigra gegolten, und er war erschüttert von dem Gedanken, daß unter diesen grauen Steinen die Römer und die Schaaren der Völkerwanderung einhergezogen waren, die Ritter und Reifigen des Mittelalters, Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert; und jetzt, da er von Trier hinwegging, galt der letzte Blick des viel mächtiger bewegten Menschen der friedlichen Villa jenseit der Mosel, den Wipfeln der lustig grünenden Bäume, unter deren Schatten ein krankes überzartes Herz keinen Frieden finden konnte.

Monate vergingen und der Frühling zog wieder in's Land, bis er aus dem Brief eines Trierer Freundes erfuhr, daß auf der Villa Bechen eifrig gebaut werde an der jonischen Halle.

So war doch noch Hoffnung vorhanden, daß die Vereinsamte, dem Leben sich wiedergebend, genesen. Aber sein Vertrauen auf die Heilkraft vom Tempel, Mosaikboden und Mosaikliteratur, ja des ganzen classischen Alterthums war bedeutend gesunken, seit er jene letzte Beichte der wunderbaren Freundin in der Abschiedsstunde vernommen hatte.

VI.

Bei der Mittagstafel im „Weidenhof“ zu Elberfeld saßen zwei Herren, als die jüngst angekommenen, am untersten Ende, die sich gegenseitig beobachteten. Es ist das so ein harmloses Reisevergnügen, völlig Fremden ganz unvermerkt an der Nase abzusehen, woher sie sind, weiß Alters und weiß Standes.

Der Eine, ein stattlicher, breit gebauter Mann, mochte vierzig Jahre alt sein; der Andere, von kleinerer, schlanker Gestalt im Anfange der Dreißig stehen. So schätzten sie sich ganz richtig während der Suppe.

Schwieriger war die Heimat nach der Mundart zu bestimmen; denn Beide sprachen ein sehr gebildetes Hochdeutsch, der Ältere mit etwas mehr nordischem, der Jüngere mit kaum merkbar südlichem Accent. Genaueres konnten sie selbst bis zum Dessert nicht herauskriegen.

Dagegen war Jeder schon beim Tisch zu der Gewißheit gelangt, daß er in seinem Nachbar keinen Geschäftsreisenden, wohl aber einen reisenden Geschäftsmann vor sich habe.

Beide rühmten das Gasthaus. „Nur ist es häufig überfüllt,“ bemerkte der Jüngere, „und das feinste Hotel hört auf fein zu sein, wenn alle Zimmer besetzt sind.“

„Ganz im Gegentheil!“ fiel der Ältere ein. „Ich liebe das Gewimmel auf allen Treppen, frühmorgens Stiefel vor jeder Zimmerthüre, und die ganze Hausflur voller Koffer. Berge von Musterkoffern — das ist ein lustiger Anblick!“

Der Jüngere fand dieses Gebirg entsetzlich. „Vermuthlich noch nicht ganz auf der Höhe des Geschäfts,“ denkt der Eine; „er fürchtet die Concurrnz;“ —

„ein vollendeter Geschäftsmann!“ denkt der Andere, „dem's im Gewimmel von Commis und Koffern erst wohl wird, wie dem Matrosen im Sturm.“

Man sprach von den Gasthöfen dieses Industrielandes; der Aeltere entwickelte eine staunenswerthe Kenntniß: Wenker = Pazmann in Dortmund, Berliner Hof in Essen, Lümmenschloß in Hagen, Quinke in Herlohn, Graf von der Mark in Hamm, Spengler in Bielefeld, Bogeler in Barmen, Wilder Mann in Crefeld, Joebges in Rheydt — er kannte sie alle und wußte für Jeden ein treffendes Wort der Kritik; allein der Jüngere kannte sie nicht minder, nur charakterisirte er mehr als er kritisirte und gab zuletzt eine wahre Philosophie der Gasthöfe, — dieser Gasthöfe, wo zahllose Geschäftsreisende absteigen, aber kaum eine andere Seele.

So war Jeder über Stand und Beruf seines Nachbarn im Klaren. Aber welcher „Branche“ mochte der Aeltere angehören?

Er sprach sehr kundig vom Bessmerstahl und der gegenwärtigen Uebersproduction in Eisen, er verkündete eine nahe Katastrophe und war Schutzzöllner. Uebrigens hatte er die Krupp'sche Fabrik nicht gesehen, obgleich er sich, wie er sagte, viel Mühe darum gegeben.

„Er ist ein Eisenindustrieller,“ dachte der Andere, „man ließ ihn nicht ein, weil er Fabrikgeheimnisse hätte ausspähen können.“ Ihn selbst dagegen hatte, wie er nun erzählte, einer der Directoren fünf Stunden lang durch alle Räume der Riesenanstalt geführt, und ihm genau erklärt, wie der flüssige Gußstahl zu Rädern und Schienen, Kirchenglocken und Kanonen geformt wird; — „denn er sagte mir, ich verstehe ja doch nichts davon. Folglich dürfe ich Alles sehen und hören. Und er hatte recht: ich sah Alles und weiß gar nichts mehr.“

„Ein Vertreter der Textil-Industrie!“ dachte der Aeltere und fragte seinen Nachbar nach Sammt und Seide, wovon derselbe genau Bescheid wußte. Auch sein feines Wesen sprach für diese zarte „Branche“; — eine Vermuthung, die Gewißheit ward, als er vollends berichtete, woher es komme, daß jeder seidene Regenschirm heutzutag' schon im ersten Jahre zerreißt. Daran seien nicht die Fabrikanten schuld, sondern das Publicum, welches schwere Seide wolle. Denn nun setze man Eisen zu, und das mache den Stoff brüchig. Nicht ‚billig und schlecht‘ sei der Fluch unsers Gewerbes, sondern ‚renommistisch und schlecht‘?“

„Sie reisen wohl regelmäßig in diesem Revier?“ fragte der Aeltere.

„Jedes Jahr einmal, im Spätherbst“ — (das ist der wahre Lenz der Geschäftsreisenden, dachte der Frager) — „und auch Sie scheinen die Route regelmäßig zu machen?“

„Ich bin zum erstenmale hier, aber ich habe seit zwei Monaten alle bedeutenden ‚Plätze‘ Rheinlands und Westfalens eingehend besucht.“ — „Er will neue Verbindungen hier anknüpfen,“ dachte der Jüngere.

Als der Kaffee servirt wurde, war der Eine gewiß, daß er eine Eisen-Industriellen, der Andere, daß er einen Seidenfabrikanten vor sich habe.

Wären Beide gewöhnliche kleine „Reisende“ gewesen, so würde Jeder unvermerkt den Oberkellner gefragt haben, wer sein Nebenmann sei. Allein Keiner that es, und doch beobachtete Jeder den Andern, ob er's nicht thue; sie waren Beide ohne Zweifel Geschäftsleute größeren Styls.

Der präsumtive Eisenmann begab sich auf sein Zimmer — Nummer 1; die Seidenbranche auf Nummer 2; — also durfte Jeder seinen Nachbar für einen distinguirten Gast halten, der telegraphisch vorausbestellt hatte. Denn je niedriger die Nummer, je höher der Mann.

Wir folgen zunächst dem Jüngeren auf Nummer 2.

Er legte sich in's Fenster und betrachtete die Aussicht. Gerade unter ihm lag ein Gärtchen, von der Wupper bespült; — duntenschwarz floß das Wasser dahin; kein Fisch und kein Frosch lebt darin, und wenn der beste Schwimmer hineinsiele und etwas Wasser schluckte, so würde er trotz seiner Schwimmkunst an Vergiftung sterben; denn durch den Abfluß aus hundert Fabriken, ist die Wupper hier mehr chemisches Kunstwasser als Naturwasser. Und doch erfreut sie das Auge mit ihrer tiefen Spiegelung; auch ein tödtliches Wasser befeelt die Landschaft. Ueber den Fluß wölbt sich, rechts bergansteigend, die große Steinbrücke, die zum Bahnhofe führt, dessen stattliche Gebäude auf der Höhe thronen, wie eine Akropolis, und sie sind noch dazu im griechischen Style; eine neue Eisenbahn-Merkwürdigkeit, die unsern Gast besonders anzog, zumal sie scharf mit dem ganzen übrigen Elberfeld contrastirt, welches nicht sehr griechisch aussieht. Oberhalb der Brücke bildet die Wupper eine breit angeschwemmte Insel, die heute bunt genug belebt war; es wurde nämlich eine Art Kirmes dort abgehalten. Schaubude stand an Schaubude, Menagerie und Circus, Welttheater und Affenkomödie drängte sich an einander; ein zweistöckiges Caroussell überragte das Ganze; im Vordergrunde war „das größte Schwein der Welt“ zu sehen, und in der Nebenbude „die stärkste Frau der Schweiz.“

Aber zur Zeit lag noch Stille über dem Schauplatz, Bestien, Künstler und Kunstfreunde hielten Mittagsruhe, und auch unser Reisender streckte sich zur Siesta auf's Kanapee. Allein er war noch nicht lange eingeschlafen, als ihn ein Höllenlärm erweckte.

Da unten begann's lebendig zu werden. Eine Glocke tönte ohn' Unterlaß, ein fürchterliches Horn, eine Art Nebelhorn, rief mit langen Stößen die Zuschauer herbei; das Orchester des Caroussells intonirte einen Walzer in Es, und das Orchester der Kunstreiter gleichzeitig einen Galopp in D; der Besitzer des größten Schweines stieß in die Trompete, und der Impressario der stärksten Frau schrie noch schneidender mit seiner eigenen Lunge. Dazu das wachsende Brausen der heranströmenden schaulustigen Menge, und alles zusammen auf engstem Raume; denn in Elberfeld fehlt es sonst an gar nichts, aber an Platz fehlt es überall.

Da war an keinen Schlaf mehr zu denken. Der unglückliche Mann von der Seidenbranche sprang auf und starzte in entsagender Verzweiflung minutenlang in den Tumult hinaus.

Nach einer Weile bemerkte er, daß sein Nachbar auf Nummer 1 gleich beschaulich am offenen Fenster liege. Er rief hinüber: „Ich hatte mir dies ruhige Zimmer eigens voraus bestellt, weil es auf Fluß und Garten geht, und nun diese Hölle-Kirmeß da drunten!“

„Auf seinem stillen Seiden-Comptoir ist der Aermste des Lärmes nicht gewöhnt,“ dachte Nummer 1 und rief doppelt laut zurück: „Auch ich habe mir dieses Zimmer eigens bestellt, weil ich mich an dem Gewimmel der Kirmeß ergötzen wollte; ich bin nicht vergnügter, als wenn ich so ein recht lautes Volksfest sehe und höre.“

„Das ist der Hephästos vom Hochofen,“ dachte der Andere, „er ist unter'm Pochen der Hämmer aufgewachsen.“

„Ein göttlicher Anblick!“ schrie Nummer 1 fort; denn nur schreiend konnte man von Fenster zu Fenster plaudern. „Ich habe Glück auf meiner Reise; die nettesten Scenen und die unterhaltendsten Menschen laufen mir schon seit Wochen entgegen. Nur gestern reiste ich mit einem Professor, der war furchtbar langweilig, nicht weil er schwieg, sondern weil er stets allein redete wie auf dem Katheder. Diese Gelehrten sind doch die unerquicklichsten Menschenfinder!“

„Mitunter wohl,“ rief der Andere. „Doch wurde ich gestern zu Düsseldorf in eine hocharistokratische Gesellschaft eingeführt, wo wir drei Stunden lang durcheinander schwiegen, vermuthlich weil die Gewohnheit des Sprechens den Leuten zu allgemein, zu bürgerlich erschien. Und ich glaube, so ein blasirter Graf oder Baron kann es an Langweiligkeit selbst mit einem Professor aufnehmen. — Aber wäre es nicht bequemer, unser Gespräch im Zimmer fortzusetzen, statt hier aus voller Brust wider die rasende Tonbrandung anzuschreien?“

Sie luden sich Beide gegenseitig ein, und da Beide zugleich ihre Zimmer verließen, so trafen sie unterwegs auf dem Hausgang zusammen.

Der Jünger stellte sich nun endlich vor, indem er seine Karte überreichte, und der Aeltere that das Gleiche: — „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie“ zc. zc. stand auf der einen Karte, — „Le Comte de Weydenberg“ auf der andern!

„Sie sind Professor der classischen Philologie!“ rief der Graf, indem er herzlich lachend die Hand seines Nachbarn schüttelte; — „Der Graf von Weydenberg!“ rief der Professor, und betrachtete lächelnd zuerst den Fremden, und dann seine Hand; denn sie war ganz roth und that sehr weh, so bieder hatte sie der Graf gedrückt.

Hierauf entschuldigten sie sich gegenseitig und versicherten, die ächten Professoren und die ächten Edelleute seien die interessantesten und unterhaltensten Menschen und nur die unächtigen seien so bodenlos langweilig.

Der Graf aber zog den Professor in sein Zimmer und setzte ihn trotz allen Widerstrebens zu seiner Rechten auf's Sopha und wollte wissen, wie es nur möglich sei, daß ihn seine erprobte Menschenkenntniß so arg getäuscht habe! Wenn er dem Herrn Nachbar in Athen begegnet wäre, so hätte er

in ihm wohl gleich den classischen Gelehrten erkannt, aber was suche er denn mit seiner Philologie in Hamm, Hagen, Rheydt, Dortmund, Bielefeld und Elberfeld? Und wie in aller Welt hätten ihn denn seine philologischen Studien zu so stamenswerth genauer Kenntniß der Absteigquartiere sämmtlicher Handlungsreisenden von Rheinland und Westfalen geführt?

Professor Walter erwiderte: „In Athen bin ich noch bekannter wie in Elberfeld; denn ich bin zwei Jahre dort gewesen. Und eben darum kann ich den wißbegierigen Elberfeldern Einiges von Athen erzählen und von Troja und Ithaka, von Marathon und Salamis, von Stätten, die ich alle mit Augen gesehen habe, aber gründlicher sah ich sie doch noch im Geiste durch die unsterblichen Werke der Classiker. Die alten Humanisten, die großen Ahnherren der modernen Philologen, reisten von Land zu Land, warben und wirkten für ihre Wissenschaft an den Fürstenthöfen und Edelsitzen, bei Prälaten und Patriziern, und dann wieder unter sich selbst in rastlosem Reise- und Briefverkehr. Wir Professoren beginnen in ähnlicher Weise mobil zu werden. Zwar Fürsten berufen uns kaum und Prälaten und Barone gar nicht, wohl aber die Vortrags-Vereine der Kaufleute und Industriellen, und so sprach ich jüngst über Platon's Republik im Hamm, über Euripides in Dortmund, über den peloponnesischen Krieg in Grefeld und im Kohlenrauch von Essen über die Wolken des Aristophanes. Im Semester lese ich an meiner Universität und in den Ferien in Deutschland. Dabei lerne ich dann Land und Leute so ziemlich kennen, die Industrie ein wenig und die Wirthshäuser genau. Aber gestatten Sie mir, Herr Graf, eine Gegenfrage: es würde mich nicht gewundert haben, Ihnen auf dem Montblanc oder auf Capri zu begegnen, in Venedig oder Baden-Baden, in Scheveningen oder Nizza; allein wie kommen Sie nach Solingen und Iserlohn, nach Dortmund, Witten und Oberhausen?“

Der Graf antwortete: „Sie hätten mich auch an jenen Orten finden können, denn ich bin da überall gewesen. Allein ich bin der großen Tour satt, und wenn ich auch nicht gleich Ihnen reise, um zu lehren, so reise ich doch mit Leidenschaft, um zu lernen, zunächst auf dieser kleinen Tour durch den malerischen Wald der Fabrikschornsteine. Mein Lebensberuf ist die Politik. Man lernt sie nur einseitig in der Schule, oberflächlich im Salon, handwerksmäßig am grünen Tisch. Keiner soll sich einen Politiker nennen, der nicht das Volk bei der Arbeit beobachtet hat. Ich kannte früher nur die großen und kleinen Bauern, jetzt studire ich die Industriellen, die ich früher unterschätzte, weil ich niemals unter ihnen gelebt habe.“

„Das Gleiche sage ich von mir,“ fiel der Professor ein. „Ich glaubte vordem mit Aristoteles, daß das gewerbliche Schaffen nur zu niederer Sinnesart führe, daß bloß der musenhafte erzogene Mann wahrhaft gebildet sei. Nun habe ich aber bei meinen Wandervorträgen Industrielle und Kaufleute kennen gelernt, die durch Wissensdurst und mühsam errungenen Wissensschatz, durch idealen Geist und feine Sitte zahllose studirte Leute überragen. Es

ist ein Bildungsdrang in unsere gewerbende Welt gefahren, der uns über den Materialismus der Zeit tröstet, und wir Gelehrte müssen alle Kraft aufbieten, daß wir uns und unsere eigenen Jünger oben halten.“

Graf Bleydenperg war ganz entzückt von diesen Worten. „Ich habe in diesen Fabrikstädten werthe Freunde gefunden, die ich als ebenbürtig anerkennen muß, obgleich oder vielmehr weil sie Männer ihrer eigenen That sind. Familie und ererbter Besitz verleiht wohl aristokratisches Wesen, aber auch die große Arbeit führt in die große Welt, macht den Geist frei und das Herz weit, und so müssen auch wir Aristokraten der Geburt alle Kraft aufbieten, daß uns die neue Aristokratie der Arbeit nicht über den Kopf wächst.“

Zuerst hatte der Graf den Professor und der Professor den Grafen für einen Fabrikanten gehalten, und nun dachte der Eine, der Professor spreche wie ein Graf und der Andere, der Graf spreche wie ein Professor, — aber wie ganz ungewöhnliche Grafen und Professoren.

Uebrigens schienen da drunten auf der Wupperinsel noch einige neue Orchester zu den früheren gekommen zu sein, und man verstand im Zimmer auch bei geschlossenen Fenstern kaum mehr sein eigen Wort.

Der Graf schlug einen Spaziergang vor.

„Kennen Sie die Hardt?“ fragte der Professor. Der Graf verneinte es. „So will ich Sie dorthin führen, und ich sage nichts vorher, um mich hinterdrein an Ihrer Ueberraschung zu ergötzen.“

VII.

Die beiden Reisenden gingen eine kurze Strecke die Hauptstraße entlang stiegen dann links zwischen Häusern bergauf und betraten unversehens eine Parkanlage, welche sich die steile Höhe hinanzieht. Nach kurzem weiterem Steigen standen sie vor einer senkrecht abfallenden hohen Felswand. Bäume und Büsche umschlossen den engen Raum vor dem Felsen, dessen Rand von herabhängendem Gesträuch bekrönt war; — eine romantische Wildniß inmitten der enggeschaarten, verkehrswimmelnden Straßen; tiefste Einsamkeit, keine Seele weit und breit! Denn in den Gewerbstädten geht man am Werktag nicht spazieren wie in den Beamtenstädten.

Der Graf hatte eine Ueberraschung erwartet und war dennoch überrascht. Entzückt athmete er tief auf und bekannte, eine so trauliche und zugleich großartige freie Natur hart über den Dächern einer großen Fabrikstadt noch nirgends gesehen zu haben. „Dieses Elberfeld ist überhaupt eine Stadt der Gegensätze, die sich dem flüchtigen Reisenden verbergen, den gründlichen Beobachter aber auf Schritt und Tritt fesseln.“ Zugleich wunderte er sich über sich selbst, daß ihm dieser einzig schöne Punkt bei seinen jüngsten wiederholten Besuchen Elberfelds entgangen sei.

Der Professor hatte ihn gleich gefunden und seitdem alljährlich wieder besucht. „Ich träume mich hier jedesmal auf ein Stündchen nach Haus, in

den Frieden unserer Wälder und meiner Studierstube. Steige ich dann wieder hinab, so vergnügt mich das Menschengedränge doppelt und ich athme Ferienluft im Straßenstaub und Kohlenrauch. Die Ferien bedeuten nämlich für mich das aufregend anregende Getümmel der großen Welt, und das Semester die erquickende Einsamkeit des Hauses und der Natur.“

„Ihr Gelehrte seid doch glückliche Menschen!“ rief der Graf. „Ihr ruhet euch aus in der Arbeit, und wenn euer neuestes Buch gedruckt vor euch liegt, so habt ihr doch irgend etwas abgeschlossen und fertig gebracht. Der Politiker bringt gar nichts fertig. Was er heute aufbaut, das wirft eine ungeahnte Welle der Thatfachen, ein unerwartet neuer Strom der öffentlichen Meinung morgen wieder um. Wir finden in der Arbeit nur den Krieg. Künstler und Gelehrte, die in ihrer Arbeit den Frieden finden, die sich in die Einsamkeit ihrer Werkstatt schaffend verschließen, können alt werden und doch jung bleiben; aber kein großer Staatsmann ist jemals alt geworden, ohne sich zu überleben, ja die meisten überleben sich, bevor sie nur alt geworden sind.“

„Vor Jahr und Tag,“ sprach der Professor, „glaubte ich allerdings in der Philologie den vollen Frieden des Schaffens gefunden zu haben. Aber vorigen Sommer verirrte ich mich unversehens ein klein wenig in's Gehege der Kunst-Archäologie, und diese aufregende Disciplin hat mich mehr und gepackt, daß ich sie mit den philologischen Studien zu verbinden trachte. Es ist eine dämonische Wissenschaft. Und können Sie's wohl glauben: zu dieser beunruhigenden Archäologie lockte mich eine schöne Dame, die so unwissend war, daß sie glaubte, Philologie und Archäologie seien ein und dasselbe! Diese Dame — — —“

Sie waren auf den Scheitel des Berges, auf die eigentliche Hardt gekommen, und es öffnete sich hier eine so prächtige Aussicht, daß der Graf, in den Anblick versunken, offenbar nicht zuhörte, und so unterbrach sich auch der Professor.

Links lagen die Höhen, welche Elberfeld umrahmen, und aus der Tiefe lugten hier und dort die Dächer der Stadt hervor; rechts im fernen Hintergrunde tauchte die Schwesterstadt Barmen auf, von grünen Waldhügeln umkränzt, und mitten durch zog die Wupper zwischen Häusern und Gärten ihren leichtgeschweiften Bogen. Der Wind verwehte die verworrenen Klänge der Elberfelder Kirnmeß, daß man sie nur abgebrochen hörte, und trug dagegen vom Barmer Kirchhof, der fern an der jenseitigen Bergeshalde lehnt, die Accorde eines von Posaunen geblasenen Chorals gedämpft und doch voll herüber. Die Abendsonne verglühte, und ein dünner Nebelschleier verhüllte das unruhige Häusergewimmel des betriebsamen Thals.

„Welch' ergreifendes Bild des Lebens!“ rief der Graf. „Hier Luft dort Leid, Kirnmeß und Kirchhof, Walzer und Choral, — und dazwischen das Summen der Maschinen, das Brausen der arbeitsvollen Stadt, — und das Abendroth gießt seinen versöhnenden Schein heute wie gestern über all

den ruhelosen Wechsel des Menschen-Daseins! Wir Beide aber stehen auf diesem Berg wie auf einer glückseligen Insel, unten die Brandung ringsum, hier oben der Friede! Von der Ferne verklärt, fließen die verdämmernden Hügel mit dem Himmel zusammen — wie die Zukunft. Denn das ewig Ferne, das ewig Künftige nennen wir Himmel, und mit jedem Schritt, womit wir uns nähern und ihn wie Kinder greifen wollen, weicht er zurück. Wer doch im Kampf seines eigenen Herzens auch zuweilen solch' eine glückselige Insel finden könnte! — Sie schweigen, lieber Professor, und ich unterbrach Sie vorhin. Sie wollten mir von Ihrer Bekehrung zur Archäologie durch eine schöne Dame erzählen. Bekehrungen durch schöne Damen kommen häufig vor, doch archäologische sind da, glaub' ich, eine Seltenheit.“

Der Professor fragte, ob der Graf schon in Trier gewesen, ob er die Villa Bechen und ob er Frau von Bechen kenne? Der Graf verneinte Alles und entsann sich auch nicht, jemals von einer Familie „von Bechen“ gehört zu haben.

Nun erzählte der Professor in aller Kürze von dem Mosaikboden, den er bei der einsiedlerischen Frau gesehen, und wie er sofort die römische Copie des griechischen Originals richtig erkannt habe und dadurch vom archäologischen Fieber ergriffen worden sei, während andererseits die Dame durch den Bau der Halle und ihre Mosaikstudien wieder mit Menschen verkehren lerne und langsam genesen. Und so könne es am Ende noch geschehen, daß die kranke Frau durch die Mosaik menschlich gesund, er, der Gesunde aber, archäologisch krank werde.

„Bei dieser Krankheit,“ sagte der Graf lächelnd, „könnte aber das archäologische Fieber leicht nur äußeres Symptom sein, während der Grund des Leidens ganz wo anders sitzt. Lesen Sie moderne Novellen?“

Der Gelehrte erwiderte, im Studium der Novellistik sei er nur bis zu deren klassischen Anfängen vorgedrungen und also beim „Goldenen Esel“ des Apulejus stehen geblieben.

„Nun gut!“ fuhr der Graf fort, „ich meinerseits lese auch die spätere Novellistik. Und da erscheint mir nun Ihre Frau von Bechen genau wie aus einer Novelle modernster Art geschnitten.“

Es gibt nämlich jetzt eine ganze Zahl deutscher Novellen und Lustspiele von äußerst feiner und geistreicher Durchführung, die nur an dem einen Fehler leiden, daß das ganze handelnde Personal aus lauter reichen, vornehmen, schönen und gebildeten Leuten besteht, die auf Gottes Welt gar nichts zu thun haben, als gebildet, schön, vornehm und reich zu sein. Und weil nun der Mensch doch einmal auch irgend etwas Anderes thun muß, so schwelgen sie in der Melancholie ihrer eigenen Langweile, als ob dies eine Gedankthat sei, zerren und renken fortwährend an ihren Gefühlen, bis dieselben richtig auf dem Kopf stehen, verlieben sich aus Nichtsthun in sich selbst oder Paar um Paar über's Kreuz, wobei kleine Ehebrüche die Handlung steigern,

lieben überhaupt, wo sie hassen, und hassen, wo sie lieben sollten; sie thun alles mögliche Interessante und Aufregende, nur nichts Gescheidtes und Gesundes, weil sie, genau betrachtet, zuletzt doch immer garnichts thun. Und es gibt wirklich Originale, die den Novellisten zu diesem poetischen Schattenspiel gefessen haben. Ich kenne mehrere solcher Frauen. Sie sind alle hochgeboren, bezaubernd schön, reich und geistvoll, reisen beständig durch alle Länder Europas, wobei man aber niemals etwas von ihren Männern zu sehen bekommt; Virtuossinnen der Grille und Laune, sind sie unendlich verschiedenen Sinnes, gleichgesinnt nur in Einem Punkte: — sie schwärmen Alle für Bayreuth.“

„Meine Dame,“ entgegnete der Professor etwas verstimmt, „sieht diesem Zerrbild nicht im mindesten ähnlich. Sie reist von vornherein garnicht, sondern sitzt zu Hause, während ihr Mann vielmehr unaufhörlich reist.“

„Und wie heißt denn dieser Mann?“

„Wie er heißt? — Nun, der Mann der Frau von Bechen wird wohl Herr von Bechen heißen. Nach seinem Taufnamen habe ich nicht gefragt. Uebrigens scheint mir vielmehr dieser Mann und nicht die Frau aus einer der geschilderten Novellen geschnitten. Denn er ist so zu sagen vaterlandslos, Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Rußland geboren und erzogen, auf dem kosmopolitischen Boden des Hofparketts gebildet, grillenhaft und eigensinnig, ein herzloser Egoist, der das sinnige, überzarte, ächt deutsche Wesen seiner unglücklichen Gemahlin nicht versteht und ihrer gar nicht werth ist, weshalb die freiwillige Trennung beider Gatten wohl das Vernünftigste war, was sie thun konnten. Und wenn es der armen Frau zur Zeit an einem Lebensberuf fehlt, so hat sie vordem doch den edelsten weiblichen Beruf geübt, als sie noch auf Schloß Laubenstein ihren kranken Vater pflegte. Beruflos wurde sie erst durch die Ehe, welche einer Frau, die den rechten Mann findet, doch erst den wahren Beruf verleih.“

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Hat Frau von Bechen selber Ihnen diese Schilderung ihres Gemahls gemacht?“ fragte er in ganz verändertem Tone.

„Ja und Nein! Sie gab nur die Zeichnung, ich trug die Farben auf. Und wenn Frau von Bechen zeichnet, so kann sie es nur in Linien so zart und fein und rein wie sie selber ist. Die groben Drucker sind also von mir. Ja mir scheint, sie liebt noch immer diesen Mann, der sie nicht versteht, sie liebt ihn tiefer als sie weiß. Als er um sie warb, liebte sie ihn noch nicht, als er sich ihrem besseren Wesen fügte, begann sie ihn ein wenig zu lieben, da er sich ihr entfremdete, wuchs ihre Liebe, und seit er sie verlassen hat, wurde diese Liebe immer stärker. Sie forschte verstohlen nach seinem Aufenthalt, während er sich um den ihrigen nicht mehr kümmerte. Sie träumte von einem verlorenen Paradies, doch unter der Hand wurden verschiedene Paradiese daraus. Und ich glaube, sie hat noch ein weiteres dazu verloren, ohne zu wissen, daß sie es jemals besessen: das Paradies der unter Kampf und Widerstand still aufkeimenden pflichttreuen Liebe.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden Reisenden von der Hardt wieder in die Stadt hinabgestiegen, und im Lärm und Gedränge der engen Straßen schwieg der Professor. Auch der sonst so redfertige Graf wurde einsylbig, dann verstummte er ganz.

Man trennte sich. Ein Jeder war für den Abend anderswohin versagt, und am nächsten Morgen früh mußte Professor Walter abreisen, vorerst nach Erfeld, um dort über den „Chor in der griechischen Tragödie“ zu sprechen. In acht Tagen hoffte er in Trier zu sein, welches diesmal gleichfalls zu seinen „Vortrag-Städten“ zählte.

Er fragte den Grafen, ob er nicht mit ihm in Trier zusammentreffen wolle, um die merkwürdige Stadt und den Mosaikboden mit der neuen jonischen Halle zu sehen?

Allein Graf Bleydenberg hatte kein Interesse für Alterthümer und war, wie er sagte, jetzt reisemüde. Er beabsichtigte zunächst eine mehrmonatliche Kluft in Wiesbaden.

„Ich liebe,“ so sprach er, „die großen Badeorte im Spätherbst, und Wiesbaden vor allen. Die Stadt ruht dann und ist doch nicht todt, die Natur geht schlafen und ist doch noch schön. Ich kann heute still wie auf dem Lande leben und morgen alle Genüsse einer Großstadt auffuchen; ich freue mich der reinlichen Promenaden, die vereinsamt sind, als ob sie für mich allein gemacht wären, und bin doch auch Herr in dem immer noch überfüllten Hotel; aber die peinlichen Kranken und die leidigen Vergnügungsreisenden sind verschwunden, und für den Winter eingemietete Familien bieten die beste Gesellschaft. Mehr noch zieht mich jedoch ein Kreis alter Freunde nach jener Stadt, lauter Generale außer Dienst. Ich nenne die lustigen, alten Herren meine Herbstfreunde; denn wir sehen uns dort jeden Herbst wieder. Es ruht ein eigener Zauber auf solchen Saison-Freundschaften. Sie bleiben frisch und jung, weil sie immer wieder getrennt werden; genießt man sie dann nach Jahresfrist auf's Neu, so ist's uns doch schon wieder in der ersten Stunde, als seien wir niemals getrennt gewesen. Aber auch ein leis wehmüthiger Gedanke trübt das fröhliche Wiedersehn — doch nein! er verklärt es; wir erinnern uns, daß wir Alle um ein Jahr älter geworden sind.“

VIII.

Professor Walter war spät Abends in Trier angekommen. Am andern Morgen eilte er schon um neun Uhr auf die Stadtbibliothek, um sich bei dem würdigen Bibliothekar vorerst nach Frau von Bechen zu erkundigen, bis die schickliche Zeit zum Besuch auf der Villa herannahte.

Er fand den alten Herrn genau so wie er ihn vor vierzehn Monaten verlassen, und auch das Zimmer hatte noch seine richtigen 23 Grad Réaumur.

Der Büchermann sprach etwas kühl von Frau von Bechen. „Sie hat allerdings die Menschen nicht mehr ganz gemieden und einige Besuche

angenommen und erwidert. Auch ging sie manchmal durch die Stadt, wobei man sie genau beobachtete, aber immer einsam, nur von ihrer Engländerin begleitet; sie hat die Porta nigra angesehen und die Thermen, die aber keine Thermen sind, sondern eine Basilika, ein Capitol, ein Centisanum, ein Palast oder sonst dergleichen. Früher suchte sie die Einsamkeit bei sich, jetzt sucht sie dieselbe in der Welt.“

„Wer aber die Einsamkeit in der Welt sucht, der findet zuletzt die Welt und verliert die Einsamkeit,“ — unterbrach der Professor und fragte, ob denn Frau von Bechen die ganze Literatur über Mosaik schon durchstudirt habe?

Sie hatte nicht eine Zeile über Mosaik zu lesen begehrt, dagegen verlangte sie zahlreiche andere Bücher. „Und welche?“ rief der Professor hastig.

Der Bibliothekar schlug das Ausleihbuch auf und las: „Frau von Bechen: — Martens, Guide Diplomatique; Bilder aus der Petersburger Gesellschaft; Vattel, Droit des gens; Schleiermachers Monologe; Mischler, das Eisenhüttengewerbe; Spee's Truhnachtigal; Roscher's Grundlagen der Nationalökonomie; Paul Gerhard's geistliche Lieder, — und dann folgt noch ein ganzes Duzend Memoiren und Biographien berühmter Staatsmänner von Sully bis Bismarck. Was so eine vornehme Dame nicht alles durcheinander liest! Für Kunst und Alterthum hat sie jedoch gar keinen Sinn. Ich zeigte ihr das Juwel unserer Bibliothek, den Codex aureus; sie würdigte ihn aber kaum eines Blickes. Der Geheime Sanitätsrath ist besorgt wegen ihrer Gesundheit, er sagt, es entwickle sich ein Nervenleiden bei der früher so gesunden Frau. Also scheint das, was man geselligen Verkehr nennt, der Umgang mit Büchern, alten Bauwerken und Menschen, ihrer Natur nicht besonders zuträglich. Ueberdies sind seit einiger Zeit bedenkliche Gerüchte über Frau von Bechen im Umlauf. Man hält sie für eine Abenteuerin, sie soll einen falschen Namen führen, die Polizei hat bereits in aller Artigkeit darüber nachgefragt, und es könnte sein, daß sich die Gesellschaft nun von ihr zurückzieht, wo sie dieselbe zu suchen beginnt. — Sie ist seit voriger Woche verreist; wie man meint, um die Sache wegen des falschen Namens in Ordnung zu bringen. Vielleicht findet sie den richtigen Namen unterwegs und bringt ihn mit, oder sie findet ihn nicht und kommt auch nicht wieder.“

Der Professor erschrak gewaltig über diese Auskunft. Er wußte durchaus nicht, was er dazu denken sollte und eilte sinnend und räthselnd in seinen Gasthof zurück.

Dort überreichte ihm der Portier einen Brief; die Adresse war von bekannter Hand. Denn obgleich er in seinem Leben erst drei Zeilen dieser Schrift gelesen hatte, würde er sie doch unter tausenden erkannt haben: — es war ein Brief von Frau von Bechen, der schon seit acht Tagen, seit ihrer Abreise dalag, und den er in zitternder Hast erbrach.

Sie schrieb, daß sie von seinem bevorstehenden Besuch in Trier vernommen und sich sehr gefreut haben würde, ihn wiederzusehen. Allein dringende Geschäfte riefen sie in ihre Heimath, nach Laubenstein; nur für wenige Tage

werde sie dann überhaupt noch nach Trier zurückkehren, um die Einleitung zum Verkauf ihrer Villa zu treffen. Sie fürchte, daß man ihm in der Stadt Fabeln und Märchen von ihr erzähle, darum schreibe sie diese Zeilen, weil sie wolle, daß ihm ihr Bild wahr und klar bleibe. Aus der Einsamkeit hervortretend, habe sie mit Schrecken gewahrt, daß sie bisher wie im Schlafe gewandelt sei, daß sie wie eine phantastische Abenteuerin gelebt habe; denn auch wenn man gar nichts thue, könne man abenteueren, ja dann vielleicht am meisten. Sie habe seit seiner Abreise mit aller Kraft gerungen, das Wesen ihres Mannes zu verstehen und ihm gerecht zu werden; sie habe Interesse für seine Interessen zu gewinnen gesucht, sie sei in Gedanken mit ihm nach Petersburg gezogen, ja, sie habe an seinen politischen Studien theilgenommen — zu spät! wie sie jetzt erst einsehe. Ihr Leben sei verfehlt durch eigene Schuld. Darum werde sie sich nach Laubenstein zurück begeben, auf den für sie einzig festen Boden der Jugendheimat, und ein Beruf werde sich dort ja finden, solange es verwahrloste Kinder zu erziehen, Arme zu unterstützen, Kranke zu pflegen, Unglückliche zu trösten gebe. Da liege das verlorene Paradies, welches sie wiedergewinnen müsse, und der Geist seines verstorbenen Bruders sage Amen zu diesem Plan.

Tief bewegt steckte der Professor den Brief in die Tasche und ging ziellos durch die Stadt und über die Moselbrücke, und eh' er sich's versah, stand er vor der Pforte der Villa Bechen.

Er wollte hineingehen, um sich zum letztenmal die vom edelsten Frauenherzen geweihte Stätte zu betrachten, und die jonische Halle und die Mosaik, welche doch nicht so heilkräftig gewirkt, wie er's erwartet hatte.

Noch stand er zögernd vor dem Pförtnerhäuschen. Da fuhr ein Wagen vor und ein Herr stieg aus, der dem Professor beim ersten Blick bekannt schien; — noch einen Blick auf den Fremden: — es war Graf Weydenberg.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der erstaunte Professor. „Ich glaubte Sie in Wiesbaden.“

„Dort war ich auch ganze sieben Tage. Aber mich lockte es zu einem Ausfluge nach Trier, um den neuen römischen Mosaikboden zu sehen, von welchem Sie so begeistert erzählt haben.“

„Sagten Sie denn nicht, Sie interessirten sich gar nicht für Kunst und Alterthum?“

„Freilich sagte ich das. Allein soll man nicht seinen Geschmack bessern, seinen Horizont erweitern? Man wird seine Lebtag nicht zu alt zum Lernen. Uebrigens habe ich soeben schon alle Mosaiken verwünscht, antike wie moderne. Ich frage in Trier nach dem neuentdeckten Mosaikboden der Villa — den Namen hatte ich ganz vergessen —; da führt mich der Lohndiener in ein Weinhaus mitten in der Stadt, und als ich ihm bemerke, dies sei doch keine Villa, behauptet er, hier bekomme man den besten Scharzhofberger und Josephshöfer, weit besser als auf irgend einer Villa ringsum — (diesen Trierern geht doch ein guter Wein über alles!) — und so kam ich, fast ohne

zu wissen wie, in einen Keller, wo bei Gaslicht eine große Mosaik zu sehen war, die wunderschön sein soll; aber ich habe sie kaum angeschaut; und nun erst sagt mir der Lohndiener, wo die Villa mit der andern Mosaik liege, mit der trockenen Mosaik, wie er sich ausdrückte; denn jene im Weinhaus nenne man die „nasse Mosaik“ und sie werde von den Fremden bei weitem bevorzugt.“

Der leichte Ton des Grafen berührte den Professor unangenehm. Er war zu ernst gestimmt und merkte nicht, welch' tiefe Bewegung auch beim Grafen den leichten Ton durchzitterte.

Sie traten in den Park. Der Pförtner führte sie freundlich zu der neuen Halle und berichtete unterwegs, daß die Frau Baronin schon morgen zurück erwartet werde.

Ein kleiner aber stylvoller Bau aus grauem feinkörnigem Sandstein und weißem Marmor erhob sich über der Mosaik, die nun völlig frei gelegt war, schön umrahmt und sehr günstig beleuchtet.

Der Graf hätte wohl einige erläuternde Worte des Professors über das Kunstwerk erwarten dürfen; allein dieser schien mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein als bei den neuen jonischen Säulen und dem alten Fußboden. Er setzte sich auf die steinernen Stufen, welche zu dem Heiligthum führten und blickte in die Landschaft hinaus.

„Worüber werden Sie heute Abend lesen?“ fragte endlich der Graf.

„Mein Thema heißt: ‚Sophokles' Antigone und das antike Ideal der Weiblichkeit.‘ Mir schien dieser Stoff besonders passend für das hiesige Publicum; ich habe ihn eigens für Trier durchgebildet. Aber ich fürchte, ich werde sehr zerstreut sprechen und vielleicht unbewußt allerlei moderne Züge hineintragen. Offen gesagt: ich bin beunruhigt durch einen Brief, den ich vorhin erhielt. Bei unserm Zusammentreffen in Elberfeld erzählte ich Ihnen von der Besitzerin dieser Villa; ich hoffte damals, sie werde genesen von ihrem Seelenleiden, sie werde entsagend und doch still beglückt, gehoben durch den beseligenden Frieden des hellenischen Geistes, an diesem unvergleichlich schönen Orte neue Kraft, neue Freude des Lebens schöpfen. Allein ich war im Irrthum. Sie ist unglücklich, weil sie ihren Mann erst lieben lernte, als sie ihn verloren hatte, und sie wird ihn nicht wiedergewinnen; denn er verließ sie, weil er sie überhaupt nicht lieben kann. Für dieses Unglück gibt es keine Heilung. Und wenn sie in ihrer früheren Heimat, umringt von tausend traurigen Erinnerungen, nun wieder den Frieden suchen will, den sie hier nicht finden konnte, so ist die neue Täuschung ärger als die alte. Ich habe Ihnen so viel von dieser armen Frau erzählt, der ich um's Leben gern helfen möchte, und Sie haben so theilnahmenvoll zugehört, daß ich keine Indiscretion zu begehen glaube, wenn ich Ihnen den Brief mittheile. Lesen Sie!“

Der Graf ergriff hastig das Blatt, setzte sich neben den Professor auf die Stufen und las.

„Vielleicht wäre der Dame dennoch zu helfen,“ rief er dann, das Blatt

zurückgebend, — „zu helfen, wenn wir ihren Mann bewögen, daß er sich bekehrte, daß er wiederkäme und Liebe mit einer Liebe erwiderte, die vielleicht ebenso unvermerkt in ihm glimmt wie in ihr!“

„Das ist nicht möglich, bester Herr Graf! Ein Mann, der solch' ein Weib so lange verkannte, ist unverbesserlich. Und wie sollen wir uns ihm, aufdrängen? Wer gibt uns das Recht der Einmischung in diese innerste Angelegenheit seines Hauses und Herzens?“

„Vielleicht treffen wir ihn doch irgendwo zur rechten Stunde und öffnen ihm die Augen, wenn wir Beide uns nur recht fest zu diesem Zwecke verbünden. Wollen Sie das? Ich bin bereit. Schlagen Sie ein!“

Der Professor erhob sich und ergriff die dargebotene Hand. Es war ein feierlicher Moment, wie sich die beiden wohlbedenkenden Männer, so leidenschaftlich zu dem guten Werke verbündeten.

„Da wir Beide uns nun wieder ein Stückchen näher gerückt sind,“ sagte der Graf, „so erlauben Sie mir noch eine Frage. Ich habe mich nie nach Ihrer Familie erkundigt, noch Sie nach der meinigen. Sind Sie verheirathet?“

„Allerdings! — Erst seit drei Jahren, — und sehr glücklich dazu. Meiner Frau einziges Leidwesen sind diese Ferienreisen, diese Vortragsfahrten, die mich so oft und lang von Hause entführen und gerade zu einer Zeit, wo ich mich der Häuslichkeit am schönsten widmen könnte. Allein es ginge nicht an, die Frau auf Reisen mitzunehmen, bei denen ich keinen Tag mir selbst gehöre, und wenn Sie, lieber Graf, jemals Wandervorträge halten sollten — denn nächstens tragen alle Stände vor — rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: Ihre Frau Gemahlin zu Hause zu lassen. Aber sind Sie denn überhaupt verheirathet?“

„Allerdings! — Nur leider nicht ganz glücklich. Doch beschloß ich gerade darum, meine Frau in Zukunft auf meine Arbeitsreisen mitzunehmen. Und wenn Sie, lieber Professor, jemals politische Reisen machen sollten, sei es zum Landtag, zur Enquête oder in irgend welcher Mission — denn nächstens ist ja Jedermann ein Staatsmann — dann rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: lassen Sie sich von Ihrer Frau begleiten.“

Unter diesem Gespräch kehrten sie der Mosaik den Rücken, ohne sie überhaupt nur ordentlich angesehen zu haben, und gingen gegen die Villa hinab.

Halbwegs, als sie eben um die Ecke des Laubgangs bogen, kam ein Frauen-Paar von drüben auf sie zu.

Der Professor blieb wie angewurzelt stehen und hielt den Grafen am Arme zurück. „Unmöglich!“ rief er — „und doch! Sie ist es! sie selber!“

Er hatte kaum das Wort gesprochen, als Frau von Bechen schon vor ihm stand und ihn freundlich begrüßte, indeß der Graf auf der einen, die englische Gesellschaftsdame auf der andern Seite gleicherweise zurücktraten.

„Ich bin um einen Tag früher heimgekehrt, als ich vorgehabt,“ fügte die Dame dem Gruße hinzu, „und freue mich nun herzlich dieses kaum

gehofften Zusammentreffens." Ihre Stimme war etwas schwächer als sonst, ihr Gesicht blässer, aber sie sprach und bewegte sich wie immer mit jener anmuthigen Freiheit, die auch bei der vereinsamten Frau die geborene Aristokratin erkennen ließ.

Dagegen war der Professor verlegen, und seine erlernte Weltkunst ließ ihn etliche Minuten im Stich. Doch faßte er sich rasch, sagte Alles, was man bei einer angenehmen Ueberraschung sagen muß, wandte sich dann seitwärts und stellte mit leichter Handbewegung vor:

„Herr Graf Bleydenberg — Frau von Bechen!“

Der Name des Grafen und ein Blick auf seine Person wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Dame. Sie fuhr zusammen, erblaßte, stieß einen leisen Schrei aus und würde umgesunken sein, wenn nicht der Graf hinzugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er hielt sie fest umschlungen und rief: „Martha, Martha, ich lasse Dich nicht wieder!“ bis sie zur Besinnung kam. Wortlos brach sie in heftiges Weinen aus. Der Graf redete zärtlich beruhigend, und als er ihr die thränenfeuchte Wange küßte, trat nun der Professor seinerseits in den Hintergrund, denn ihm dämmerte mit einem Male der wahre Zusammenhang.

Raum aber war er zehn Schritt zurückgetreten, so redete ihn die Gesellschaftlerin, die gar nicht wußte, was sie zu der Scene denken sollte, auf englisch an und bat um Aufschluß. Allein der Professor hatte im Augenblick all sein Englisch vergessen und verstand kein Wort, obgleich er sonst Chaucer und Shakespeare im Urtext las.

So waren auch hier im Hintergrunde auf einmal die Rollen vertauscht: die allzeit stumme Engländerin sprach und der sonst so redfertige Professor spielte die stumme Person.

Um weder zu stören noch gestört zu werden, zog er vor, einen kleinen Spaziergang zur Mosaikhalle zurück zu machen und ließ die arme Engländerin recht unhöflich in ihrer Unwissenheit stehen.

Vor der Halle setzte er sich wieder auf jene Steinstufen, wo er vor wenigen Minuten dem Grafen gelobt hatte, ihn aufzusuchen, der doch vor ihm stand, und ihm die Augen zu öffnen, die doch damals schon geöffnet waren. Er freute sich, daß nun wohl das Leid der armen Frau gewendet sei, und es war ihm trotzdem wehmüthig, daß es sich jetzt schon gewendet; er hätte gern noch einige Zeit an dem schmerzlich süßem Romane fortgesponnen. Auch verdroß es ihn fast, daß die Genesung der Leidenden nun voraussichtlich in so ganz anderer Weise sich vollenden werde als er gedacht. Der jonische Tempelbau war doch recht nutzlos gewesen! Er blickte ärgerlich auf die Mosaik, deren blasender Meerergott ihn höhnisch ansah. Hätte ihn diese Mosaik nicht verblindet, hätte das archäologische Fieber sein philologisches Auge nicht getrübt, so würde er den Grafen schon in Elberfeld als den Mann seiner Frau errathen haben.

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter: Der Graf stand vor ihm, mit der Gräfin im Arme, die zwischen Thränen lächelte.

„Dies ist der Mann,“ sprach er zu ihr, „der Alles zusammen weiß und überschaut, der im Vertrauen beider Parteien stand. Er wird uns noch Manches aufklären müssen, herüber und hinüber, und er und ich, wir haben uns vorhin die Hand gegeben auf festes Zusammenhalten. Ich würde Dich nicht wiedergefunden haben ohne ihn; ich suchte schon lange nach Dir, aber der falsche Name ließ mich die Spur verlieren — —“

„Und eben dieser Name und die Archäologie,“ unterbrach der Professor, „schlug mich mit Blindheit; denn sonst hätte ich schon vorige Woche gemerkt, daß nur Sie der ewig reisende Mann dieser stets stille sitzenden Frau sein könnten. Aber Worte und Namen, zumal wie hier aus erster Quelle, sind das Gewisseste in der Welt, und worauf soll ein Philolog noch bauen, wenn selbst die Worte wanken?“

„Und wie kamst Du zu dem Namen Bechen, den ich nie gehört?“ fragte der Graf seine Gemahlin.

„Ich suchte nach einem ganz unbekanntem Namen, um mich vor aller Welt zu vergraben, und wußte nicht, daß eine Frau im modernen Culturstaate eigentlich gar nicht so beliebige Namen führen darf, wie in den Romanen und Novellen. Unter vielen Namen, die ich erfann und wieder verwarf, blieb ich aber gerade bei diesem stehen, weil er — mit einem B anfängt, wie Dein, wie unser gemeinsamer Name.“

„Da sieht man, wie die Liebe doch niemals völlig erlosch,“ rief der Graf. „Sie hatte mich ganz aufgegeben, nur an meinem Anfangsbuchstaben hielt sie mich in der schlimmsten Stunde noch fest!“

„Und da sieht man, daß dennoch in Wort und Buchstaben die letzte Wahrheit liegt, wenn man jene nur richtig zu deuten vermag!“ rief der Professor.

„Wir werden nun wohl noch einige Zeit hier in Trier bleiben,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Ich habe zwar bis jetzt von dieser berühmten Stadt nichts weiter gesehen als zwei Mosaiken, die nasse, im Keller bei Gasbeleuchtung, und die trockene hier im Park bei hellstem Sonnenschein; aber trotzdem gefällt mir dies Trier ganz außerordentlich.“

„Nein! Laß uns fortziehen, wohin Du willst, aber hinweg von diesem beschämenden Orte!“ rief die Gräfin, tief erregt. „Der Boden brennt mir unter den Füßen!“

„Und doch wirst Du, beruhigteren Sinnes, gern noch etwas hier verweilen. Denn siehe, ich muß vorerst noch ein kleines Stück von alle dem nachleben, was Du hier so lange und einsam durchgelebt hast, und das kann ich nur voll und ganz mit Dir allein an diesem zauberhaften Orte.“

Dann wandte er sich zu dem Freunde: „Sprach ich nicht auf der Hardt meine Sehnsucht aus nach einer glückseligen Insel? Ach es war ein schöner Gang, hinauf nach jener Idylle der Hardt aus dem fürchterlichen Getöse der unten gelagerten Stadt! Hätten wir ihn nicht gemeinsam gemacht so würde ich heute nicht hier stehen auf dieser noch viel glückseligeren Insel!

Doch nein! solche Inseln sind überall und nirgends; der Ort macht nicht den Menschen, sondern der Mensch den Ort. Du träumtest so manchmal vom verlorenen Paradies, liebe Martha. Denke Dir, ich habe in jüngster Zeit zum öftern auch davon geträumt, und eben dieser Traum trieb mich von Wiesbaden nach Trier. Es gibt viele verlorene Paradiese: das Paradies unserer eigenen Jugend — wir kennen es Alle! — das Paradies des Jünglingalters der Menschheit — das kennen Sie am besten, theurer Freund —, das Paradies Gottes, der sich der Welt offenbarte — das erfassest Du so tief, liebe Martha! Auch ich dachte gar manchmal an das letztere, und da fand ich, es erscheint uns wiederum in vielfacher Weise. Um uns aber Vorgeschnack und Nichtweg aller seiner Paradiese zu zeigen, gab uns Gott unverdient das reine geliebte und liebebedürftige Weib, welches wir wie eine Heilige umfassen und festhalten sollen. Darf ich dieses verlorene Paradies wiedergewinnen?“

Ihr großes, feuchtes Auge hatte fernhin in den Frieden der Herbstlandschaft geblickt. Jetzt wandte sie leicht ihr Antlitz und schaute noch viel heller durch sein tiefes Auge in die Tiefe seiner friedebedürftigen und friede-verheißenden Seele. Und dieser Blick und ein Druck der Hand sagte mehr als jedes Wort vermag.





Kronprinzens in Holsteen.

Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.

Von

Klaus Grath.

— Kiel. —

I. Land un Lüd.

As noch de Iisenbahn ni weer
Un Schep mit Damp noch unbekannt,
Wa seten wi do eensam her
In unse Strand- un Inselland!

Dun Döry to Stadt — dat weer en Reif!
Dun Land to Döry — dat weer en Fahrt!
Wo nu dat blanke Bahngeseif'
Een bringt, ehr man der wis um ward.

Anmerkung. Die tiefsinnigen Sagen von Niß Puk und den Seinen, von seinem Verkehr mit den Menschen, seinen Schelmerciën, seinen geheimnißvollen Geschenken, zum Schluß die wunderbare Sage vom Abzuge der Kleinen — spiegeln mehr oder weniger klar den Kampf und endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum. — Die heidnischen Gottheiten werden zuerst degradirt zu Zwergen, aus dem Himmel herunter versetzt zu „Unterirdischen“, endlich vertrieben, Wodan an der Spitze als Niß Puk.

Unser Norden hat diese Sagen besonders ausgebildet. (Vergl. Müllenhoff's Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein). — Dieser Cyclus von Gedichten erscheint hier zum ersten Male im Zusammenhange, wie er gedacht ist. Die Veranlassung zur Ausarbeitung der lange gehegten Themata gab die Anwesenheit der kronprinzlichen Herrschaften auf Föhr im Jahre 1873 und ihre rege Theilnahme an Land, Leuten und unserer plattdeutschen Sprache. Daher zum Theil die Form in einzelnen der Gedichte, sowie der Titel des Cyclus und der Anhang eines Gelegenheitsgedichtes.

Kiel, November 1878.

K. G.

Na Hamborg reek wul mal en Mann,
— He drev¹⁾ mit fette Ossen rop —
De smerten Krempersteweln²⁾ an.
De Geldkatt um, Südwester op.

In't dütsche Riek noch wieder rut —
Dat weer as gänzlich unbekannt,
Un „öwern Harz“ dat weer so gut,
As ut de Welt, in't wilde Land. —

Do lev un stov der mennig Een
Op Sylt, op Amrum un op Föhr,
De vun de „faste Wall“³⁾ nix sehn,
As dat't dar, an de Kimming⁴⁾, weer.

Dar, disse Stremel⁵⁾, öwer weg,
Wo sik de See un Himmel trennt,
För Schipperooch mitto⁶⁾ doch neeg⁷⁾,
So dat man Voh un Menschen kennt,

De Möhlen süht, un op en Karf
Den fleier⁸⁾ in de Abendsünne,
Un her, vun Likentog un Mark⁹⁾
En Ton, as reep wat öwerhin¹⁰⁾. —

Twars unse Schippers, junk un frisch,
De segeln um de ganze Welt,
Vertelln of nöß¹¹⁾ an'n Abenddich,
As wenn man Märken sik vertellt.

De harrn de swarten Menschen sehn,
De Appelsina's op den Bom,
De weern in de Brunsilgen' wen¹²⁾,
Un op den Nil- un Maëlstrom.

De harrn in Tasch dat rode Gold,
Korallen för de junge Fru,
Un endlich, wenn se möd un old,
Harrn se en Platz hier för ehr Ruh. —

Doch för de Jungs un ole Möm¹³⁾
Dar harrn wi hier den rechten Strand,
Dar kunn wi dichten, denken, dröm',
As weer uns Land dat Wunderland.

1) trieb. — 2) geschmierte Kniestiefel. — 3) Continent. — 4) Horizont. —
5) Streifen. — 6) mitunter. — 7) nahe. — 8) Wetterfahne. — 9) Leichenzug und
Markt. — 10) als riese etwas überhin. — 11) nachher. — 12) Brasilien gewesen. —
13) Mühnen, Basen.

Wi hörn de Kloeken in de Deep¹⁾,
 Wo Karf un Sark²⁾ versunken weer.
 De Wulken trocken, as de Schep,
 Un hoch de Steern deröwer her.

Wi hörn den Stormwind, wa he fracht,
 Un de Getieden³⁾, Ebb un Floth,
 De Möwen, wa se schrillt un lacht,
 De Lurken⁴⁾, wa se trissern do't.

Un Winterabends, Iank un trag',
 De Lamp in Brand, de Aben hitt⁵⁾,
 Vertell de Görn un Knecht un Mag'
 Grotvader vun de ole Tied.

Wat de ni wußt vun Ries' un Hün⁶⁾!
 Hoch in de Luft vun't wilde Heer!
 Vun Königskinder in de Dün!
 De Nennereerdschen⁷⁾ in de Eer!

Dat Meiste weer man ole Sag',
 Vun Wenig lövt, un man vertellt.
 Blot Niß — dat hör man noch to Dag',
 Niß Puf weer noch nich ut de Welt!

De Nennerwelt!! — — Man süht en Lock,
 Man denkt: en Mullwarp⁸⁾, denkt: en Röt⁹⁾!
 Mit eenmal kumt en Kopp — en Pock?
 En Tuts¹⁰⁾? — en Dings Een vör de föt . . .

Niß Puf!! — He driggt en olen Hot,
 He steit un fiekt di in't Gesicht.
 Du seggst: „Gün Dag!“ un: „Gröt di Gott!“ — —
 So fahrt he in dat Lock torügg.

Du steist alleen, un mank¹¹⁾ de Dün,
 Un denkst: dat schall mi doch verlangn!
 Dar — wiet — in't Sand — dar dravt dat hin:
 De Nennereerdschen sünd to Gang'!

Ja, Iop! un Iop de Been di af!
 So Iopt de Tüten¹²⁾ op den Strand! —
 Wo bleben se? — — Nut stille Haf¹³⁾
 Sünnit sif en Seehund op den Strand.

1) Tiefe. — 2) Kirche und Sarg. — 3) Gezeiten. — 4) Lerchen. — 5) Dfen heiß. —
 6) Riese. — 7) Unterirdischen, Zwerge. — 8) Maulwurf. — 9) Ratte. — 10) Kröte.
 11) zwischen, engl. among. — 12) Strandläufer, Charadrius. — 13) die See, das Meer.

Doch hörst du liesen öwerher,
 Un innerhin, un rund herum —
 As flungn de Waggen öwer't Meer,
 As weer't Gesang, wat summ un brumm. —

Wer denn en gut Geweten hett,
 De hör, un denk sik, wat he mag.
 Uns Herr is man en Beten bett¹⁾,
 Un röhr't sin Orgel Nacht un Dag.

2. Niß Puf.

De Knecht de reck sik in de Schön —
 Warum ni recken, wenn man möd?
 Wer dat bedenkt un leggt sik hin,
 De liggt of bald un slöppt of söt.

Denn ünner Streu, un haben Hen,
 Un allens för dat lewe Veh?
 En Knecht ward of för Hitten loi²⁾,
 Un söcht en schattig weke Ste'³⁾.

So slöppt he denn. — Still is de Welt,
 De Schatten wandert, as he deit.
 So liesen sliect keen Vos in't feld,
 Keen Katt, de um de Hoffstell geit.

Do, mit den Schatten um de Schön,
 Un as de Kater öwern Süll⁴⁾ —
 Wer flattert dar in't Hahnholt⁵⁾ rin,
 Lacht as en Ul, un sitt der still?

En olen Hot — wi feunt em glief —
 En ol Gesicht — dat kiekt hindal,
 He lacht un langt wat ut de fick⁶⁾,
 Un sitt, as wenn he Urfen⁷⁾ pal.

Au sieh! He pliert⁸⁾ un drippt ni slecht,
 De Näs' dat Ohr, de Back, de Siet —
 Op, ut den Drom rut fahrt de Knecht:
 Ei, dat is Abendvespertied!

Wa war he gau⁹⁾! Un as he waf —
 Wat frop¹⁰⁾ dar ut de Ulenluf¹¹⁾?
 He sä't ni na! Doch öwer't Dack
 Dar leep en Schatten vun Niß Puf.

1) Nur ein wenig weiter weg. — 2) loi, loje, müde, schlaff. — 3) Stelle. —
 4) Schwelle. — 5) Dachbalken. — 6) Tasche. — 7) Erbsen. — 8) blinzen, zielen. —
 9) schnell. — 10) kroch. — 11) Eulenschloch.

5. Wi flütt.

(Wir ziehen um.)

Vör Jahren wahn vun Lüügum¹⁾ af
 Wat südlich na de freesche Kant
 En rieken Bur, mit Geld as Kaff²⁾,
 Un op en Hof vun't fettste Land.

Grön as en Kohl so stunn sin Saat³⁾,
 In't Fröhjahr as en Gold so gel,
 Un wenn sin Köh in't Wischland wadt,
 Magst du wul fragen, wat em fehl.

Un Melk un Karnmelk⁴⁾ Gewerfloth,
 De Schepel Weten ward ni tellt⁵⁾;
 De bedt ni um sin dägli Brot,
 Un fragt ni, wat de Botter geldt.

Ut' Finster, wat sin Ogen reekt,
 Dat is sin Egen allumher,
 De Böm, de sik na'n Heben⁶⁾ streckt,
 Op't Feld de Offen un de Peer.

All wat der födt⁷⁾ un wat der wasst,
 Un weer't dat Dackreth, wat versfoort⁸⁾ —
 Is sin — un för en bösen Gast
 Hett he den Slötel⁹⁾ to sin Port.

De kann wul lachen — as man seggt —
 Wenn Anner weent, in Wehr un Weel¹⁰⁾,
 Un kumt en Jahr un is mal slecht,
 So'n Marschbur maekt dat keen Verscheel¹¹⁾.

Un dochen! ob de Porten fast
 In Grausteenfulen¹²⁾ bi de Gracht¹³⁾ —
 Wer is de ungeladen Gast,
 De öwer Heg¹⁴⁾ un Stegen lacht?

De Bur hett Betten — un keen Rast,
 De Bur is möd — un hett keen Rau¹⁵⁾,
 He hett den Slötel — un de Gast
 De stört em al in't Morgengrau.

1) Dorf im nördlichen Schleswig. — 2) Spreu. — 3) Rappsaat. — 4) Butter-
 milch. — 5) der Scheffel Weizen wird nicht gezählt. — 6) nach dem Himmel. —
 7) sich ernährt. — 8) und wär's das Ried (in den Teichen), das verdorrt. —
 9) Schlüssel. — 10) Uebermuth. — 11) Unterschied. — 12) Granitsäulen. — 13) Graben
 um's Gewese. — 14) Gehege, Zaun. — 15) Ruhe.

Süht he ut' Finster op sin Fenn¹⁾ —
 So treckt en Newel jüs darher,
 Geit he hinut — so stiekt de Sünn,
 Fahrt he — so rennt un stört de Peer.

Hett he en Offen sueckenfett —
 Kriggt de gewiß de Trummelsük²⁾;
 Un wat he deit, un wat he lett³⁾ —
 Dat lücht⁴⁾ ni, un he argert sik!

Do seggt he endlich: „Wat ik do? . .
 Verkop den Kram, den Döwelsplack!“ —
 Doch Knecht un Magd de meen darto:
 Dat weer en gottsvergeten Snack.

De flüstern liesen vun Wokeen⁵⁾,
 De streu de Offen wat inn Drank⁶⁾,
 De stell de Wagenpeer en Been,
 De mak de Melkföh fehr⁷⁾ un frank.

Wenn abends lut de Hofhund hul —
 Se wüssen wul Wokeen em drau⁸⁾,
 Un wat der liesen, as en Ill⁹⁾,
 To Schön sik barg in't Morgengrau. —

Doch denn! Man weg! — De Bur de koff
 — He harr dat Geld, un harr de Wahl —
 Wat höger rop¹⁰⁾ en annern Hof,
 Nie bu't¹¹⁾, un ganz na sin Gefall.

Nu war der flütt to Fröhjahrstied,
 De Wagens rasseln her un hin,
 De Bur nehm Kist un Kasten mit
 Un all dat Beste na sin Sinn.

Dat Unruß¹²⁾ leet he all torügg,
 Un seet vergnügt op't letzte Föhr.
 De Köfsche mit ehr roth Gesicht
 Gung mit den Bessen¹³⁾ achterher.

Do, op den Krüzweg, vör de Wag' —
 Wat seeg de Bur? En ole Fro,
 De seggt, as de se spöttisch en frag'
 Un grien¹⁴⁾ un lach: „Wo uu na to?“

1) die langen Stücke des Marschlandes. — 2) Windbauch, wobei das Rindvieh wie eine Trommel aufschwillt. — 3) läßt. — 4) glückt, gelingt. — 5) wer. — 6) Trank, Viehtrank. — 7) die keine Milch gibt. — 8) dräute. — 9) Gule. — 10) höher hinauf aus der tiefen Marsch). — 11) neu gebaut. — 12) unbrauchbare alte Sachen. — 13) Bessen. — 14) lächeln.

Do keem en fine Stimm, de quäl
 As ut den Bessen rut: „Wi slütt!“ — —
 Ja, mit den Bessen ut de Köf —
 Unrus¹⁾ — Nih Puf — treckt wedder mit.

4. Haspel, Rad un Winn'.

De Graf de les' in't Vof en Blatt,
 De Gräfin, bi em, seet to spinn:
 Do dücht se heid, as flopp der wat.
 Do horch de Graf un reep: Kumm in!

Do keem in Dör en lütten Mann,
 In Hand en Lücht²⁾ un'n olen Hot.
 He seggt: „Fru Gräfin, hört mi an,
 Min Fru de liggt in grötste Noth!“

De Gräfin heel ehr Spinnrad an
 Un seggt: „Min lüttje Mann, wo denn?“
 Do seggt to ehr de lüttje Mann:
 „Fru Gräfin, dat's man eben hin!“

Do lang de Gräfin na ehr Dof —
 — Dat snie, as wenn't ut Betten full³⁾. —
 Dal leggt de ole Graf sin Vof
 Un seggt: „Dat is binah to dull!“

Se awer hett de Klinf al fat⁴⁾
 Un seggt: „Wer na dat Wedder süht,
 „Wenn so wat röppt⁵⁾, de kumt to lat⁶⁾!
 „Gott help! Ik sorg för lüttje Lüd.“

Un darmit is se ut de Dör,
 Un bald hinut in't düstre Land.
 De lüttje Mann de lücht ehr vör,
 Un leidt, un fat ehr bi de Hand.

He hett en grote Lücht ut Horn,
 En Hot, de fast den Mann versteek⁷⁾.
 He leidt ehr öwer Heck un Dorn
 Un öwer'n Snee, as weer't en Def.

1) Wortspiel: Unrus ist Gerümpel, Schmutz (stellenweise Nummer genannt in plattdeutschen Landen), zugleich auch Unruhe. — 2) Laterne. — 3) Es schneite, als sie es aus Betten. — 4) Sie hat die Thürklinke schon in der Hand (zu fassen). — 5) ruft. — 6) zu spät. — 7) Es ist offenbar Wodan in caricirter Gestalt, wie er immer als Nih Puf auftritt, eine Caricatur, wozu ihn das kämpfende Christenthum degradirt hat.

Doch süht se weder Weg, noch Steg,
 Un hett ni Karf, noch Dörpen sehn.
 De Lüttje dravt man eben weg
 Un lücht ehr twischen Stock un Steen.

Dat is nich, as ehr Hof un Gut,
 Keen Mann, as vun ehr egen Lüd;
 Se gat, as ut de Welt hinut,
 Manf Donn¹⁾ un Dünen, as se süht.

Doch endlich, in den Barg vun Sand,
 Do weer't, as de sik op en Port;
 De Lüttje fat ehr fast de Hand
 Un lüch un trock ehr liesen fort.

Do weer't, as husch dat, drav un leep,
 As keem't ut Löcker in de Wand,
 Un flücht sik wedder in de Deep,
 As weer't versunken in den Sand.

Mit eenmal, as se't recht betrach,
 Do weern se in en Stuv an't Bett.
 De Lücht de schien as helli Dag,
 Lütt Fru de leeg der smuck un nett.

As nu de Gräfin ehr erlöst,
 Un sä: Un weer dat allens gut,
 Un küß dat Kind, un hett ehr tröst,
 Broch ehr de Lüttje wedder rut.

Doch ehr he Hot un Hornlücht freg,
 Do sä he: He bedank sik schön!
 Un be' ehr: „Holt de Schört²⁾ to höch!“
 Un füll ehr de vull Höwelspöhn³⁾.

Denn frop he in en Kuffer rin,
 Kram dar, keem rut un broch wat mit:
 En Rad, en Haspel un en Winn',
 As Kinnerpeltüg weer't, so lütt.

He leggt dat eenzeln manf⁴⁾ de Spöhn
 Un seggt to ehr: „Verwahrt se recht!
 „So lang as vun de Dree noch fen,
 „Geit't Kind un Kindeskind ni slecht!“

1) Donn und Düne ist etymologisch dasselbe. — 2) Schürze. — 3) Höwelspähne. —
 4) zwischen.

As se to Hus in't Sloß sif funn,
Seet dar de Graf noch bi sin Bok¹⁾.
De Lütt weer mit de Lücht verswunn.
Af le²⁾ de Gräfin Schört un Dok.

Herrje! wat full dar oppe Del?
Dat rode Gold as luter Spöhu!
Do seggt de Graf: „Af löv³⁾ min Deel:
„Dat is de Uennereerdsche wen⁴⁾!“

„Verwahr de Haspel, Rad un Winn!
„Dat is keen Speltüg, as ut Holt⁵⁾.
„Wer't findt, un hett den rechten Sinn,
„Hett mehr als Glück un Geld un Gold“ . . .

So gung in ole Tied de Sag'. —
Wo sünd de Haspel, Rad un Winn?
Wo blev dat Sloß mit Graf un Mag'⁶⁾? —
Is allens dot un weg un hin!

Doch ward mitüuner noch vertelst,
— Un wul en Olen wies't der hin
Op fen mit mehr as Glück un Geld —:
Hett de Rad? — Vellicht den sinn!

5. Martje Floris Gesundheit.

Sidem de Ijenbahn uns reck,
Verswunn de Riesen un Niß Puf,
Cultur driift un de letzte Eck
De Höhnerglov⁷⁾ un Landesbruk.

Dat Lehn, Studeern un Bokstabeern,
De Bläd', dat Hochdütsch un Chemie,
So seggt man, ward de Welt regeern,
Ol Schleswig-Holsteen mit derbi.

Kann sin — kann nich — kann doch: ik weet ni,
Doch Art de lett ni licht vun Art,
Un ünner't hochdütsch Hemd dar seht wi
Noch jümmer'n holsteensch plattdütsch Hart.

1) Zeit ist nicht für Geister. — 2) ab legte. — 3) glaube. — 4) das ist der Unterirdische gewesen. — 5) Kinderspielzeug aus Holz. — 6) Verwandten. — 7) Aberglauben, Hünnenglauben.

En olen Holstenmagen seker:
 Süh di man Bost un Rippen an!
 Un drinkt se nich mehr Krooß un Befer¹⁾,
 Se stat bi't Winglas of ehr Mann.

Of Landesbruk un Landesfeden
 Dar blift noch jümmer'n Stück vun hangn,
 Vellicht vergeten un verleden²⁾ —
 Kunt wedder op un niet togangn.

Ward wul in Eidersted, hier neben³⁾,
 Mal drunken, sungn, nich as in't Chor,
 So klingt sin Glas en Ol alleben⁴⁾
 Un seggt: „Nu noch op Martje flor!“

Still is de Larm. Op holst de Rohr⁵⁾.
 En Jeder, mit en ernst Gesicht,
 Seggt, as in Andacht: Martje flor!
 Un Sed'⁶⁾ un Ordnung fehr torügg.

Op Martje⁷⁾ flor! — Dör mennig Jahr
 Hus' Steenbuck mit sin Rasselbann
 In't Eiderstedsche, as förwahr
 En Tropp vun Turko's husen kann.

Se plündern, stohlen, sengn un brenn,
 Vertehren mager, fehr⁸⁾ un fett;
 Keen Koh weer seker op de Fenn⁹⁾,
 Keen fru inn Hus', keen Kind in't Bett.

Bi Garding¹⁰⁾ leeg en Hof inn Lann,
 De Haubarg¹¹⁾ as en lüttje Karf,
 Dar leeg ol Steenbuck mit sin Bann,
 Un Herr un Heer de dreben't arg.

De Win war drunken ut den Krooß,
 De Keller lerrig un de Köf,
 De Koh war eten ut de Booß¹²⁾,
 Speck ut den Rok un ut de Lök¹³⁾.

De Bur mit All wat funn, weer flücht',
 Mit Knecht un Magd, mit föhr un fohr.
 Blot een lütt Diern, de blev torügg,
 Dat weer de Dochder: Martje flor.

1) Krug und Becher. — 2) vergessen und veraltet. — 3) hier neben, nämlich neben Föhr. — 4) ganz leise. — 5) Geschrei. — 6) Sitte. — 7) Marienchen, Martjen Marienblümchen, Bellis perennis. — 8) fehr ist die Kuh, während sie keine Milch gibt. — 9) Marschlandstück. — 10) ein Landstädtchen in Eidersted. — 11) Heuberg heißt der eigenthümliche Eidersteder Bau, Haus und Scheune zugleich. — 12) Kuhstall. — 13) Salzlauge.

Weer eensam bleben mank de Bann,
 En Mäden, eben ut de Schol.
 Muß maken mit ehr lütten Hann,
 Muß schaffen, dat de Dischen vull.

Do, as se daben¹⁾, vull un dull,
 Do war se ropen an den Disch:
 „Kumm her un schenk din Beker vull!
 „Drink en Gesundheit! Nu man frisch!“

Bleef war dat Mäden, as de Wand,
 Doch mank dat Kriegsvolk unverzagt.
 Se reep, den Beker in de Hand:
 „Dat gah uns wol op ole Dag!“

Still war de Larm. Op heel de Rohr.
 Un mennig roge Kriegsgezicht
 Sä, as in Andacht: „Martje flor
 „Hett Recht! Dat Oeller holt Gericht!“

Dun'n Hanbarg morgens, still un sacht,
 Dar trock dervun dat wille Chor. —
 Drum slutt noch jede Burgelagg
 Mit din Gesundheit, Martje flor!

6. De Uennereerdschen treckt af.

't weer lat in Harst²⁾ un düstre Nacht,
 Keen Glem³⁾ noch Schimmer weer to sehn.
 Bi't fährhus an de Eider sacht
 Hör man den Strom vöröwertehn.⁴⁾

Dat Water flucker in de Deep,
 De Wellen schölen⁵⁾ op den Sand —
 Weer't nich, as wenn't „Halöwer⁶⁾!“ reep?
 Wiether? vun Güntsted⁷⁾ öwer'n Strand?

De fährmann op de Hohner⁸⁾ fähr
 Richt in sin Bett sik öwer Enn⁹⁾,
 Un horcht. — Doch Minschen wanft¹⁰⁾ ni mehr.
 De Möwen, denkt he, treckt derhen.

1) lobten. — 2) Herbst. — 3) Glanz. — 4) vorüberziehen. — 5) spülen. — 6) hole
 hinüber! — 7) jenseits. — 8) Hohn, ein Dorf in der Nähe der Eider, wo eine Fähre. —
 9) empor. — 10) reifen.

Anmerkung. Martje Flor's Gesundheit imponirte dem letzten dänischen König
 und Herzog, Friedrich VII., als er diesen Toast bei seiner Anwesenheit in Eidersted
 kennen lernte, so, daß er diesen Landesbrauch in Kopenhagen einführte, wo er vielleicht
 auch noch fortlebt.

De Regenwülsen¹⁾ un de Swon,
Keen Minsch, he weer denn op de Flucht,
Wildvageln sünd't, he kennt den Ton,
De wannert haben²⁾ dörch de Lucht.

Dar wannert se, un ropt hendal³⁾:
„Halöwer!“ Klingt dat siet⁴⁾ un wiet.
„Halöwer!“ — Hör! Un noch einmal!
Un jüs, as keem't vun günnen Siet.

He richt sik noch mal op un hör:
Ja, Stimm' as Vageln, sin un sacht,
Vun wiet un siet, vun hin un her,
De repen⁵⁾, as un Hölp⁶⁾ bi Nacht.

Of keem en Ton der dann un wann,
As vun de Fährfloek öwer'n Strom,
So sacht, as trocken Kinnerhann
Ahnmächtig an den Kloekenbom.

Schull't würrlich wen⁷⁾? — He weck den Knecht:
„Stah op, stah op! De Fährfloek geit!
„Stah op, un mak de Fähr torecht!
„Wüllt sehn, wull⁸⁾ lat noch wancken deit!“

Un as de Beiden buten⁹⁾ keem'
Un öwer'n Strom bi düstre Nacht —
Wat weer't en Schin! Wat weer't en Glem!
Wat weer't en Lopen¹⁰⁾ still un sacht!

Glimmkäfer op den ganzen Strand?
Irrlichter? Segg, wat geit der vör?
As Kinner hört se vun dat Land
„Halöwer!“ dusendstimmig her.

Un as se landt, do drängt en Swarm
Vun lüttje Lüüd sik op de Fähr —
En Lucht, en Bündel ünner'n Arm —
Bi jede Oewerfahrt noch mehr.

Un wenn se landt op anner Siet,
Leggt jeder in de Büß sin Deut¹¹⁾,
Un öwer't feld hin siet un wiet
Süht man den Tropp, de wieder¹²⁾ geit.

1) Regenpfeifer, Charadrius. — 2) oben. — 3) herunter. — 4) hier und da. —
5) riefen. — 6) Hilfe. — 7) sein. — 8) wer spät noch reiset. — 9) draußen. —
10) laufen. — 11) Legt Jeder in die Büchse seine kleine Münze. — 12) weiter geht.

De Fährmann swiggt, de Knecht de swiggt.
 Se kennt de Lütten, de se ladt.
 Do kumt de Letzte mit de Lucht
 Un seggt: „De Uennereerdschen gat¹⁾!

„Uns Tied²⁾ is hin, uns Tied is um,
 „Dat Rief³⁾ is ut, dat wi regeert!“
 Un süh! se wannert still un stumm,
 Bet man nig wieder süht un hört. — —

De Fährmann stunn op't düstre feld,
 As se verswunn' in Nacht un Dak⁴⁾.
 Harr he nich baar in Hann sin Geld,
 He harr nich denken kunnt, he wak⁵⁾.

Keen Glem un Schimmer weer to sehn,
 Dat Water klucker in de Deep.
 Man hör den Strom voröwertehn.
 De Nachtwach ropen vun de Schep⁶⁾. — —

So sünd de Uennereerdschen gan,
 De lang, so lang as Minschen sünd,
 Se folgt, se brüdt⁷⁾, se Gudes dan,
 So Knecht as Magd, so Mann as Kind.

Keen Fährmann hett se wedder sehn,
 Keen Fohrmann je op Weg un Steg,
 Inn Keller nich, nich oppen Böhn⁸⁾
 De Herr, de Fru, de Magd, de Knecht.

Man seggt: En Kind, dat broch en Wort,
 Dat drev se weg mit Sack un Pack,
 Christkindchen, seggt man, drev se fort,
 Dat nu de Kinner Wihnacht mak.

Un wenn man noch vun „Niß“ vertellt,
 Un unse Kinner hört dat geern,
 So is dat ut de Märkenwelt. —
 „Die Erde ist hinfort des Herrn.“

1) die Unterirdischen gehen, ziehen ab. — 2) Zeit. — 3) Reich. — 4) Rebel. —
 5) er wache. — 6) Schiffe. — 7) geneckt. — 8) Boden.

U n h a n g.

An uns Kronprinz, as he den Grundsteen leggn de to de nie Hochschule
in Kiel, den 3. August 1873.

Un kumt se mal, de Fredenstied,
So kumt na Holsteen, grön un blied . . .
Quickborn II. 1870.

Ja, Freden is't! Still war de Welt;
Wenn't dunnert, deit dat blot uns Herr.
Wat wannert, is dat Veh op't feld,
Dat sünd de Wulken öwerher.

As Dau un Regen op dat Land
So fallt de Drapens, nich as Blot,
Un Segen streut he ut sin Hand
Op't Dütsche Rief, de ole Gott.

Süh an de Wischen¹⁾, wa se grönt,
Süh op dat Korn, wa dat sik streckt,
Op't Holt²⁾, dat unsen Strand verschönt,
De Gaarns³⁾, de unse Hüß' versteckt.

Dar geit dat fröhlich ut un in,
Bi apen Dör⁴⁾ un vulle fatt⁵⁾
Op Alle schient de lewe Sünne,
Un Alle eet⁶⁾ un levt⁷⁾ sik satt.

Is't oppen Dörpen⁸⁾ öwerall,
Is't nich, as alle Dag' en fest?
Hör man de Abend-Klockenschall,
Hör man den Hatbar⁹⁾ op dat Nest!

Ja, Freden is't, un Fredenswarf¹⁰⁾:
De Kinner wandert na de Schol,
Man bu't an Hüß', an Schön un Karf',
Denn Schön un Schapp¹¹⁾ ward wedder voll.

Getrost! Wer arbeidt, findt sin Lohn,
Wer ehrlich strevt, de reekt sin Maal¹²⁾:
In't Dütsche Rief schütt¹³⁾ keen Kanon,
Ritt¹⁴⁾ em keen fiend sin Warf mehr dal.

1) Wiesen. — 2) Wald. — 3) Gärten. — 4) bei offener Thür. — 5) Fass,
Schüssel. — 6) essen und — 7) leben. — 8) auf dem Lande, den Dörfern. — 9) Storch.
10) Friedenswerk. — 11) Schrank. — 12) Wer ehrlich strebt, erreicht sein Ziel. —
13) schießt. — 14) reißt ihm kein Feind sein Werk mehr nieder.

So höpt¹⁾ wi! Denn wi leggt en Steen,
 De in de Luft hung mennig Jahr,
 De uns de franzmann un de Dän
 Nich gönn²⁾, dat he mal seker³⁾ war.

Wi leggt en Grundsteen to en Schol,
 De lang hett predigt in en Stall:
 Dat Dütschland harr sin Grenz, sin Maal
 Erst, wo de dütsche Sprak ehr Schall.

Nu leggt wi em in sefern Grund!
 Denn de em leggt, dat is en Mann,
 De mit sin Arm un mit sin Mund
 Em in de Tokunft sefern kann.

So segn' em Gott, uns Kaisersöh'n,
 Un so sin Wark, dat he hier dan⁴⁾:
 Keen fransch, keen Engelsmann, keen Dän
 Kunt hier un röhr den Steen uns an.

Wi awer — och, wer steit un slöppt,
 De't mit belevt, un wunnert sik,
 Un sleit nich an sin Hart un röppt:
 De Kaiser un dat Dütsche Rief!

1) hoffen wir. — 2) gönnten. — 3) sicher, fest. — 4) gethan.





Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846).

Von

Karl Beck.

— Wien. —

I.

Wir schrieben das Jahr 1846.

Ungarn hieß noch immer das alte, romantische Land, inmitten einer streng bevormundeten Monarchie eifersüchtig das Recht, den Muth und die Kraft einer eigenen Meinung hütend, mit Reichstagen bedacht, die endgiltig binden und lösen konnten. Es hieß noch immer das alte, romantische Land, seit Menschengedenken frei von Steuern, Assentirungen, Paßplackereien, Meldezetteln, Polizisten und Aufenthaltskarten; freilich sah man es anderseits an rostigen Satzungen überreich, des Bürgerthums ermangelnd, von unzähligen Edelleuten vergewaltigt, von willenslosen Frohnbauern bewohnt, mit rohen Juraten, unfehlbaren Stuhlrichtern und den althergebrachten „Fünfundzwanzig“ geschlagen. Bei alledem fühlte man sich frisch und froh innerhalb der tricoloren Schranken: das Ueberstäumende, Urwüchsige und Hanbüchene stach wohlthuend ab gegen das Geschniegelte und Gedrillte jenseits der Leitha. Barmherzige Götter, ihr müßtet doch Sorge tragen, daß sich im niedergehaltenen Metternichischen Oesterreich eine sichere Stätte fand, wo man blasen und schüren konnte, bis es auch in den Nachbarprovinzen warm und gemüthlich wurde, wo man unbespizelt einen freien Blick um sich warf, die Normen zu prüfen, nach welchen ein mündiges Jahrhundert seine Lebensfragen ordnete, wo man über verbohrtte Beamtenwirthschaft hinwegsprang wie der Hahn über glühende Kohlen und statt des garstigen Monopolkrautes eine importirte Cigarre straslos sich aneignen durfte. *Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita*, lautete das Sprichwort.

Ja, es war noch immer das alte, schöne Land; aber es war auch besser geworden, hatte ungemein emsig an sich gearbeitet; überall traten die Mängel hinter die Vorzüge zurück. Auf Weltfahrten erfuhr der Lernbegierige Nach-

wuchs ungrischer Barone, daß Versäumtes nachgeholt, Fehlendes erworben, Erworbenes behauptet und ergiebiger gemacht werden müsse. Was da faul war am Staate, das wollte man ausbrennen mit schleuniger Schonungslosigkeit; der Knecht sollte zum Bürger heranreifen; die große Reformation nach jeder Richtung beginnen; man sah dem anrückenden Reichstag wie einem tiefersten, entzündigenden Buß- und Opferfest entgegen. Gleich den entthronten Frankenkaisern der Vorzeit hatte man die lateinische Sprache zu den Mönchen in's Kloster verbannt; wie voreinst das magyarische Schwert, sollte von nun ab das magyarische Wort weithin tönen. Ein nationaler Dichter, Alexander Petöfi war plötzlich in die Erscheinung getreten. Sein Ruhm wuchs wie Gras über Nacht; im Salon wie auf der Straße, am Spinnrad, in Mühlen und Schenken, auf dem Ackerfelde und in den Casernen erklangen die Lieder des begnadeten Jünglings. Schon in Deutschland war mir das Unmittelbare seiner Strophen eine hohe Wonne gewesen; nun vernahm ich zu Budapest, daß es ihm begehrenswerth scheine, zwischen uns einen persönlichen Verkehr anzubahnen. Sein Wunsch deckte den meinigen, und ich harrete somit ungeduldig des Musenliebings, wie eines Glücks, welches gültige Sterne mir bescheiden mochten.

Ich wohnte im Hotel zur „Königin von England“ und schwelgte in der märchenhaft bestrickenden Aussicht. Buntbewimpelte Fruchtschiffe, rauschende Dampfer und tanzende Nachen bedeckten die blaue Donau, in deren Wogen sich stolze Paläste spiegelten. Ach, und sah ich erst nach Ofen hinüber, nach der lieblichen Margaretinsel, welcher der reckenhafte Strom wie seinem zarten Bräutchen hofirte, sah ich die bacchantisch bekränzten Höhen, die malerisch gelegene Wasserstadt, die historische Feste und den ernsten Gerhardsfels, der kleine, ärmliche Hütten gleich Schwalbennestern willig beherbergte, da feuchtete sich mein Auge, und ich stammelte: welch' ein Schauspiel!

Ein herzhaftes Pochen an der Thüre weckte mich aus meinen Träumen. Herein trat schwungvollen Schrittes ein unbefangener, schmächtiger Jüngling. Seine Stirne war hochedel, sein Haar verworren, im Auge sprühte das echte Poetenfeuer, die Napoleonische Farbe der Wangen verrieth den Choleriker, der Stutzbart über trotzig geworfener Lippe gab dem schwermüthigen Gesichtchen einen unternehmenden, fast kecken Ausdruck, die Hände, seit Jahren dem schützenden Ziegenleder entfremdet, waren bedeutend gebräunt; er trug einen enganschließenden Schnurenrock, der Hals war frei, der Hemdkragen wie bei deutschen Burschenschaftlern umgekippt, im Knopfloch, nahe dem Herzen, prangte das wahre Ordenszeichen des Frühlings und der Minne — ein unschuldiges Rosenknöschen.

„Sie sind Alexander Petöfi,“ rief ich, freudig auf ihn zueilend, „die Schilderung Ihrer Persönlichkeit ist genau nach dem Original.“

„Ich grüße Sie auf vaterländischem Boden. Es liegt mir so Manches auf dem Herzen, worüber ich gern ausführlich sprechen möchte; aber wie verständigen wir uns gegenseitig am schnellsten? Auch darin hat Gott gnädig

vorgesorgt und ein Dolmetsch ist nicht vonnöthen. Mein Deutsch klingt, wie Sie hören, gebrochen; aber ich verstehe jedes Wort. Ihnen ergeht es mit dem Ungriechen ebenso. Reden wir mithin, wie uns der Schnabel gewachsen ist, zuweilen in beiden Sprachen durcheinander, je nachdem —“

„Das ist ein guter Gedanke, dann hilft Einer dem Andern, und stets gedenk jener christlichen Lehre: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; verstopfen wir nachsichtsvoll das Ohr, falls arge Verstöße kläglich zum Himmel schreien. Wollte Gott, sämmtliche Magyaren und Deutsche verstünden sich so willig auf einen endgiltigen Friedensvertrag, dessen sie alle bedürftig sind, wie des täglichen Brotes.“

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen und eine angerauchte Cigarre aus der Brusttasche langend, frug er: „Ist's erlaubt?“

„Beliebt's eine dieser ausländischen zu kosten?“

Er schielte lüstern nach den zierlich gewundenen Dingerchen und sprach leicht erröthend: „Ein unbändiger Raucher, wie ich, muß sich an minder aufregendes Kraut halten; zudem drängt mich mein Patriotismus nach dem Einheimischen.“

Der Stolz! Er entschlag sich des Dargebotenen unter feinem Vorwand, der, ohne mich zu verletzen, ihn zugleich auch der leisesten Verpflichtung entband. Ich freute mich dieses ausgeprägten, wenngleich allzu nervösen Unabhängigkeitsfinnes.

Mächtig zum Fenster hinausqualmend hub er an: „In solchem Gewölk hauset mein Gott. Rauchen heißt auferstehen von jeglichem Kummer. Ich war Soldat, Schauspieler, konnte fasten und frieren, auf harter Erde liegen und lachte dazu; doch wenn's mir an Taback fehlte, war ich erst recht ein getretener Wurm und maßlos arm. Etwelche Kameraden versuchten es wohl mit getrockneten Rosenblättern, die Thoren, die Genußpufcher, die Treulosen! Ich aber seufzte: dich besitzen, Trost meiner Augen, Brot meines Lebens, wonnige Nicotiana, Fürstin der Pflanzen, oder gänzlich entbehren! Ja dieser Sorgenbrecher ist zuverlässiger als Wein und Musik, Gebet und Thränen. Wie hätte sonst das schwergeprüfte Magyarenthum all' die Unbilden des Schicksals bis heute ungebrochen extragen können?“

„Und wie haben denn die Urväter gelebt, wie haben andere heimgesuchte Völker sich männlich aufgerafft, ehe Sir Walter Raleigh das wunderthätige Kraut nach Europa gebracht?“

„Raleigh? Sie setzen voraus, daß ich den Mann und seine Geschichte kenne! Ach, ich habe blutwenig gelernt und, einige Dichtungen abgerechnet, fast nichts gelesen. Die Schulen liegen bei uns im Argen. Um sich gründlich zu bilden, bedarf man neben dem innern Trieb, freier Stunden, unbehelligter Sammlung, man bedarf der günstigen Gelegenheit und des Sporns von Außen; aber wie und wo sollten im Soldatenkittel und Bühnenslitter, auf ewiger Wanderschaft, in betäubender Noth, jene Güter gefunden werden?“

„Und hier in der Hauptstadt?“

„Hier bin ich noch übler daran. Die Alten, die Anerkannten sind zu vornehm, zu faul und eifersüchtig, dem werdenden die Hand zu reichen; die Jugend aber legt sich hier wie allerorten mehr an Gefühlen als an Gedanken. Keiner in ihrem Kreise überfieht mich, hebt mich, zwingt mich, und das ist schlimm! Sie opfert mir mit rückhaltloser Hingebung, und so kam's, daß ich mir manchmal sagte: Du nährst dein Volk mit eigenen Mitteln, wozu fremder Hilfe begehren? Wozu lernen und forschen? Wozu im Schutt wühlen? Waren die Todten weiser, besser, als die Lebenden sind? Was ist alt, was ist jemals neu gewesen? Der Weinstock von heute ist der Weinstock von ehemals, einer trägt Tokayer, ein anderer Türkenblut; künstliches Aufspießen und Mengen ist wider die Natur. Gib was du hast, was du geben kannst!“

„Das wäre die bequeme Theorie des Stillstandes,“ entgegnete ich. „Wäre denn die Kunst goldener Müßiggang, gemüthliches Sichgehenlassen? Wird der Dichter lediglich für ein Volk geboren? Darf uns das Urtheil leichtentzündbarer Jugend jemals maßgebend sein? In unserem Geiste schlafen unzählige Lieder wie Funken im spröden Gestein; aber ohne den weckenden Stahl schliefen sie ohnmächtig fort in Ewigkeit. Dieses Aufwecken, sanft oder barsch, übernimmt zuweilen das Schicksal, eine gewaltige Leidenschaft, ein weises Verständniß der Natur; zumeist aber ist's doch die Geschichte, ist's doch der fortzeugende Gedanke vergangener Generationen, welcher uns zu eigenen Ideen anregt. Lesen, lernen, arbeitend sich erholen, sich erholend arbeiten, gibt's eine größere Lust, eine heiligere Pflicht?“

„So ist's!“ sprach er tonlos, die Hand vor die Augen haltend, „ich werde lernen! Am fort!“

„Darf ich um Ihre Adresse bitten?“

„Lassen Sie mich lieber zu Ihnen kommen, ich wohne — beschränkt.“

„Und das sollte mich hindern? Denken Sie gerechter von mir und stolzer von sich selbst. In jener Rußschale sind Sie die Lust Ihres Volkes geworden. Erlösung, sagt uns die heilige Schrift, ward in einer Krippe geboren.“

„Ich — komme zu Ihnen.“

„Wie hast du Petöfi gefunden? forschte mein Bruder.“

„Ungemein frisch. Alles an ihm ist Unmittelbarkeit und Eigenart. Was sein Schaffen betrifft, so verläßt er sich lediglich auf Inspiration. Ferner: Es widerstrebt ihm, aus dem Bann seiner noblen Armuth herauszutreten, er besorgt, durch die Entgegennahme des unbedeutendsten Liebesdienstes abhängig zu werden. Freiheit und Bettelsack ist seine Devise! Er ist ein Künstler und kein Handwerker, ein Mensch und kein Buch, ist, wenn Du willst, selbst ein verkörpertes Gedicht.“

II.

„Sie sehen übernünftig und blaß, Petöfi.“

„Ihr Verdacht,“ sprach er, „ist unbegründet. Edlerer Nothwein als

Erlauer und Szegbarder floß heut Nacht in Strömen vor meinen Augen, hinreißender als Zigeunermusik klang die Marseillaise in mein Ohr. Ja, lernen, lesen, nicht mit den armseligen Freuden und Leiden seines winzigen Ichs ausnahmslos sich beschäftigen, — welche Wohlthat! Die erste französische Revolution rollte sich auf vor meinen Blicken. Der Tag war bereits angebrochen, ich saß noch immer in das Buch der Bücher vertieft. Wochen und Monate lang wird's mir Nahrung und Arznei sein. Freilich fesseln mich noch vorzugsweise die Geschichten in der Geschichte, etwa wie das Kind zum Texte der Bilder bedarf, oder wie man der spannenden Handlung eines meisterhaft dargestellten Trauerspiels folgt, aber unter dem Eindruck hochgehender Leidenschaften, wohl auch in Banden geistiger Unmündigkeit den eigentlichen Gehalt des Stückes nicht sofort zu fassen vermag.“

„Thut nichts, zum zweiten, zum dritten Mal wird's Ihnen doch gedanklich tiefer zugehen.“

„„Mich dünkt,““ fuhr er fort, „„ich hätte mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen und — geendet. O, zu jener Zeit war die Erde von trunkenen Feuergeistern bevölkert; in der unsrigen wirthschaften nüchterne Wassergeister. Die Flamme verdichtet sich und züngelt nach oben; das Wasser verflacht sich und schießt abwärts. Die heutige Welt ist bar aller bahnbrechenden Ideen, sie zehrt vom aufgespeicherten Vorrath vergangener Tage, ist bar aller starken Gefühle und stopft ihr hohles Gemüth mit matten Neigungen aus.““

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn wir die Meinung eines Freundes zu bekämpfen gezwungen sind, wir müssen uns gegen den eigenen Trieb waffnen, der uns zur Beipflichtung dieser Meinung bewegen möchte. Ich erwiderte: „„Vielseitig sich entwickeln und flach werden, ist zweierlei; den Gedankeninhalt unserer Vorgänger prüfen, würdigen, vervollständigen, heißt nicht an fremder Tafel schmarron; dem Realismus des Lebens Rechnung tragen, heißt noch lange nicht nüchtern sein und die Brust mit matten Neigungen füllen. Ich will nicht den Fortschritt unseres Säculums im Einzelnen mustern, es würde zu weit führen; aber es sei mir zu fragen gestattet: sind wir nicht Millionäre der Wissenschaft geworden? Hätte dem Corjen nicht die Erde gehört, hätte er gleich uns dem Dampf und der Schiene geboten? pocht nicht die Kunst in unseren Tagen mächtig genug an die Herzen? haben die Seelen nicht eher an Hoheit gewonnen? rüsten sich nicht die Geister, die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu erstreiten? Freund, Sie sind über dies metternichische Oesterreich nicht hinausgekommen; hier hat man freilich den Zeiger der Geschichte zurückgeschoben, aber in der übrigen Welt gehen die Uhren verzweifelt richtig, und Jedermann weiß, daß es bald zwölf schlagen muß. Doch lassen wir das Prophezeien und Zeichendeuten, es ist ein undankbares und gefährliches Handwerk.““

Wir waren an's Fenster getreten. Eben erst tiefernt, schlug er nun plötzlich übermüthige, sorglose Weisen an. Gleich er doch stets in seinem

Gebahren so ganz dem Kinde, das, wie man zu sagen pflegt, aus einem Sack weint und lacht. „Pest“, so hub er an, „ist zauberhaft schön. Wird erst die Kettenbrücke fertig, dann zählt die Welt ein achttes Wunder. Ich will zu Pest leben und sterben, möchte jedoch vor meinem Tode gern ein Bischen die Welt durchfliegen, etwa unter den Fittigen eines vornehmen Herrn. Damit schenkt man mir nicht das Geringste, denn jener Mensch, von dem ich eine Gnade annähme, muß erst geboren werden. Der begüterte Herr soll für mich zahlen, ich hingegen will für meinen Patron denken. Ach, ich möchte die Alpen sehen und das Meer, fern, fern, von den Menschen und ihrem verächtlichen Treiben.“

„„Wie,““ fragte ich überrascht, „„so jung, so gefeiert, und schon so verbittert? Mit den Menschen geht's uns eben wie mit dem Gelde: das vorhandene unterschätzen wir und suchen ängstlich das fehlende.““

Sein bleiches Gesicht nahm wieder einen ernsten Ausdruck an. „„Was haben Sie auf Reisen, zumal in Deutschland, über unsere Heimath gehört? Kennt man unsere Geschichte, die Strebungen unserer Geister? Redet man noch immer zumeist nur von den Räubern im Bafonyerwald? Es wäre nicht übel, die Leutchen im Reich draußen zu erinnern, daß der ‚Schinderhannes‘ ein Baier und die beiden ‚Grasel‘ Oesterreicher gewesen.““

Ich erwiderte: „Das Ausland wird erst zur gebührenden Würdigung unserer Heimath gelangen, wenn es sich der ungarischen Sprache beleihtigt, wenn es uns auf eigenem Boden besucht. Bis heute jedoch sind die Berge nicht zum Propheten gekommen, drum mußte der Prophet zu den Bergen gehen, drum mußte so mancher Deutschmagyar die Vermittlerrolle übernehmen — die undankbare! Es wäre nicht übel, die Leutchen an der Theiß und der Donau daran zu erinnern, daß ein solcher Dolmetsch eher aufgemuntert, als eingeschüchtert werden müsse.“

„„Sie denken in diesem Momente,““ sprach er begütigend, „„an den Erzbischof Pyrker, an den Grafen Majlath, an Lenau und wohl auch an sich selber. Ja, wir verfolgen nach Husarenart etwas scharf; aber just dieses eiserne Festhalten an unserer Nationalität bewahrt uns die Freiheit. Ehrlich gesagt: wir empfinden es schmerzlich, daß Ihr nicht ungrisch geschrieben. Freilich habt Ihr die Heimat in einer weitklingenden Zunge gefeiert und dankbar sollten wir sein; aber der Schmerz, Euch nie wieder ganz unser nennen zu dürfen, überbietet die Dankbarkeit und macht uns ungerecht.““

„„Wie denken Sie von Szechenyi und Kossuth?““ forschte ich gespannt.

„„Der Erstere will durch Wohlstand zur Freiheit, der Letztere durch Freiheit zum Wohlstand; der Eine reformirt, der Andere rebellirt. Daß die Beiden nicht wie Drestes und Pylades mit einander verkehren, liegt auf der Hand. Ich bewundere die Talente Kossuth's; aber persönlich ist er mir nicht sonderlich sympathisch. Ein wahrer Volksmann sollte nicht so kindisch auf aristokratische Liebhabereien und geleckte Manieren verfallen sein. Er hat den Ehrgeiz und die gefährliche Suada Caesars; aber es fehlt ihm,

muß ich argwohnen, die Selbstverleugnung eines Brutus und Cassius. Es ist ein offenes Geheimniß, daß er auf die völlige Selbständigkeit Ungarns hinarbeitet —“

„Mir dünkt,“ fiel ich ein, „daß hierzu vorläufig noch alle Bedingungen mangeln. Anstatt Lustschlösser zu bauen, wollen wir lieber unser jammervolles Schulwesen verbessern, die unnatürlichen Prerogative des Adels gründlich zerstören und das geknechtete Bauernthum erlösen.“

„„Schon der nächste Landtag wird diese, in der That dringlichen Fragen erledigen.““ Wie mit sich kämpfend stieß er dann aus: „„Glauben die Deutschen (Deutschösterreicher) wirklich, daß wir sie hassen?““

„Nun, halb und halb.“

„„Schmählich. Dieses Vorurtheil müßte man mit Stumpf und Stiel ausrotten. Ich kenne mein Volk durch und durch; seine Güte, wie sein Stolz lassen keine unedle Leidenschaft groß werden. Wir lieben den Deutschen nicht, finden kein Behagen an seiner Art, gehen ihm zuweilen unmuthig aus dem Weg — aber wir hassen ihn nicht, obgleich er so Manches gethan, was einem herzlichen Einvernehmen händelsüchtig entgegentrat. Weit über Maß und Fug, hat er bereits zur empfindlichen Hintanzetzung unserer Heimat, Fremdländisches zur Geltung erhoben. So hat sich die schlotternde deutsche Tracht eingebürgert, so lehrt man in den Schulen bis zur Ermüdung deutsche Historien und widmet unseren Hunyaden kühle, flüchtige Worte. Unsere Vorzüge sieht der Deutsche durch angelaufene Brillen, sie scheinen ihm glücklichsten Falls verschrobene Eigenthümlichkeiten. Die Naivetät unseres Wesens ist ihm gleichbedeutend mit Beschränktheit; Gastfreundlichkeit, mit Hang zur Verschwendung, Offenheit mit Mangel an Noblesse; Ritterlichkeit mit aufgedunsener Renommisterei. Unsere orientalische Beschaulichkeit, den Trieb, nach vollbrachter Arbeit zu ruhen, fern aller Habsucht, allem Geschäftschwindel, nennt er Trägheit und Indolenz. Ferner: Er, jeder Selbstbestimmung entrathend, ist am wenigsten berechtigt, unser Selbstgovernment zu bekriteln; doch ist sein drittes Wort: willkürliche Stuhlrichterwirthschaft! Als ob seine Beamten minder eigenmächtig vorgingen, als ob der Haselstock nicht auch in den angeblich civilisirten Provinzen thätig wäre! Ziehen Sie nun die Summe des Gesagten, billig ermessend, ob wir den Deutschen zu lieben vermögen?““

„Und doch,“ rief ich aus, „hat die Vorsehung Magyaren und Oesterreicher auf einander angewiesen, sie gehören zusammen, wie Brod und Salz und sollten sich freundschaftlich ergänzen, zu beiderseitigem Heil.“

„„Was denkt man von unseren Poeten in Deutschland?““

Ich versetzte: „Götvös, der Gedankenvolle muthet wohl die Nation der Denker an, aber —“

„„Aber nicht wahr,““ unterbrach mich Petöfi, „„auch die bestechendste Reflexion, wenn allzu gehäuft, thut der künstlerischen Gestaltung Abbruch?““

„Gewiß! Dieselbe Ansicht hat in der deutschen Kritik bezüglich des edlen Freiherrn Platz gegriffen. Er trägt an einem schweren Bann, nämlich,

gleich jenem griechischen König, Alles und Jedes unter seinen Händen in ungenießbares Gold verwandeln zu müssen. Solcher Reichthum macht arm, man hungert und durstet dabei. Ihnen ist's vorbehalten, den Vogel abzuschießen, Ihre Zeit wird draußen noch kommen."

III.

Eines Abends sagte Petöfi: „Gern will ich heut Ihrer Güte ein Fläschchen Ruster verdanken, vorausgesetzt, daß es mir gestattet bleibt, Sie unmittelbar darauf mit einem Fläschchen Mènescher zu bewirthen.“

„Abgemacht!“

Wir schlenderten nach einer traulichen Schenke in der Nähe des Stadthauses. Ein etwas mürrischer, wortfarger Wirth kredenzte den Duell des Frohsinns und der Redseligkeit. Petöfi zeichnete mir die Pester Schriftsteller, die Alten, wie den Nachwuchs, mit überschäumendem Humor, er zeichnete die Unarten der Pester Gesellschaft mit beißender Ironie.

„Man hat mir neulich eins Ihrer Gedichte gebracht,“ hub ich an, „es ist reizend und ich übertrug es sofort. Ihre Verse müssen frei gehandhabt werden; ein ängstlicher Uebersetzer würde mehr schaden als nützen. In literarischer Beziehung ist es sicherlich kein Verrath, ungarischen Sprossen ein deutsches Kleid anzumessen.“

Frau Wirthin, mein Täubchen, mein Engelein,
Mich durstet nach einer Flasche Wein,
Weit kam ich her, weit geh' ich hin,
Ich war schon durstig in Debreczin.

Die Winde, sie blasen im Haideland,
Sie bliesen in's Herz mir durch's Gewand,
O, wolle mich wärmen, geschwind, geschwind,
Du hast zwei schwarze Sonnen, mein Kind!

Hei, schelmische Wirthin, wo wuchs Dein Wein?
Holzäpfelchen können nicht saurer sein,
Hei, zuckere küßend die Lippen mir,
Eins, zweie, nun zählen wir, drei und vier!

Wein! Küsse! Wie taumelt mir das Gebein!
Umarme mich jetzt, doch schnell muß es sein:
O warte nicht Kind mit sprödem Sinn;
Bis ich hingefallen, so lang ich bin.

Es ruht sich an Deiner Brust so weich,
Nur noch ein Weilchen! Gott lohn't's Dir reich!
Und der Weg ist so weit und die Nacht so kühl,
Und so hart ist auf der Haide der Pfühl. —

„Ach,“ sprach er bewegt, „dies Lied hat aufgehört mein zu sein. Nein, Dichter sollen nicht übersetzen, denn Dichter wie Könige lieben dem geschürften Metall ihr eigenes Bild aufzudrücken.“

„O das entmuthigt mich!“

„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht verdeutschten; aber es würde mir sehr frommen, wenn Sie einem Uebersetzer an die Hand gingen.“

„Lassen Sie uns nun,“ sprach ich, „vom Geschäft reden. Ich möchte gern mit gutem Rath dienen, wozu mich mehr die Neigung zu Ihnen als meine Befähigung beruft. Ich weiß, daß Ihr Name weit im Land austönt, aber ich weiß auch, daß zur Stunde die Käufer in Ungarn sehr dünn gesäet sind.“

„Sehr wahr,“ erwiderte er seufzend, „man schreibt meine Verse ab, man singt sie überall — und wie viel Exemplare sind abgesetzt? Kaum dreihundert! Ich möchte gern meine beschränkte Lage ein Bißchen vergolden, heiligen Verpflichtungen gegen theure Wesen hundertfach gerecht werden, möchte mir gern die Welt ansehen, später den eigenen Herd gründen; ach Gott, fromme Wünsche! Soll ich wiederum auf der Bühne gaukeln? Man würde mich auslachen. Ich wollte wiederum Soldat werden, doch meine Seele haßt eine Unterordnung, die unbedingt. Reich heirathen, mich füttern lassen von einem Weibe? Nimmermehr! Soll ich um ein winziges Nemptchen ansuchen, gleich dem heruntergekommenen Gaul, Jahr ein Jahr aus in der Tretmühle gehen? Soll ich endlich bei diesem oder jenem Gönner um einen Gnadengehalt betteln? Lieber will ich Holzhauer, Nachtwächter oder Sautreiber heißen.“

„Hören Sie mich an! Ich habe vor ein paar Jahren mit gutem Erfolg meine neuesten Säckelchen in Dresden öffentlich vorgelesen, möchten Sie nicht ein Gleiches in Ungarn versuchen?“

Um den Hals fiel mir der Dichter und rief: „Ja! In Pest will ich beginnen, Debreczin, Kaschau, Urad sollen mich hören, nach allen Richtungen der Windrose will ich auf Versfüßen durch die Heimath marschiren, so wahr mir Gott helfe! Ja, es ist ein Versuch, der auf edlere Gestaltung der Dinge abzielt, der dem Sängelerleben unabsehbaren Aufschwung bereitet und es zugleich von nagender Sorge befreit, vor Allem aber den innigsten Anschluß zwischen Volk und Dichter vermittelt.“

Von Wein und goldener Hoffnung angeregt war Petöfi in glücklichster Stimmung, er lachte, piß, schäkerte, warf sein Mützchen in die Luft und klatschte in die Hände. Wir gingen nach meinem Hotel zurück. Da gab es bunte Wirthschaft genug! Die Zigeuner waren gekommen, Franz Liszt aufzuspielen.

„Wollen wir nicht bei dem Landsmann uns anmelden lassen?“ fragte ich Petöfi.

Er erwiderte stolz: „Bewahre! Der Virtuose hat hinter dem Dichter zu stehen, die Handarbeit hinter der Kopfarbeit. Liszt sucht uns nicht, wir suchen ihn nicht.“

Noch ein Stündchen blieb er bei mir. Wein, Poesie, Musik, lachende Aussichten — seine Seele war ihm ganz aufgegangen. Er gedachte mit rührenden Klagen eines engelhaften Frauenbildes, das nun mit ewig geschlossenen Augen unter blumigem Rasen schlief; er redete mit bebenden Lippen von einem treulosen Weibe, welches Unheil und Verwüstung in sein Gemüth getragen.

So kommt Regen nach Sonnenschein. Der erst so muntere Freund ward finster und entfernte sich schweigend.

War das nicht eine Thräne, die er nicht länger bewältigen konnte?

Die Stunde meiner Abreise hatte geschlagen.

„Leben Sie herzlich wohl, und Gottes wachsamster Engel mag Sie beschirmen. Ich verdanke Ihrer treuen Anhänglichkeit unvergeßliche Tage. Mein Gelöbniß, im Reich auf die Zerstreung der Anklagen gegen Ungarn nach Kräften hinzuwirken, soll redlich erfüllt werden. Für den weiteren, so sehr verdienten Ruhm Ihres Namens thätig zu sein, ist mir Herzensbedürfniß.“

So sprach ich zu Petöfi, der sich schon zeitig früh eingefunden hatte, um mich nach dem Dampfboot zu geleiten.

Er entgegnete bewegt: „So geht denn die schöne Zeit zu Ende! Aber vielleicht gelingt es mir bald Berlin zu erreichen, vielleicht treibt es Sie bald wieder nach der Heimath. Nehmen Sie dieses Gedenkblatt freundlich an, es enthält in bündigen Zeilen meine Biographie, eigenhändig geschrieben, mit deutschen Lettern, in deutscher Sprache.“

Mein Herz war voll von dem hochbegabten, eben so liebenswürdigen als bescheidenen Dichterjüngling. Nach Berlin zurückgekehrt, sprach ich in allen Kreisen von diesem wunderthätigen Propheten des Ostens. Das Gedenkblatt des Dichters hielt ich hoch, in Freuden und Leiden, meine Mappe bewahrt es sorglich noch heutigen Tages.

Im Jahre Fünzig jah ich Pest wieder — Alexander Petöfi war nicht mehr! Wohl hatte der Dichter öffentlich gesprochen, aber nicht in süßlippigen Strophen, nicht im kerzenerleuchteten Saale vor blühenden Frauen; von der Treppe des Museums warf er in Wind und Wetter seine flammenden Reden in die hochgehende Seele des versammelten Volkes und züchtigte alte wie junge Sünder.

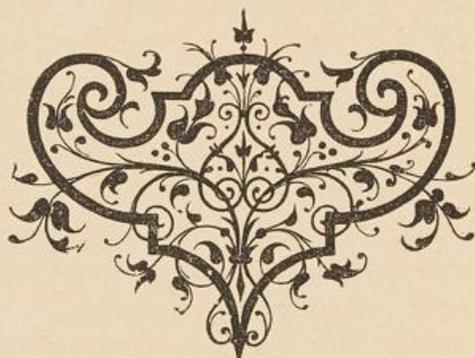
Er sagte mir einst, nachdem er die Geschichte der französischen Revolution gelesen: „Mir ist, als hätte ich mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen, und — geendet.“ Sein düsteres Ahnen hat sich rasch bewahrheitet. Er vertauschte die Leyer mit dem Schwert. Ist er auf der Wahlstatt in Siebenbürgen einer türkischen Kugel erlegen? wie Dieser verkündet. Ist er an der Spitze seiner vordringenden Schaar im Moor versunken? wie Jener erzählt.

Sagt einem Volk, daß sein Liebling, mit dem es so durch und durch verwachsen, gestorben sei, es wird ungläubig das Haupt schütteln. Ich sprach

einst mit einem französischen Landmann von seinem ersten Napoleon, da bekam ich zu hören: O, weder auf St. Helena, noch im Dome der Invaliden schläft der Großmächtige, nein, er lebt tief in der afrikanischen Wüste und fährt in einem Wagen mit Löwen bespannt, und hat sich dem Mohrenfürsten verbündet, und wird über Nacht, unwiderstehlich hereinbrechend, die Welt für immer bezwingen! . . . Sprach früher man mit Deutschen von Friedrich Barbarossa, o, so ruhe der hohe Herr im Kyffhäuser, das Haupt in die Hände gestützt, und sein rother Bart war durch den Tisch gewachsen, und so schlummere der Kaiser, und sollte erwachen, wenn die rechte Befreiungsstunde dem Reich geschlagen! . . . Redet dem Magyaren von seinem Petöfi, o, so weilt der Dichter, hinreißende Strophen ersinnend, auf irgend einer Puszta und muß ja wieder erscheinen, wenn die Noth seiner Brüder am schwersten! . . . Ist das nicht die rührendste Seelenmesse? Ist das nicht ein unverwüßliches, wandelndes Denkmal? Ist das nicht ein Zeichen innigster Zusammengehörigkeit? Ein sprechender Zeuge der Thatsache, daß man ohne den überall und immer Vermissten nicht mehr leben könne? Es ist ein Gottesurtheil, die untrüglichsste Ueberzeugung, daß der Dahingeshiedene schon bei Lebzeiten in die Hallen der Unsterblichkeit eingetreten.

Ja, er war der Liebling des Volkes! Kein ungarischer Meister vor ihm hat das Leben und Weben seiner Nation so treffend besungen. Ich sage dies herzlich, ganz unbestochen von jeder freundschaftlichen Regung, die mich verleiten könnte mit parteiischem Auge zu schauen.

Bis auf den heutigen Tag ist er der unverdrängbare Liebling geblieben. Keiner nach ihm hat Gleiches, geschweige Besseres gegeben. Ein kulturhistorischer Dichter war Petöfi nicht. Er war mehr ein frischer als ein weiser Freund der Menschheit; aber die Hand des frischen Freundes ist zarter und williger als die des weisen Freundes. Wie Lerchen aus dem Korn fliegt uns Deine Seele zu, lieber Meister, läßt unsere Sorgen auf ihre Schwingen und wir genesen. Petöfi ist fastiger als Béranger, tiefer und vielseitiger als Robert Burns, der Sohn des schottischen Hochlands. Wenn wir seine Verse lesen, so gemahnt es uns, als ob wir einen flotten Gefellen auf der Straße ein Lied singen hören, in das wir unwillkürlich miteinstimmen.





Der Fuß und seine Bekleidung.

Von

W. Busch.

— Bonn. —

Der menschliche Fuß ist in ausgezeichnete Weise zum Tragen der Körperlast geeignet. Sieben kurze und verhältnißmäßig starke Knochen, die Fußwurzel, bilden mit den sich ihnen anschließenden fünf Mittelfußknochen ein Gewölbe von großer Tragkraft, an welches sich die fünf Zehen anschließen, die wegen ihres schwachen Gerüstes den Körper selbst zwar nicht tragen können, die aber, wie wir unten sehen werden, uns eine Sicherung beim Stehen und Gehen bereiten.

Die hauptsächlichsten Bewegungen, welche der Fuß auszuführen im Stande ist, geschehen um drei Achsen und sind im Wesentlichen auf drei verschiedene Gelenke vertheilt.

Die ausgiebigste Bewegung, die der Beugung und Streckung (um die quere oder horizontale Achse) findet im Gelenke zwischen Unterschenkel und dem Sprungbeine statt. Das Letztere ist zwischen den beiden Knöcheln, wie zwischen den Zinken einer Gabel, fest eingefaßt, so daß es sich nur in dieser Richtung zu bewegen vermag. Es ist annähernd würfelförmig, und bei einigen Thieren ähnelt seine Gestalt diesem Körper noch mehr, so daß es den Anlaß zur Erfindung des Würfelspiels gegeben hat. Eine der reizendsten Statuen des Alterthums zeigt uns ein knieendes Mädchen, welches mit einigen dieser Astragalen würfelt und noch heutigen Tages können wir an einigen Orten die Dorf-Jugend mit diesen Knochen spielen sehen. Die alte Bezeichnung des Würfelspiels „Knöcheln“ weist auch auf diesen Körper hin.

An das Sprungbein schließt sich nach unten das starke, knorrige Fersebein. Zwischen beiden befindet sich das Gelenk, in welchem der Fuß sich hauptsächlich um seine Längsachse dreht, also die Erhebung des einen Seitenrandes und Senkung des anderen vornimmt. Dieses Gelenk erleichtert uns das Gehen auf unebenem, seitlich geneigtem Boden, indem es gestattet, daß auch hier der Fuß mit der vollen Sohle und nicht etwa nur mit einem Rande auftritt. So kann der Mensch ohne wesentliche Anstrengung längere Zeit an

einem schrägen Bergeshange hingehen, was bekanntlich anderen Thieren, welche uns sonst in der Schnelligkeit weit übertreffen, z. B. den Pferden, außerordentlich schwer wird. Auf der anderen Seite erfordert freilich die Beweglichkeit in diesem Gelenke Vorsicht beim Gehen auf unebenem Boden, indem gerade in diesem Gelenke das verächtigte Umschlagen des Fußes stattfindet.

Nach vorn artikuliren die beiden Knochen, das Sprungbein mit dem Kahnbein und das Ferseubein mit dem Würfelbein. In der Gelenklinie zwischen diesen vier Knochen findet hauptsächlich die Bewegung des Fußes um die verticale Achse, das Aus- und Einwärtswenden der Fußspitze Statt.

Die letzten drei Knochen der Fußwurzel, die keilförmigen Knochen, haben untereinander, so wie mit den übrigen Knochen so feste Gelenkverbindungen, daß keine nennenswerthe Bewegung in ihnen stattfindet. Wie ihr Namen andeutet, haben sie ohngefähr die Gestalt der Schlußsteine eines Gewölbes, d. h. sie sind oben breit und laufen nach unten spitzer zu. Auch die fünf Mittelfußknochen (Metatarsus) sind so fest mit einander und mit den drei Keilbeinen und dem Würfelbeine verbunden, daß in ihren Gelenken nur eine federnde Bewegung beim Auftreten möglich ist.

Diese zwölf Knochen sind nun so ineinandergefügt wie die Steine bei einem Gewölbebogen. Das Gewölbe ist convex von vorn nach hinten und von innen nach außen. Die Stützpunkte gegen den Fußboden sind der Fersehöcker und die Köpfe der Mittelfußknochen, die Ballen des Fußes. Zwischen diesen Stützpunkten liegt die Höhlung der Fußsohle. Während aber bei einem Gewölbebogen unachgiebiger Mörtel die einzelnen Steine untereinander verbindet, vereinigen hier zahlreiche, sehr feste aber elastische Bänder die Knochen miteinander. Sie sind sämmtlich so angeordnet, daß sie die Wölbung des Fußes bewahren. In demselben Sinne unterstützend wirkt eine breite, sehnige Membran, die Sohlenaponeurose, welche vom Fersehöcker an sich wie eine Sehne zum Bogen unter der Höhlung der Sohle hinstreckt. Zwischen dem Skelette und ihr liegen die Nerven in der Fußhöhlung ganz geschützt, so daß sie beim Auftreten nicht leiden, während bei den unglücklichen Plattfüßigen jedes Auftreten mehr oder weniger schmerzhaft ist.

Durch diesen Bau ist der Fuß im Stande das Gewicht des Körpers zu tragen, ohne von demselben platt gedrückt zu werden. Durch die Gewölbe-structur wird bewirkt, daß die von oben einfallende Last sich von Knochen zu Knochen fortpflanzt, ohne auf die Verbindungen der Knochen einen lästigen Druck auszuüben. In Folge der elastischen Bandverbindungen federt der Fuß beim Auftreten in seinen sämmtlichen Gelenkverbindungen, wodurch natürlich eine viel größere Elasticität beim Gehen entsteht, als wenn er aus einem festen, unachgiebigen Gewölbe bestände. Bei jedem Auftreten wird daher der Fuß etwas länger und etwas breiter, federt aber beim Emporheben durch die Elasticität seiner Bandverbindungen wieder in die alte Form zurück.

An die Mittelfußknochen schließen sich nach vorn die fünf fingerartigen Zehen. Nach Hyrtl's passendem Vergleiche schmiegen sie sich wie elastische Druckfedern dem Boden an und gewähren uns daher beim Stehen und Gehen

eine erhebliche Stütze. Wenn wir uns auf die Zehen erheben, so stehen wir auf den Köpfchen der Mittelfußknochen, die ausgebreiteten Zehen geben uns aber eine breite Stützfläche, ohne welche wir in dieser Stellung wie auf einer Stelze stehen würden. Dieselbe Stütze gewähren sie uns beim Gehen, da wir bei jedem Vorwärtsschreiten uns auf die Metatarsalköpfchen erheben. Wie wichtig sie für ein festes Stehen sind; weiß Jeder, welcher in seiner Jugend den Ringkampf auf dem Turnplatze geübt hat. Streift er den Schuh vom Fuße, oder hat er eine leichte nachgiebige Sandale, welche den Zehen erlaubt den Boden zu packen, so steht er viel sicherer, als wenn er auf fester unnachgiebiger Sohle ruht. Der Esfenkehrer, welcher über das Dach zu gehen hat, schreitet wohlweislich barfuß, der Kunstreiter, welcher auf dem nackten Rücken des Pferdes steht, trägt eine so dünne Sohle, daß die Thätigkeit der Zehen in nichts beeinträchtigt wird. Wenn wir unter den antiken Bildwerken die Statuen betrachten, welche in lebhafter Action dargestellt sind, wie den Myron'schen Discuswerfer, den fliehenden Niobiden u. s. w., immer sehen wir, wie der Boden von den Zehen gleichsam ergriffen wird. Wer unverkrüppelte und wirklich brauchbare Zehen besitzt, ist c. p. fähig, Märsche zurückzulegen, welche Andere nicht ausführen können. Die enorme Marschfähigkeit der spanischen Soldaten wird zum Theile wenigstens dadurch hervorgebracht, daß in der leichten Strohsandale, welche der Landmann trägt, die Entwicklung und der Gebrauch der Zehen in normaler Weise stattfindet. Auch in unserer militärischen Ausbildung wird auf den Gebrauch der Zehen Wichtigkeit gelegt. Wie oft lächeln nicht Laien, wenn sie auf dem Kasernenhofe die Recruten die ihrer Meinung nach unnütze Spielerei des Balancirschrittes durchmachen sehen. Neben der Ausbildung anderer Muskeln dient diese Übung aber wesentlich auch dazu, den Fuß und besonders die Zehen ordentlich brauchen zu lernen. Wahrhaft wunderbar ist hierdurch oft die Veränderung des Ganges, welche in sechs Wochen bei einigen Recruten bewirkt wird. Während sie vorher einen unbehülflichen Gang hatten, indem sie nur mit der Ferse und den Ballen auftraten, haben sie dann den elastischen Schritt erlangt, welcher den preussischen Soldaten in jedem Anzuge wiedererkennen läßt.

Nur beiläufig wollen wir noch bemerken, daß durch besondere Übung die große Zehe eine Kraft und eine Bewegung nach Richtungen erlangen kann, welche sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht besitzt. Die Ballerina entwickelt durch Übung allmählig eine solche Kraft in dem Beuger der großen Zehe, daß sie im Stande ist, sich auf diese Zehe selbst und nicht nur auf die Mittelfußköpfchen zu erheben. Noch sonderbarer ist die Bewegung der großen Zehe, welche sich bei einigen Berufsarten durch allmähliche Übung entwickelt, daß nämlich die betreffenden Individuen im Stande sind mit der Zehe ähnlich wie mit dem Daumen einen Gegenstand zu umfassen und ihn so zwischen der großen und zweiten Zehe festzuhalten. Es gelingt dies dadurch, daß die in der Sohle verlaufenden Muskeln dem Fuße eine solche Krümmung in der queren Richtung geben, daß die große Zehe in die sogenannte Oppositionsstellung gegenüber den anderen Zehen gelangt, ähnlich wie der Daumen den

anderen Fingern gegenüber steht. So klettert der Japanische Gaukler an dem Seile herauf, indem er es mit den Händen und Füßen erfafst, mit den letzteren so, daß er es zwischen den beiden ersten Zehen ergreift. So sehen wir, wenn wir durch eine Stadt des Orients wandern und den vor seiner Bude in der Ausübung seines Handwerkes begriffenen Drechsler beobachten, wie dieser den Meißel zwischen den beiden ersten Zehen festklemmt. Bei den Anfängern findet der außerdem von der Hand gehaltene Meißel an diesem Punkte nur eine stützende Unterlage, die Geübteren halten aber einen schmalen Gegenstand so fest mit den Zehen, daß eine große Gewalt dazu gehört ihnen denselben zu entreißen. Auf demselben Mechanismus beruht die Fähigkeit der Maler, welche das Unglück haben, ohne Hände geboren zu sein, den Pinsel zu führen.

Will man untersuchen, wie der eigene Fuß gebaut ist, so taucht man denselben in ein Gefäß mit Wasser und schreitet über eine nackte Diele. Der nasse Abdruck des Fußes muß Folgendes zeigen: Die Ferse, den Ballen der großen und der kleinen Zehe und zwischen dem letzteren und der Ferse einen schmalen Saum, ferner den Abdruck der fünf Zehen, von denen die große sich etwas nach einwärts von der zweiten entfernt, die zweite alle übrigen etwas an Länge überragt. Dies ist der Fuß, welchen wir an den Bildwerken der Hellenen bewundern, die freilich die besten Vorbilder besaßen, da in der täglichen Übung der Palästra und des Gymnasiums der Fuß sich in der schönsten Weise entwickelte. In der gleichen Vollkommenheit sehen wir jetzt diesen Körperteil nur noch selten und sicher nur dann, wenn der normal zur Welt gebrachte Fuß nicht durch unvernünftiges Schuhwerk verkrüppelt worden ist.

Was die Größe des Fußes anbetrifft, so herrscht fast allgemein das Vorurtheil, daß jeder Fuß absolut klein sein müsse; aber ebensowenig wie ein kräftig entwickelter Fuß zu einem grazilen Körper paßt, darf eine Heldengestalt auf ein zu schmales Piedestal gestellt werden. Unsere besten Lehrmeister in dem Reiche des Schönen, die Griechen, haben dies wohl empfunden, und jede Statue, welche zu der sogenannten Athleten-Gruppe gehört, also z. B. die Statuen des Hermes, Antinous, alle Ringer, Fechter u. s. w., zeigen eine beträchtliche Entwicklung des Knochengeriüsts des Fußes.

Kehren wir nun zu dem nassen Fußabdrucke zurück, um die Fehler in dem Baue zu studiren, so müssen wir hier natürlich die gröberen Mißbildungen unberücksichtigt lassen und nur die leichteren Gebrechen in das Auge fassen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen wir beobachten, ist, daß die Zehen sich nicht ordentlich und nicht in der richtigen Lage abdrücken, weil, wie wir gleich sehen werden, das stete Tragen von un Zweckmäßigen Schuhen diese Theile zwingt in ihren Gelenken Verkrümmungen anzunehmen. Nächstdem ist die häufigste Abnormität, daß die Bänder zu schwach sind, um das Gewölbe gehörig zu stützen, so daß beim Auftreten der Fuß sich abflacht. Man sieht dann in dem Abdrucke statt des schmalen Streifens zwischen dem Ballen der kleinen Zehe und Ferse auch die innere Seite der Sohle sich mehr oder weniger vollständig abdrücken. Das schön geschwungene Gewölbe des Fußes geht verloren und damit die Elasticität und das Federn des Schrittes, indem der

Mensch gleichsam auf eine einzige Knochenplatte austritt. Da die Richtungslinie der Schwere vom Unterschenkel durch den Fuß etwas mehr auf die innere Seite fällt, so wird, wenn dem Uebel nicht entgegengewirkt wird, allmählich ein solches Auseinanderweichen der Knochen entstehen, daß eine furchtbare Verunstaltung erfolgt. Ungraziöser Gang, endlich Unfähigkeit einen längeren Weg zu Fuß zurückzulegen sind die unausbleiblichen Folgen. Die Knochen werden an Stellen, welche durch die Keilform vor jedem Drucke bewahrt bleiben sollten, stark aneinander gepreßt und dadurch schmerzhaft, außerdem entstehen aber auch dadurch Schmerzen, daß die sonst in der Höhlung des Fußes geschützten Nerven jetzt bei jedem Schritte zwischen dem Boden und den Knochen gedrückt werden. In den leichtesten Graden von Plattfuß, welche wir häufig im kindlichen Lebensalter beobachten, bedürfen wir zur Correctur nicht einmal besonderer orthopädischer Apparate. Die beste orthopädische Übung ist hier, daß das Kind häufig angehalten wird sich auf die Zehen zu erheben und so durch das Zimmer zu schreiten. In dieser Stellung pflanzt sich die Richtungslinie der Schwere ziemlich in gerader Linie durch den Unterschenkel und Fuß auf die Köpfe der Mittelfußknochen fort; das Gewicht des Körpers dient dann dazu, das Fersenbein den Metatarsalköpfchen zu nähern, der vorher ganz platte Fuß nimmt eine schöne Wölbung an. Damit aber bei dem gewöhnlichen Gehen der Fuß sich nicht wieder platt drücke, geben wir dem Kinde an dem Schuhe einen hohen Absatz; denn sobald der Fuß einen stumpfen Winkel zum Unterschenkel einnimmt, ist das Gewicht des Körpers nicht im Stande denselben platt zu drücken.

Umgekehrt darf man aber nicht glauben, daß je höher und kühner die Wölbung des Fußes geschlagen ist, der Fuß desto schöner und brauchbarer sei. Bei dem sogenannten Hohlfuße ist der Fuß zwar sehr kurz durch die bedeutende Wölbung, aber eben deswegen zum Gehen sehr schlecht geeignet. Der nasse Abdruck zeichnet uns die Ferse und die beiden Ballen ab, dagegen fehlt der Saum an der äußeren Seite der Sohle und die Zehen drücken sich entweder gar nicht oder höchst unvollkommen ab, da dieselben wegen der steil abwärts gerichteten Mittelfußknochen gezwungen sind sich nach rückwärts zu beugen und aufwärts zu weichen. Nachdem wir nun eben gesehen haben, daß das Anpressen dieser elastischen Druckfedern an den Boden nothwendig ist um uns die Sicherheit im Gehen und Stehen zu gewähren, so erhellt, daß der Gang der Hohlfüßigen ein höchst unsicherer ist. Sie gehen ungefähr so wie Menschen, welchen die Zehen fehlen. Erheben sie sich beim Vorwärtsschreiten auf die Mittelfußköpfe, so breiten sich die Zehen nicht aus, die Patienten stehen wie auf Stelzen, gehen unsicher und wankend. Außerdem fehlt bei dem Hohlfuße jede Elasticität des Schrittes; denn die Bänder und die Sohlenaponeurose sind zu straff und geben nicht nach, die Gelenke federn nicht und der Fuß verhält sich daher beim Auftreten wie ein unnachgiebiges Gewölbe. Das richtige Maß der Wölbung, das richtige Maß in der Elasticität der Bänder gehört daher eben so gut zur Schönheit wie zur Brauchbarkeit des Organes.

Zur Correctur des Hohlfußes schlagen wir den umgekehrten Weg wie

bei dem Plattfuße ein. Wir entfernen nicht nur jeden Absatz vom Stiefel, sondern machen noch die Sohle vorn höher, als hinten. Wenn nämlich das Gewicht des Körpers nicht auf die Spitzen der Mittelfußknochen drückt, sondern die Last auf einen etwas weiter nach hinten gelegenen Punkt fallen läßt, so strecken sich die aufwärts gekrümmten Zehen aus und das Gewölbe wird flacher. Damit wir aber in möglich kurzer Zeit die Correctur erreichen, lassen wir das Gewicht des Körpers auch möglich lange einwirken und rathen den Patienten daher, stehend zu arbeiten.

Der norddeutsche Stamm erfreut sich in der Regel eines zwar nicht zierlichen, aber ursprünglich wohlgeformten Fußes, aber was wird so überaus häufig aus diesem schönen Organ gemacht. Den Freund des Schönen ergreift ein Grauen, wenn er bei irgend einer Gelegenheit aus der eleganten Umhüllung den verkrüppelten und verunstalteten Kern herauschälen sieht. Schon bei den alten Schriftstellern finden wir die Klagen über den Unverstand der Schuhkünstler, und in unseren Tagen klagt ein bedeutender Anatom darüber, daß man zwar Vorlesungen über den zweckmäßigsten Hufbeschlag halte, daß man aber den Schuhmachern keine Anleitung zum zweckmäßigen Baue der Schuhe gebe. Wie viel ein guter Schuh für die Leistung des Fußes bedeutet, das weiß besonders jeder Feldherr, welchem die Beschaffung des guten Schuhwerkes, von dem die Marschfähigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Truppe abhängt, oft fast so viel Kopfzerbrechen verursacht, wie seine strategischen Dispositionen. Gustav Adolf und Friedrich der Große haben den Füßen ihrer Soldaten die speciellste Aufmerksamkeit angedeihen lassen; und gegenwärtig wird für die deutsche Armee, da man in derselben nicht jedem einzelnen Soldaten das Schuhwerk nach Maaß anfertigen lassen kann, der Stiefel nach den vom Anatomen Meyer gegebenen Vorschriften angefertigt.

Wenn wir der Sohle nur einen Schutz gegen die Unebenheit des Bodens zu bieten hätten, so würde die Sandale die zweckmäßigste Tracht sein. An der Sandale der römischen Kaiserzeit ist freilich durch die Art der Befestigung, bei welcher ein Riemen von der Spitze der äußern Seite schräg über die kleine Zehe läuft, Gelegenheit zu Verkrümmung dieser Zehe gegeben und mir will es scheinen, als ob die allgemeine Verbreitung dieser Fußbekleidung in dieser Beziehung auch die Kunst beeinflusst habe, indem an den Statuen aus der römischen Kaiserzeit die kleine Zehe verkümmert erscheint im Gegensatz zu den Statuen aus der früheren Periode.

Für unser Klima eignet sich jedoch die Sandale durchaus nicht, da wir den Fuß auch gegen Kälte und Nässe schützen müssen, wir bleiben daher auf Schuhe und Stiefel angewiesen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen der Schuhmacher begeht, ist der, daß er das Maß nur an dem frei in der Luft schwebenden Fuße nimmt. Ein nach diesem Maße genau angefertigter Stiefel wird sich sehr bequem anziehen lassen, sobald man sitzt, und wird auch nirgends drücken. Sobald man aber aufsteht, und den Fuß belastet, wird man Schmerz und Unannehmlichkeit empfinden. Wir haben oben gesehen, daß jeder normale Fuß beim Auftreten etwas länger und breiter wird und dieser

Veränderung wird bei einem solchen Stiefel kein Spielraum gelassen. Am empfindlichsten werden die Zehen von diesem Uebelstande betroffen; denn die übrigen Fußknochen sind so fest ineinander gefügt, daß sie nicht nachgeben; die fingerartigen, beweglichen Zehen müssen sich daher dem engen Gefängnisse anzupassen suchen. Dadurch, daß der Schuh die Längenentwicklung des Fußes nicht zuläßt, werden die vorn mit ihren Spitzen anstoßenden Zehen gezwungen, sich aufwärts zu krümmen. Die Haut über den gebogenen Gelenken, welche gar keinem Drucke ausgesetzt sein sollte, wird nun fest zwischen dem unterliegenden Knochen und dem Oberleder angepreßt und erzeugt deswegen die lästigen Schwielen, welche unter dem Namen der Hühneraugen bekannt sind, und eine wahre Plage der civilisirten Welt bilden. Wenn derartiges un Zweckmäßiges Schuhwerk dauernd, besonders im kindlichen Alter, getragen wird, so behalten schließlich die Zehen die gekrümmte Stellung, sie können nie mehr gestreckt werden und verlieren daher an ihrer Gebrauchsfähigkeit.

Auch der Uebelstand, daß der Fuß sich nicht der Breite nach entfalten kann, wird am meisten von den Zehen empfunden. Die große Zehe, welche, wie wir gesehen, bei dem Auftreten etwas nach einwärts abweicht, wird jetzt gezwungen, sich nach außen zu wenden. Da sie keinen andern Platz findet, wird sie unter die zweite Zehe gedrängt. Bei sehr un Zweckmäßigem Stiefel geschieht dies so stark, daß die Zehe eine stumpfwinklige Richtung gegen ihren Mittelfußknochen einnimmt. Die Gelenkfläche dieses letzteren Knochens, welche von der Gelenkfläche der Zehe bedeckt sein sollte, liegt mit ihrem innern Ende unbeschützt unter der Haut, entzündet sich durch die dauernde Reibung am Leder, erzeugt Knochenanschwellungen und bildet den sehr unschönen, sogenannten seitlichen Ballen. Auch die übrigen Zehen müssen suchen, wie sie in dem zu engen Raume Platz finden, und bald schiebt sich die eine oder die andere über oder unter ihren Nachbar, verkrüppelt, und wird außer Dienst gesetzt. Will man daher Schuhwerk haben, welches dem Fuße die volle Gebrauchsfähigkeit gestattet, und dadurch den schönen, nicht ermüdenden Gang erlaubt, für welchen die Natur unsere Füße so wunderbar construirt hat, so muß der Schuhmacher die Conture des die Körperlast tragenden Fußes auf einem Blatte Papier abzeichnen, und nach diesem Muster die gehörige Breite und Länge geben. Selbstverständlich wird ein derartiger Schuh etwas größer ausfallen, als ein nach der gewöhnlichen Methode des Maßnehmens gearbeiteter; wenn er aber im Uebrigen sich den Formen des wohlgebildeten Fußes anschmiegt, so wird er doch ein schönes Product sein.

Eltern haben natürlich auch noch die Verpflichtung, darüber zu wachen, daß das bei dem Wachstume des jugendlichen Fußes zu klein werdende Schuhzeug zu richtiger Zeit ausrangirt werde, damit die normale Entwicklung des Fußes nicht gehindert werde.

Wenn wir nun einen Blick in ein Kupferwerk werfen, in welchem die Formen der Fußbekleidung vergangener Jahrhunderte dargestellt sind, so staunen wir über bizarre Formen, welche die Mode aus einem Dinge geschaffen hat, das ursprünglich nur zum Schutze des Fußes bestimmt war. Wir

können diese Formen nicht sämmtlich durchgehen, sondern wollen nur constatiren, daß es das vordere und hintere Ende des Schuhs ist, an welchen die Mode die ausschweifendsten und unnatürlichsten Abänderungen geschaffen hat. Am vorderen Ende zeigt sich die unbegreiflichste Geschmacksvorirrung in den Schnabelschuhen, bei welchen die Spitze des Schuhs in einen spitz zulaufenden, den eigentlichen Schuh an Länge übertreffenden, Fortsatz ausgezogen war. Wie hinderlich diese Anhängsel für den Gebrauch des Fußes waren, geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß die Ritter, welche in der Schlacht von Sempach genöthigt waren, vom Pferde zu steigen, um gegen das schweizerische Fußvolk zu kämpfen, mit einem Schwertstiche zunächst ihre Schuhschnäbel abtrennten, damit sie festen Fuß fassen konnten. Man sollte glauben, daß wir vor der Wiederkehr einer so geschmacklosen und hinderlichen Fußbekleidung absolut geschützt wären, aber wir haben im Anfange der vierziger Jahre doch einen Anlauf nehmen sehen, mit welchem man zwar die Extravaganz des mittelalterlichen Vorbildes nicht erreichte, in welchem aber doch das vordere Ende des Männerstiefels zu einem längern, spizen, nach aufwärts gekrümmten Fortsatze ausgezogen wurde.

Wichtiger ist für uns das hintere Ende des Schuhs, weil der schon einige Male in der Geschichte der Mode aufgetauchte und wieder verschwundene Stöckelschuh in den letzten Jahren wieder bei uns eingeführt und besonders der Liebling der Damenwelt geworden ist. Ursprünglich ist der Absatz gewiß nur deswegen dem hinteren Ende der Sohle angefügt worden, um den Fuß möglichst vor der Beschmutzung durch den Boden zu schützen. Die Sicherheit des Auftretens vermindert jeder Absatz mehr oder weniger nach seiner Höhe; und wir sehen daher unsere Seelente, welche an Bord nie in Gefahr kommen in Schmutz einzusinken, und deren Beruf ein möglichst festes Fußen erfordert, absatzlose Stiefel tragen. Wenn wir Landbewohner nun aber auch durch die Beschaffenheit unserer Wege in unseren Breiten genöthigt sind, den hintern Theil des Fußes durch eine kleine Unterlage etwas zu erhöhen, so ist der hohe Absatz dagegen eine entschiedene schädliche Einrichtung.

Unsere Damen ahnen gar nicht, in welche Gefahren sie durch dieses scheinbar unschuldige Ding gerathen können. Zweimal habe ich schon eine lebensgefährliche Verletzung dadurch entstehen sehen, daß die Trägerin des Stöckelschuhs unvorsichtig die Treppe herabstiege, mit dem Absatze an einer Treppenstufe hängen blieb und kopfüber stürzte. In einem Falle entstand ein Schädelbruch dadurch, daß der Kopf auf den Marmorfliesen des Flurs aufschlug; in dem zweiten Falle stürzte eine junge Dame mit dem Kopfe so unglücklich in die Scheibe eines Flursfensters, daß die Glassplitter eine Schlagader am Halse (Carotis externa) durchschnitten. Unrettbar würde sich diese Dame zu Tode geblutet haben, wenn nicht ein zufällig anwesender Herr die Geistesgegenwart gehabt hätte die Wunde, aus welcher das Blut hervorschloß, energisch mit den Fingern zusammenzudrücken und eine ganze Stunde so zu halten, bis ärztliche Hülfe herbeikam. Kleine Verletzungen,

welche durch den Stöckelschuh veranlaßt werden, indem wegen der Unsicherheit des Ganges das Umknicken des Fußes begünstigt wird, Dehnungen der Bänder, Brüche der Tibula u. s. w. wird wohl schon jeder Arzt beobachtet haben.

Aber auch abgesehen von diesen eigentlichen Anfällen, welche sich vermeiden ließen, wenn man bei jedem Schritte und Tritte aufmerksam wäre, übt der Stöckelschuh einen schlechten Einfluß auf den Fuß und auf das Gehen.

Wenn wir aus der Mittellage des Fußes (rechtwinkelig zum Unterschenkel), die wir beim Stehen einnehmen, vorwärts schreiten, so erheben wir uns uneigentlich auf die Zehen, eigentlich auf die Köpfschen der Mittelfußknochen, indem wir den Fuß vom Boden gleichsam abwickeln. Die Hauptbewegungen finden dabei in den Zehengelenken und im Knöchelgelenke statt. Je freier diese Gelenke spielen, desto elastischer wird der Schritt, desto weniger ermüdend die Bewegung. Wenn wir nun unter dem hinteren Theile des Fußes ein Gerüst aufbauen, so stellen wir je nach der Höhe desselben den Fuß mehr oder weniger in stumpfwinkelige Beugung zum Unterschenkel. Die Köpfschen der Mittelfußknochen sind steil abwärts gerichtet und dem entsprechend biegen sich die Zehen auf die Rückseite, so daß bei einigermaßen hohem Absatze kaum noch ein Spielraum für die Bewegung in diesen Gelenken bleibt. Ebenso erlaubt der hohe Absatz dem Fuße im Sprunggelenke niemals in seine mittlere Lage wieder zurück zu kommen; und nur der hintere Theil der Gelenkfläche des Sprungbeines kann für die Bewegung des Unterschenkels auf ihm benutzt werden. Hierdurch erleidet der Mechanismus unserer Gehwerkzeuge eine schwere Beeinträchtigung, denn während sonst sich der Fuß vom Boden, der Unterschenkel vom Fuße abrollt, muß jetzt das Bein mit fast steif gehaltenen Gelenken des Fußes vorwärts gesetzt werden, ohngefähr in der Bewegung, welche wir bei den Pferden das Steppen nennen. Der Gang erhält dadurch etwas Auffallendes, wenn man ihn mit dem gewöhnlichen Gange vergleicht; und da auffallend so oft mit schön verwechselt wird, so bürgerte sich dieser Stepperschritt in der Frauenwelt Europa's bald ein. Dem vollständig ausgebildeten Fuße einer erwachsenen Frau wird nun freilich wenig dadurch geschadet, abgesehen davon, daß die Trägerin des Schuhs keine weiten Strecken zurücklegen kann und daß sich in der Haut vor den Mittelfußköpfschen, welche jetzt dauernd durch die Last des Körpers gedrückt wird, recht unangenehme Schwielen bilden können.

Dagegen habe ich schon mehrfach hartnäckige Knieleiden durch die Ueberanstrengung des Kniegelenkes und seiner Streckmuskeln, welche der Stöckelschuh veranlaßt, beobachtet. Die subjectiven Symptome waren stets mehr oder weniger heftige Schmerzen und Störung der Gebrauchsfähigkeit, die objectiven: geringer Wassererguß in das Gelenk, Rauigkeiten der inneren Gelenkhaut und der Knorpel, welche bei jeder Bewegung ein starkes Knarren des Gelenkes verursachten. In den schwersten Fällen war außerdem eine solche Insufficienz der Streckmuskeln vorhanden, daß die Patientinnen nicht im Stande waren, das Bein vollständig in der Luft zu strecken, während passiv die Streckung leicht gelang. Die Erklärung der Entstehung dieses Zustandes scheint mir

ziemlich leicht. Die Trägerin des Stöckelschuhes läßt nicht nur den Promenadenschuh, sondern auch den Pantoffel mit dem hohen Absatz bewaffnen; denn selbst im Boudoir will sie die Selbsttäuschung haben, daß ihr Fuß verkürzt erscheint. Jeden Augenblick also, in welchem der Fuß die Körperlast zu tragen hat, befindet sich der Fuß in einer Lage, als stünde er auf einer schiefgeneigten Ebene. In dieser Lage genießen die Gelenke der unteren Extremitäten und vor Allem das Kniegelenk niemals die Wohlthat in die Stellung zurückzukehren, in welcher das Gewicht des Körpers von den Bändern gehalten wird, und es ist nicht nur beim Gehen, sondern auch beim Stehen eine fortdauernde Muskelanstrengung nothwendig, um den Körper aufrecht zu erhalten. Ohngefähr können wir uns diese Muskelanstrengung veranschaulichen, welche die Trägerin des Stöckelschuhes den ganzen Tag hindurch zu leisten hat, wenn wir bedenken, daß ihr Fuß sich in derselben Lage befindet, wie der eines Menschen, welcher einen Bergabhang hinunter geht. Jeder, welcher ein Mal einige Stunden hintereinander bergab gegangen ist, weiß, welche Anstrengung diese Bewegung für das Kniegelenk und seine Streckmuskeln bedingt.

Der bildsamer Fuß des jungen Mädchens erleidet aber auch selbst durch die unzumuthbare Tracht zuweilen eine schädliche Formveränderung. In der dauernd aufgezwungenen Stellung strebt das Körpergewicht die Köpfe der Mittelfußknochen der Ferse zu nähern, die Zehen werden gezwungen nach aufwärts zu weichen, der Fuß wird in einen abscheulichen Hohlfuß verwandelt, welcher bei dem Auftreten gar nicht mehr federt. Da ein so verbildeter Fuß zum Gehen unbrauchbar ist, so folgt dem Fröhnen der Eitelkeit eine schwere Buße. Nur ganz allmählig kann das Körpergewicht die verschobenen Gelenke wieder gerade richten, wenn entweder barfuß oder mit einer Sandale gegangen wird, welche vorne höher ist als hinten. Eine monatelange Verbannung in einen unbefuchten Landaufenthalt ist deswegen zuweilen nöthig, um wieder einen zum Gehen brauchbaren Fuß zu erlangen.

Wenn wir uns nun fragen, nachdem wir die Nachtheile des Stöckelschuhes in kurzen Zügen geschildert haben, wie es möglich gewesen ist, daß eine solche widersinnige Mode eingeführt werden konnte, so können wir, wie ich glaube, die europäischen Mandarinen-Töchter von dem Vorwurfe frei sprechen, daß sie dem Fuß-Ideale ihrer Schwestern in einem fern im Osten gelegenen Staate nachgestrebt hätten. Einen so verkürzten und so hohlen Fuß, wie ihn die Chinesinnen der höheren Stände durch eine in frühester Jugend angestellte antiorthopädische Behandlung erlangen, erreichen wir durch den Stöckelschuh nicht, selbst wenn wir den Absatz, um seine Wirkung zu verstärken, fast bis zur Mitte der Sohle vorrücken. Der vom Stöckelschuh verbildete Fuß zeigt uns nur die erste Etappe auf dem Wege der Ausbildung zum Chinesischen Fuße, bleibt aber Gottlob im Vergleiche zu diesem hohen Vorbilde nur eine Stümperei. In China haben übrigens, beiläufig gesagt, nur die Frauen der höheren Stände derartige, nach dortigen Begriffen elegante, verkrüppelte Füße, so daß man auf den ersten Blick erkennt, daß der Besitzerin ihre Mittel

erlauben, zeitlebens auf den Gebrauch der Füße als Gehwerkzeuge zu verzichten, während die arbeitende Classe sich durchgehends des freien Gebrauches der Füße erfreut. Bei uns hingegen sehen wir manches hübsche Mädchen, dessen Beruf flinken und gewandten Gebrauch der Füße erfordert, sich unbehilflicher oder schwer beweglicher durch den Stöckelschuh machen.

Bei dem zweiten Siegeslaufe, welchen die Crinoline in den fünfziger Jahren durch Europa nahm, können wir die Entstehung der Mode nachweisen. Eine hohe Frau wollte eine vorübergehende Unschönheit des Wuchses verdecken und führte deswegen diese Mode ein. Zunächst waren es ihre Anhänger, bald aber fast die ganze weibliche Welt Europa's, welche sich, ohne es nöthig zu haben, in diese unschöne Tommengestalt verwandelte. Aehnlich wird es wahrscheinlich mit der Einführung des Stöckelschuhes gewesen sein. Wir haben oben gesehen, daß der unschöne und ungraciöse Gang Plattfüßiger durch den hohen Absatz wesentlich verbessert wird. So wird wahrscheinlich ein schlauer Jünger Crispin's, der dieses mechanische Moment des Stöckelschuhes richtig erkannte, denjenigen seiner Clientinnen, welche häßliche Plattfüße besaßen, den Gang verbessert haben. Da diese nun wirklich besser gingen, auch stattlich durch den Kothurn erschienen, falls sie klein waren, so wurde die Mode kritiklos nachgeahmt und hat sich nun, wie es scheint, fest eingebürgert.

Gänzlich verbannen dürfen wir daher den Stöckelschuh nicht, sondern müssen ihn für die geeigneten Fälle als wirksames orthopädisches Mittel beibehalten. Wenn also eine vorurtheilsfreie Dame deutlich empfindet, daß sie mit der Stelze entschieden besser geht als ohne dieselbe, so ist ihr dringend zu rathen sie beizubehalten; denn sie hat dann sicher einen fehlerhaft gebauten Fuß, welcher durch den hohen Absatz leistungsfähiger wird. Die der Mehrzahl nach schön gebauten Füße meiner Landsmännchen möchte ich jedoch gerne dem elastischen schwebenden Schritte wiedergegeben sehen, welcher das Auge des Kunstmannes erfreut. Wahrscheinlich wird dies für das Erste ein frommer Wunsch bleiben; denn die Sucht, den auf eine steile Ebene gestellten Fuß möglichst kurz erscheinen zu lassen, wird den Sieg davon tragen.

Bis jetzt haben wir zu wenig Werth auf die Bildung und Entwicklung des Schönheitsfinnes gelegt, wie es am besten die kahlen und nüchternen Wände unserer Schulzimmer, auch in den höheren Anstalten, beweisen. Daher gelingt es der in ihren barocken Phantasien oft unsinnigen Tyrannin, der Mode, unserem Volke die unästhetischen Trachten aufzudrängen. Wenn aber guter Geschmack und Schönheitsfimmel nicht mehr wie jetzt nur in einem kleinen Bruchtheile der Nation herrschen, dann werden wir es auch erleben, daß man den Fuß nicht als ein Anhängsel unseres Körpers betrachtet, welches vorzugsweise dazu bestimmt erscheint ein äußerlich möglichst elegantes Lederkunstwerk zu zeigen, unbekümmert darum, welchen verkrüppelten Inhalt dasselbe berge, sondern man wird dafür sorgen, daß das Kunstwerk der Natur, der Fuß, in seinem für die Zweckerfüllung unvergleichlichen Baue nicht durch ein ihm unverständig auferlegtes Joch verkümmert werde.



F r a g m e n t .

Par

Emile Augier

de l'Académie française.

— Paris. —

.....
J'ai connu dans ma vie un seigneur très-charmant
Qui n'a jamais voulu se laisser voir dormant,
Parceque, disait-il, c'est la seule attitude
Qui ne puisse asservir la nature à l'étude;
Et de mauvais plaisants s'étant par trahison
Glissés dans son alcôve, il en tira raison,
Offensé qu'on connût le côté de sa vie
Qu'il ne pouvait régler selon sa fantaisie.
Il allait un peu loin, mais il n'avait pas tort:
On perd le libre arbitre à l'instant qu'on s'endort,
On retombe à l'état de nature et le somme
Est la seule partie indocile de l'homme.
Tout le reste se peut redresser, raffermir,
Corriger; on apprend tout hormis à dormir,
Et l'on ne trouve pas pour se donner des charmes
Des maîtres de sommeil comme des maîtres d'armes.
C'est pourquoi, la nature étant là sans appel,
Il importe en ce point de voir le naturel,
Et c'est pourquoi tout père un peu prudent et tendre
A ce sage examen doit soumettre son gendre.





Fragment.

Aus einem noch nicht vollendeten Lustspiel Emile Augiers.

Uebersetzt von

Ernst Dahm.

— Berlin. —

.....
Linst hab' ich einen Mann, 'nen prächt'gen Herrn, gekannt,
Der nimmer leiden mocht', daß man ihn schlafend fand;
Die einz'ge Lage sei's — meint er — der's nie gelinge,
Daß zum Gehorsam die Natur der Wille zwinge.
Als Jemand vor sein Bett sich heimlich Zutritt schafft,
Zog für den schlechten Witz er ihn zur Rechenschaft;
Daß man im Zustand ihn erblick', hielt er für Schande,
Den er nach Will' und Wunsch zu regeln nicht im Stande.
Er ging ein wenig weit, doch richtig war's gedacht:
Wann sich das Auge schließt, hört auf des Willens Macht;
Ein Slave der Natur, ein ungelehrig stummer
Und willenloser, wird der Mensch nur durch den Schlummer.
Was sonst im Leben los' und krumm, kann fest und schlicht
Man machen; Alles lernt sich — nur das Schlafen nicht.
Auch gibt's für feinern Schliff der Körper und der Geister
Wohl Tanz- und Fecht- und Sprach-, doch nirgend Schlummermeister.
Hier erscheint die Natur in ihrem Element:
Man kennt den Menschen nur, wenn man ihn schlafend kennt.
Drum wählt ein zärtlicher und kluger Vater ohne
Die weise Prüfung nie 'nen Mann zum Schwiegersohne.





Emile Augier.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Unter den zeitgenössischen Bühnendichtern Frankreichs nimmt Emile Augier wohl die erste Stelle ein. Jedenfalls erweckt die schriftstellerische Persönlichkeit dieses Dramatikers die lebhaftesten Sympathien. Sein dichterisches Wirken von dem Augenblicke an, da der vierundzwanzigjährige Jüngling zum ersten Male vor das Publicum trat, bis auf den heutigen Tag weist einen markigen Zug von Noblesse, von Ernst und Lauterkeit auf, der ungemein wohlthuend berührt. In diesem Schriftsteller ist keine Faser von Niedrigkeit und Gemeinheit. Niemals hat er sich hervorbringen, niemals durch interessante Paradoxe blenden wollen. Seine Arbeit ist frei von jeder Berechnung auf den Beifall der Menge. Er ist ein durch und durch gewissenhafter Schriftsteller, der sein Talent nur in den Dienst seiner Ueberzeugung stellt. Trifft diese mit der Strömung des Tages zusammen, so bleibt er im gewöhnlichen Fahrwasser, unbekümmert darum, ob seinen Werken durch den Mangel an originaler Auffassung das Schicksal des Gewöhnlichen bereitet werde; lehnt sich aber seine Ueberzeugung gegen das wankelmüthige Gesetz des Tages auf, so rudert er mit kräftigem Arme gegen den Strom, gleichviel, ob er dem Anprall der wider ihn anstürmenden Gewalten unterliege oder nicht. Augier hegt gegen das Publicum weder die thörichte Geringschätzung, deren sich nur eine verblendete Selbstüberhebung schuldig machen kann, noch dient er ihm knechtisch. Er ist ein selbstständiger, ruhiger Denker, der sein Talent ausschließlich dazu verwerthet, das, was er als das Richtige erkannt hat, in der dramatischen Form, die er vollkommen beherrscht, in möglich künstlerischer Abrundung zum Ausdruck zu bringen, um dadurch für seine Erkenntniß Jünger in den weitesten Kreisen zu werben, — sei es durch ein verlockendes und liebreizendes Gemälde dessen, was ihm als das

Echte und Wahre gilt, sei es durch eine schonungslose, abschreckende Schilderung des Falschen und Bösen.

In Frankreich nimmt Emile Augier schon seit mehr denn drei Jahrzehnten in der öffentlichen Würdigung unter den dramatischen Dichtern den Rang ein, der ihm in unserm Vaterlande eigentlich erst seit seinem letzten Schauspiel, „Die Fouchambault“, zugestanden wird. Vor diesem sind nur einige wenige der Augier'schen Stücke mit Erfolg gegeben worden, namentlich in Wien; aber keines derselben hat es auch nur annähernd zu jener durchschlagenden Wirkung in Deutschland zu bringen vermocht, welche einige Schauspiele von dem jüngeren Dumas und Victorien Sardou, wie z. B. „die Kameliendame“, „Alphonse“, „die Fremde“, „Fernande“ und „Dora“ erzielt haben. Und doch bietet die Production Emile Augiers Werke von ungleich stärkerer Begabung und höherem Werthe dar als die eben genannten. Gleichwohl ist es erklärlich, daß das deutsche Publicum den Werken Augiers eine geringere Empfänglichkeit entgegengebracht hat, als denen seiner beiden berühmtesten Rivalen.

Die feste, lärmende, etwas vorlaute Natur des jüngerenen Dumas, der, wenn alle Welt Ja sagt, ein überraschendes Nein dazwischenschreit und nun seine abweichende Meinung mit allerlei lustigen und scharfsinnigen Rabulistereien motivirt, die erstaunliche Virtuosität Sardous, die beinahe etwas vom Tausendkünstler an sich hat oder vom Jongleur, der gläserne Flaschen und Kanonenkugeln mit fabelhafter Geschwindigkeit im Reigen kreisend durch die Lüfte jagt, den Zusammenstoß und das klägliche Ende des Gebrechlichen immer befürchten läßt und immer wieder vereitelt, — Dumas und Sardou sind ganz die Männer, um sich Gehör zu verschaffen und das Auge zu fesseln. Es versteht sich, daß ihnen das nicht in dem Maße, wie es der Fall ist, gelingen würde, wenn sie nicht nebenbei oder eigentlich vor allem durch reellere Eigenschaften: durch Geist, scharfe Beobachtungsgabe, eigenartigen Stil u. unterstützt würden. Aber bei diesen Beiden ist entweder der Vorwurf des Stückes oder die theatrale Ausführung das sehr Wesentliche, — bei Dumas die These, die er plaidirt, bei Sardou die Verwicklung und Lösung der einzelnen Fäden, — und gerade das sind diejenigen Bestandtheile des Dramas, die bei der Uebertragung desselben von dem heimischen Gebiet auf ein fremdes am wenigsten berührt werden. Wenn einige Pointen im Dialoge auch durch eine ungeschickte Uebersetzung stumpf gebogen werden, so wird das Ganze dadurch doch nicht in erheblicher Weise geschädigt. Die Frage, ob der gekränkte Gatte das Recht habe, den Geliebten oder gar sein Weib zu tödten, erregt, selbst wenn sie in einem etwas zweifelhaften Deutsch aufgeworfen und debattirt werden sollte, unter der Voraussetzung, daß sie an besonders interessanten Fällen und unter besonders scharfsinnigen Situationen klar gelegt werde, immerhin eine starke Theilnahme. Das Prickelnde und Reizvolle der Situationen, — die beständig eine Katastrophe herbeizuführen drohen, aber durch unerwartete Zwischenfälle zu neuen verwickelten Situationen sich fortpflanzen, den Zuschauer unausgesetzt in Athem halten und ihm jene eigenthümliche Erregung hervorrufen,

welche die halbsbrecherischen Kunststücke eines Gymnastikers verursachen, oder auch nur jenes bescheidenere Vergnügen, das die Lösung einer scharfsinnigen Charade gewährt, — wird selbst durch das ungeschickte Wort nur in bescheidenem Maße beeinträchtigt. Daher sind Dumas und Sardou für das Ausland viel dankbarere Autoren als Emile Augier.

Augier strebt wie gesagt weder im Vorwurf seiner Dramen die Absonderlichkeit an, noch bemüht er sich, Bravourstückchen theatralischer Fingerfertigkeit zum Besten zu geben. Er ist darum nicht minder verwegener als Dumas, ist auch nicht minder geschickter als Sardou, aber seine Verwegenheit und seine Geschicklichkeit sind latenter, ruhiger, weniger vordringlich und darum auch weniger auffällig als bei den Genannten. Gerade weil er sich stärker fühlt, braucht er nicht so viel Aufhebens zu machen.

Greift er aber zu, so packt er aber auch sein Opfer wie mit eisernen Klammern. Er macht dem Parquet nicht diejenigen Concessionen, zu denen sich Dumas in seinen fecksten Sittendramen doch noch versteht. Augier ist unverföhnlich. Er erscheint daher auch zuweilen geradezu lieblos bis zur Grausamkeit und unmenschlich. Er ladet unter Umständen das Publicum zu einem Schauspiele ein, das für dieses nicht das erhoffte Vergnügen, sondern eine wahre Folter wird. Er ist nicht so bequem wie Dumas, geschweige denn wie der vergleichsweise ganz harmlose Sardou, dem selbst in den ergreifendsten Situationen der Schalk in den Nacken schlägt. Auch Dumas kann es nicht lassen, seine Späßchen zu machen; und er wird es nicht fertig bringen, in den Augen des ernsthaften und wahrhaft gebildeten Publicums als ein ernsthafter und überzeugender Sittenprediger zu gelten. Er ist ein geistvoller, höchst interessanter, scharfsinniger Kopf, der alles Mögliche mit allen möglichen Gründen auf seine Weise beweist, der aber niemals von der Gerechtigkeit der Sache, die er führt, durchdrungen zu sein scheint. Man folgt mit Spannung dem pikanten und klugen Plaidoyer und klatscht ihm Beifall, wenn man auch nicht mit ihm einverstanden ist. Der nicht Ueberzeugte überzeugt und überführt uns auch nicht. Er vermag es nicht, uns in's Gewissen zu reden; wenn er unangenehm oder unbequem wird, wenden wir uns von ihm ab, wie von einem Menschen, der uns eine Weile unterhalten hat und uns nun lästig oder langweilig wird.

Anders bei Augier. Hier haben wir auf der Stelle das ganz bestimmte Gefühl, daß wir einem Manne gegenüber stehen, dem es durchaus nicht darum zu thun ist, uns einen geistvollen Scherz vorzuführen und uns durch kühne Sprünge in der Logik zu erheitern. Dieser Mann meint es aufrichtig. Er ist nicht nur mit dem Kopfe, er ist mit dem Herzen an der Sache betheilig. Er will nicht durch einen verblüffenden Schachzug den Gegner überlisten und abfangen; er will den Andersdenkenden gewinnen, überzeugen, und er meint, daß da die einfachsten die besten Mittel seien. Er wählt also eine schlichte Handlung, welche geeignet ist, am deutlichsten die Idee des Stückes zu verkörpern und den Charakter des Helden oder der Heldin zu erproben.

Aus der Logik der Verhältnisse und Persönlichkeiten zieht er die unabweislichen Consequenzen, ohne Spitzfindigkeit, ohne advocatorische Schlaueit; sind diese Consequenzen auch für den Zuschauer peinlich, wirken sie verlegend, so kann sich dieser doch nicht, wie bei Dumas' Stücken, mit einem leichten Achselzucken von denselben abwenden. Der Dichter hält ihn fest. Bei Dumas ist das Publicum immer nur der unbetheiligte Zuschauer, oder schlimmsten Falls der wenig betheiligte Zeuge einer mehr oder minder spannenden Affisenverhandlung; Augier dagegen erweckt bei seinem Zuschauer unter Umständen das Schuldbewußsein und bannt diesen selbst auf die Anklagebank. Dumas ist der Advocat, Augier der Ankläger und Richter in einer Person.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem ersteren bei dem Publicum im Allgemeinen, welches im Theater dem behaglichen Genuße nachgeht, der dankbarere Theil gegönnt ist. Wenn trotzdem Augiers Name in Frankreich nicht nur, was als unzweifelhaft hingestellt werden muß, mit größerem Respecte genannt wird als der Dumas', sondern sich ungeachtet der weniger bequemen Persönlichkeit des Trägers desselben zum Mindesten der gleichen Beliebtheit erfreut, so ist dies vor allem rein schriftstellerischen Eigenschaften, namentlich seinem Stil, zuzuschreiben.

Augier hat sich aus den Versen, in denen seine ersten Lustspiele geschrieben sind, zur Prosa durchgearbeitet. In den letzten zwei Jahrzehnten hat er sich der gebundenen Sprache nur selten bedient. Seine Verse zeigen, obgleich sie nicht so akademisch gepflegt und säuberlich ausgeputzt sind wie etwa die von Bonfard, den man früher immer in Gemeinschaft mit Augier nannte, eine sehr bestimmt ausgeprägte Individualität. Die Sprache Augiers ist markig, breit, dabei kantig, epigrammatisch und schneidigsharp zugleich. Bei aller Rundung und Fülle fehlt es ihr keineswegs an Spitzen. Dumas als Stilist erscheint neben dem kernigen, gedrungenen Augier gar dünn und schwächlich oder auch prahlerisch aufgebauscht. Augier hat sich vornehmlich an Molière gebildet. Das Französische, das Dumas schreibt, ist vielleicht die getreueste Wiedergabe der Sprache, die heut zu Tage in der guten Gesellschaft zu Paris gesprochen wird — jener lustigen Sprache, die sich den starken Einwirkungen des Argot der Ateliers, der Cafés, der kleinen Presse freudig hingeeben hat. Es ist das modernste Französische. Das Augier'sche ist das reinste, das von der Mode unabhängige. Dabei ist es durchaus nicht geziert oder künstlich gemacht, durchaus nicht befremdlich, sondern eben nur rein und unverfälscht. Augier beweist, daß man schlicht und natürlich in guten und richtigen Wortverbindungen alle Begriffe ausdrücken kann, ohne daß man genöthigt wäre, zu den allerdings bequemen, aber gewöhnlich recht geschmacklosen und verwerflichen Neologismen zu greifen. Augiers Sprache in Versen wie in Prosa übt daher auch auf den französischen Zuschauer einen ganz eigenthümlichen Reiz aus. Diese den Franzosen anheimelnde Besonderheit wird natürlich von dem Zuhörer, dem das Stück in einer fremden Sprache vorgeführt wird, nicht nachempfunden. Der seines heimischen Idioms beraubte Augier verliert

einen ganz beträchtlichen Theil seiner Eigenthümlichkeit, seiner Bedeutung, seiner Wirkung; und so erklärt es sich, daß Augier bis vor Kurzem in Deutschland zu den weniger gekannten Autoren Frankreichs gehört hat, zumal seine discrete und zurückhaltende Natur ihn von dem Wettlaufe mit seinen beweglicheren und geräuschvolleren Mitbewerbern hat Abstand nehmen lassen.

Es hat etwas einigermaßen Entmuthigendes, wenn man sich sagen muß, daß die volle Anerkennung, die Augier nach dreißigjährigem erfolgreichen und bedeutsamem Wirken bei uns endlich gefunden hat, weniger der Erkenntniß seiner Verdienste, die sich allmählig Bahn gebrochen, als dem Zusammentreffen einer Anzahl günstiger Zufälligkeiten zuzuschreiben ist. Ein Zufall war es, daß die „Fourchambault“ juist zur Zeit der Weltausstellung zur Aufführung gekommen sind, und daß das Stück mithin von den Hunderttausenden von Fremden, die durch die Ausstellung nach Paris gelockt waren, gesehen werden konnte. Ein Zufall hat dem Erfolge dieses trefflichen Stückes gleich am ersten Abende unerwartete Dimensionen gegeben. Die nahezu ausschließliche Beherrschung des Theaterreiches durch die Alleingebieten Dumas und Sardou hatte eine Art von Reaction gegen diese genährt. Die gute Pariser Gesellschaft, die das Spiel dieser beiden geistvollen Spiegelfechter allmählich ganz genau kannte und sich darüber ärgerte, daß die Namen dieser Beiden an jedem jungen Morgen in jeder Pariser Zeitung zu verschiedenen Malen zu lesen waren, die es endlich mit einem gewissen Mißvergnügen erfüllt hatte, daß diese Beiden, die alle möglichen Eigenschaften, nur nicht gerade die der Würdigkeit besitzen, in die würdigste Körperschaft, in die Akademie, aufgenommen worden waren, verwerthete die erste Aufführung der „Fourchambault“ zu einer Art von literarischer Demonstration. Da wurde endlich wieder einmal auf der Bühne des Théâtre Français das Schauspiel eines berühmten und hoch geachteten Dichters aufgeführt, von dem kein Mensch vorher gesprochen hatte. Da hatte kein noch so neugieriger Reporter und kein gefälliger Freund durch kleine Anekdoten die Aufmerksamkeit des Publicums vor der Vorstellung erregt. Und da hörte man endlich wieder einmal in breitem, kräftigem, strengem Französisch vernünftige und gute Dinge sagen. Die Freude, die man darüber empfand, ging mit der Mißstimmung gegen die Anderen Hand in Hand; und so wurde der Erfolg, der auf alle Fälle ein reichlicher hätte sein müssen, zu einem ganz ungewöhnlichen. Der Wiederhall desselben wurde natürlich auch in Deutschland vernommen. Und da kam Herr von Warnstedt mit seinem unbegreiflichen Verbote der „Fourchambault“ in Stettin, und die Interpellation in der Kammer, und die Entscheidung des Ministers — Augiers Name war in aller Munde, und sein Stück wurde überall gegeben. Wie gesagt, der Gedanke hat etwas Unerquickliches, daß die Kurzsichtigkeit eines Polizeibeamten dem Rufe des Dichters förderlicher gewesen ist als dreißigjähriges, redliches und gelungenes schriftstellerisches Schaffen.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, die Augier'sche Wirksamkeit in ihrer Gesamtheit darzustellen; wenngleich selbstverständlich von einer

erschöpfenden Analyse aller seiner Werke — es sind deren fünfundzwanzig Lustspiele, Schauspiele und Dramen — Abstand genommen werden muß*).

II.

Am 13. Mai 1844 wurde am Theater des Odéon das zweiactige Lustspiel „La Ciguë“ aufgeführt. Der Verfasser desselben, ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, hatte sein Stück zunächst der ersten Bühne Frankreichs, dem Théâtre Français eingereicht, und das Lesecomité hatte dasselbe nahezu einstimmig zurückgewiesen. Der ehrgeizige Dichter ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht entmuthigen und gab das Manuscript dem Redacteur der „Revue des deux Mondes“, Herrn Buloz. Dieser behielt es einige Monate in seiner Redactionsmappe, prüfte es und gab es alsdann dem unbekanntem Verfasser als ungeeignet zurück. Auch durch dies Urtheil ließ sich der Autor nicht abschrecken und klopfte beim Director des Odéon an, des sogenannten „zweiten Théâtre français“, das bisweilen mit Anfängern experimentirte. Die Thür ward ihm aufgethan. Das kleine Stück hatte einen rauschenden, relativ großartigen Erfolg. Zehn Jahre darauf erbat sich das erste Théâtre Français das inzwischen einige hundertmal gegebene Stück, um es in sein Repertoire aufzunehmen. Ein Kritiker sagte daher, das Théâtre Français habe sich endlich zur Vermählung mit einer gereisten Wittve entschlossen, der es einen Korb gegeben habe, als diese eine jungfräuliche Braut war.

Ein zweiactiges Lustspiel in Versen unter dem Titel „Der Schierling“, mit antiken Personen, und gezeichnet von einem unbekanntem Namen — es war freilich nicht sehr vertrauenerweckend. Jedenfalls spukte da der Tod des Sokrates im Hintergrunde, und der Zuhörer durfte sich auf eine jener correcten, nach den classischen Mustern der französischen Tragödie gearbeiteten Durchschnittsdichtungen in wohlgeputzten, gesäuberten Alexandrinern gefaßt machen, die fast alle eine „wohlthuende Bildung“ athmen und ein „redliches Bestreben“ erkennen lassen — auf eine jener wirklich tragischen Dichtungen, die mit so viel Hoffnungen gezeugt, mit so viel Mühe an's Licht gebracht werden, deren Erscheinen mit Jubel vom Urheber, mit lauem Wohlwollen von allen Uebrigen begrüßt wird, und die dann nach einer Woche für immer verschwinden und mit sich die schönsten Träume begraben.

Diesem kleinen Lustspiele sollte ein heitereres Geschick beschieden werden. Gleich in der ersten Scene fühlte sich der Zuhörer durch die Frische und den Glanz der Sprache, durch die Liebenswürdigkeit des Stoffes und die völlige Anspruchslosigkeit angenehm berührt. Ein beifälliges Gesurre zog durch den

*) Augiers sämtliche Theaterdichtungen sind unter dem Titel: „Théâtre complet“ in 6 Bänden in Paris 1877—78 bei Calmann Levy erschienen. Ein Supplementband enthält die vermischten Schriften, einige wenige Gedichte, ein unaufgeführtes Lustspiel und die akademischen Reden des Dichters.

Saal, dann wurde etwas gelacht. Dann wurde sehr viel gelacht. Der Wärme-grad stieg immer mehr, es kam starker Applaus, und zum Schluß erdröhnte das Haus von nicht endenwollendem Beifall. Ein Augenzeuge schreibt über dieses Debut Augiers: „Wir haben in unserem kritischen Wirken niemals eine angenehmere Ueberraschung erlebt. Kein Mensch hatte von dem Stücke gesprochen, kein Mensch den Namen des Verfassers je vernommen. Die Proben waren in aller Stille abgehalten worden. Wie groß war daher das Erstaunen des Publicums, als man ihm anstatt des erwarteten Mittelguts eine ganz allerliebste Komödie vorspielte, — ein lustiges Stück, neu in seiner Art, lebhaft und bewegt, eine reizende dramatische Dichtung, wie seit langen, langen Jahren nichts geschrieben ist. Jedermann war freudig enttäuscht, sich so vortrefflich bei einem Stück zu unterhalten, dem keine Reclame vorangegangen war und das auch von keiner Clique und von keiner Clique unterstützt wurde. Von nun an hat Herr Emile Augier, der wie man sagt, ein Enkel von Pigault-Lebrun ist — und das gereicht dem letzteren zu hoher Ehre — in unserer Literatur einen sehr ehrenvollen Platz gewonnen.“

„Der Schierling“ ist wirklich ein überaus liebenswürdiges und ganz harmloses Stück, ein Bild des antiken Lebens, das, als es in seinen frischen Farben zum erstenmal dem Zuschauer sich darstellte, sehr begreiflicher Weise eine große Wirkung üben mußte, das aber seitdem, wie nicht verheimlicht zu werden braucht, etwas nachgedunkelt hat. Wenn die französischen Kritiker sich noch immer darauf steifen, zu behaupten, daß „La Ciguë“ Augiers bestes Stück geblieben sei, so machen sie sich einer starken Ungerechtigkeit gegen den Verfasser schuldig. „La Ciguë“ ist das glänzende Debut eines ernsthaften und großen Talentes, nichts weiter. Die Handlung ist sehr einfach, ungesucht, recht geschickt und gefällig; die Verse sind leicht, nicht allzu peinlich gefeilt, bisweilen sogar ein bißchen widerspänstig, aber voller Frische und Munterkeit, der Stil eigenartig und gesund. Die Charaktere sind gut auseinandergehalten, und das Ganze ist von gutem Humor, einer angenehmen Lebensweisheit, stellenweise von einer echten lyrischen Empfindung durchwürzt und vom vollen Sonnenscheine der Jugend übergossen. In diesem Lustspiele sind also alle Eigenschaften vereinigt, die den talentvollen Dichter schon erkennen lassen und den bedeutenden Dichter verheißen. Aber das Lustspiel ist darum selbst doch nicht zu den bedeutenden zu rechnen; dazu sind die Dimensionen gar zu bescheiden, ist der Vorwurf zu gering. In diesem ersten Stücke faßt Augier die Aufgabe des Lustspieldichters, wenn er überhaupt schon an eine „Aufgabe“ dabei gedacht hat, nun von der heitersten und bequemsten Seite auf. Er will seine Zuschauer unterhalten, will ihnen einen vergnüglichen Abend bereiten. Es sollen noch einige Jahre vergehen, der Dichter soll noch an Reife gewinnen, bevor er in das Wespennest der socialen Verhältnisse der Gegenwart seine Hand steckt.

Alcibiades ist ein blasirter junger Athenienser. Alle Vergnügungen, welche der Reichthum gewährt: die Weiber, das Spiel, die Festgelage, hat er gründlich ausgekostet, hat den Becher der Lust bis auf die Reige geleert, um auf

dessen Grunde, gerade wie Muffet, die Langeweile zu finden. Er ist lebensüberdrüssig geworden, er weiß, daß kein menschliches Wesen ihn wahrhaft liebt, daß er von den Weibern hintergangen, von den Schmarozern, die sich seine Freunde nennen, in schamloser Weise ausgebeutet wird. Er faßt daher den Entschluß, den Schierlingsbecher zu leeren. Aber bevor er sich tödtet, will er sich noch ein letztes Vergnügen bereiten und sich selbst gegenüber die Berechtigung seiner Menschenverachtung klar machen. Von allen den falschen Freunden, die sich im Hause dieses komischen Timon zusammenfinden, stehen ihm Kleon und Paris am nächsten. Einer von diesen soll daher sein ungeheures Vermögen erben, und zwar derjenige, dem es gelingen wird, die schöne Sclavin Hippolyta, die er eben für eine bedeutende Summe in Cyprien angekauft hat, zu gewinnen. Die beiden widerwärtigen alten Narren bemühen sich nun auf jede mögliche Art, Hippolytas Gunst zu erobern, natürlich vergeblich. Als indessen jeder der Beiden in seinem Eigendünkel wähnt, daß Hippolyta sich ihm zuwende, und daß ihm daher auch die reiche Erbschaft beschieden sein werde, und als ein jeder, um seine Verächtlichkeit zu bemänteln, das Glück, von Hippolyta geliebt zu werden, in überschwänglicher Weise preist, da ändert Klinias seinen Plan. Nun wohl, sagt er, ich sehe ein, daß derjenige, der Hippolyta und meinen Reichthum zugleich empfangen, übermäßig belohnt werden würde; ich werde demgemäß mein Testament dahin ändern, daß der von Hippolyta Verschmähte durch die Erbschaft meines Besitzthums entschädigt werden soll. — Nun kommt also das Gegenspiel. Paris und Kleon geben sich nun alle mögliche Mühe, sich selbst dem schönen Mädchen zu verleiden und die Vorzüge des Andern im glänzendsten Lichte darzustellen. Es versteht sich, daß Hippolyta inzwischen Zeit gefunden hat, sich in Klinias zu verlieben, und in dem Augenblicke, da der Verwalter den Schierlingsbecher ihm kredenzt, gesteht sie ihm ihre Liebe, heilt ihn von seinem Unglauben an die Menschheit, und die Beiden werden ein glückliches Paar.

Nach dem ungewöhnlichen Erfolge dieses hübschen Lustspiels fing man an, sich nach dem bisher unbekanntem Autor zu erkundigen. Man erfuhr ohne Mühe, daß der junge Mann am 17. September 1820 in Valence geboren und in seinem achten Lebensjahre mit seinem Vater, einem vermögenden und sehr tüchtigen Advocaten, nach Paris übergesiedelt war. Augier bezog, nachdem er auf einem der besten Gymnasien eine tüchtige Vorbildung genossen hatte, die Universität und studirte dem Wunsche seiner Eltern gemäß Jura. Nachdem er die juristischen Examina abgelegt hatte, wurde er von einem Advocaten und Notar, einem gewissen Masson, im Bureau beschäftigt. Aber diese Thätigkeit in dem engen, dumpfen Stübchen, das Wühlen in den bestaubten Acten, der erzwungene Verkehr mit allerhand lästigen Kunden sagte dem jungen Manne ganz und gar nicht zu. Augier hat in einem späteren Lustspiel, „La Jeunesse“, seinem Widerwillen gegen den Advocatenstand einen sehr beredten Ausdruck gegeben. „Den Tag verbringt er in einem finstern Zimmerchen, dessen Nacktheit durch PapierstöÙe verkleidet wird, er ist der Sclave jedes

kleinlichen, streitsüchtigen und rechthaberischen Klienten, und er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er nicht geradezu mit einem Schufte zu thun hat. Die eine Hälfte des Tages verbringt er in der schwarzen Robe, diesem traurigen Harnisch, und die andere Hälfte am Pulte. Und wenn er dann Abends heimkehrt, hat er nicht Besseres zu thun, als auf dem liebeleeren Lager, dessen Luxus seine seelische Armuth erst recht fühlbar macht, möglichst schnell einzuschlafen.“

An dem unwilligen jungen Advocaten sollte sich das Gesetz des Atavismus, der Vererbung mit Uebersprungung einer Generation oder mehrerer, erfüllen. Der Enkel von Bigault-Debrun, jenem lustigen und hochbegabten Schriftsteller, den man allenfalls den französischen Claren nennen könnte, der aber besser ist als dieser und besser ist als sein Ruf, dessen ausschweifende und allzu freie Geschichtchen im Geschmacke der Zeit es nicht verhindert haben, daß er noch immer als einer der Repräsentanten der Uebergangsepöche der französischen Schriftsteller vom 18. zum 19. Jahrhundert gelten darf, — Emilie Augier schrieb in den Mußestunden und vielleicht auch auf dem Bureau selbst „La Ciguë“, und der Erfolg war für seine Wahl des Schriftstellerberufs bestimmend.

Augier ist der Berufsschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Seit 35 Jahren lebt er nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, und alle erheblichen Data seines Lebens sind aus seinen Arbeiten festzustellen. Als er von einem Biographen um einige Einzelheiten aus seinem Leben befragt wurde, antwortete er: „Ich habe nie etwas erlebt.“ Und das ist insofern richtig, als er niemals der Oeffentlichkeit die Gelegenheit gegeben hat, sich mit seinem Privatleben zu beschäftigen. Den Winter verbringt er in Paris, den Sommer auf dem Lande bei Paris, mit Verwandten und einigen guten Freunden. Er mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehen, und bewahrt allen Tagesfragen gegenüber eine weise Zurückhaltung; beobachtet, liest viel und schreibt, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Er ist frei von allem Dünkel und von aller Eitelkeit. Wenn er von Seiten der Regierung und seiner Collegen mit den höchsten Auszeichnungen, die dem französischen Schriftsteller zu Theil werden können, beehrt worden ist, — Augier ist seit 1858 Mitglied der Akademie und seit 1868 Comthur der Ehrenlegion, — so hat man ihn auffuchen müssen, um ihn zu ehren; er selbst hat sich nicht vorgedrängt. Im persönlichen Verkehr ist er von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Er plaudert vortrefflich, aber ohne alle Prätension. Augier ist sehr groß und breitschultrig. Sein Portrait von ihm ist recht ähnlich; sie zeigen alle die männlich starken Züge in einer gewissen Verzerrung; es fehlt ihnen der leutselige Ausdruck der hellleuchtenden Augen, die das Gesicht beleben, es fehlt die Jovialität. Augier, der jetzt nahezu ein Sechsziger ist, sieht aus, als ob er das fünfzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hätte.

III.

Die überaus günstige Aufnahme, die „La Ciguë“ gefunden hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Théâtre Français auf den jugendlichen Dichter und

daselbe Comité, das das erfolgreiche Stück einstimmig zurückgewiesen hatte, bat ihn jetzt um das Manuscript seines nächsten Lustspiels. Das gemeinsame Loos aller Autoren, die zu glücklich debutirt haben, war auch Augier beschieden. Sein zweites Lustspiel, „Un homme de bien,“ (18. November 1845) hatte keinen rechten Erfolg. Dasselbe ist in der That auch weniger ansprechend als der harmlose „Schierling“, aber meines Bedünkens ungleich bedeutender. Der Titel ist natürlich ironisch gemeint; der „Biedermann“ ist ein Schwindler, aber ein Schwindler eigenthümlicher Art, der nicht nur die Andern über's Ohr haut, sondern sich auch selbst betrügt, — ein Mann, der seine eigenen Vortheile auf die unerlaubteste Weise wahrnimmt, indessen sich selbst einredet, daß diese Weise eine erlaubte sei, vorausgesetzt, daß er nicht unmittelbar mit der Sache zu schaffen habe; der es mit den Grundsätzen seiner Moral für vereinbar hält, daß sich andere zu seinem Vortheil die Hände beschmutzen, wenn er sich selbst nur die Hände sauber erhält; der beständig moralische Lehren im Munde führt und sich weiß macht, daß er seine Handlungsweise mit den Geboten der strictesten Moral in Einklang zu bringen vermag, — mit einem Worte: ein Schwindler und ein Selbstbeschwindler. Es ist der

„ . . . complice hypocrite

Du mal qu'on laisse faire alors qu'on en profite.“

Der Schlußvers des Lustspiels zeigt den Mann am besten. Nach allen kleinen und großen Schurkereien, die der Brave verübt, ruft er, nachdem er sich überzeugt hat, daß sich nun doch alles zum Besten wendet, triumphirend aus,

„Parbleu! je savais bien j'étais honnête homme!“

Das Stück hatte das eigenthümliche Schicksal, daß die Ironie zunächst gar nicht verstanden wurde. Man hielt den Helden, der so achtungswerthe Dinge sagt und allen seinen Handlungen eine sittliche Basis unterschiebt, für einen sittlichen Menschen; und als man sich allmählich überzeugen mußte, daß man einem ganz gefährlichen Individuum gegenüberstand, gab man seinem Mißvergnügen einen deutlichen Ausdruck. Der letzte Act des Lustspiels wurde ganz entschieden abgelehnt.

Augier ließ sich nun die nöthige Zeit und erschien erst drei Jahre darauf mit einem neuen Drama, „L'Aventurière“, 10. April 1848. Die Heldin dieses Schauspiels, das den Ruf des Dichters wesentlich befestigen und eine seiner interessantesten Eigenschaften, die in „La Ciguë“ noch gar nicht, in „Un homme de bien“ nur in sehr discreter Weise herangetreten war, in ein helles Licht rückte, — ich meine die Kühnheit, die sich in seinen späteren Werken bis zur Verwegenheit steigern sollte — Clorinde ist die reuige Courtisane, der sich die Gelegenheit bietet, ihre unreine Vergangenheit auszuwischen und in normale Verhältnisse, in eine geachtete Familie einzutreten. Man hat Clorinde eine ältere Schwester der „Kameliendame“ genannt, und die Beiden haben auch eine gewisse Familienähnlichkeit; nur ist die Heldin des Augier'schen Schauspiels viel weniger sentimental und viel menschlich wahrer. Augier läßt die Wandlung in seiner Heldin nicht durch die reine

Liebe bewirken, wie der junge Dumas. Clorinde ist des unständigen Lebens, der Unwürdigkeit ihrer Stellung einfach überdrüssig geworden, und die vernünftige Berechnung erregt in ihr den Wunsch, in ein einfacheres, schlichteres Dasein zu treten, das freilich der ausschweifenden Vergnügungen und der Erregungen ihrer leichtsinnigen Zeit baar ist, aber dafür die Behaglichkeit, die Ruhe, die Achtung bietet. Nachdem Dumas ein Weib von ähnlichen moralischen oder vielmehr unmoralischen Qualitäten wie die „Abenteurerin“ zur sympathischen Heldin eines Schauspiels gemacht, die Gefallene zu unerreichbaren Höhen emporgehoben und mit der Märtyrerkrone auch den Heiligenschein um ihr Haupt gelegt, nachdem der Verfasser der „Kameliendame“ für seine Marguërite Gautier den braven Leuten Thränenströme entlockt und diese nicht nur zur Duldung, zur Vergebung, sondern sogar zur Bewunderung der gereinigten Unreinheit hatte zwingen wollen, nahm Augier später dasselbe Thema wieder auf und zeichnete die Courtisane ohne Reue und Scheu, die fürchterliche Olympia. Zunächst aber war er durch das Paradox nicht gereizt. Er brauchte also auch für seine Clorinde noch nicht die schreiendsten Farben zu mischen.

Clorinde ist noch nicht das ganz und gar verworfene Geschöpf. Sie ist eben nur leichtsinnig gewesen und hat sich eine Zeit lang — zu lange — in der Gesellschaft junger Wüstlinge wohl gefühlt. Das Gewissen beginnt sich in ihr zu regen, oder richtiger gesagt, ein eigenthümlicher Ehrgeiz erwacht in ihr. Sie hat die Freuden des Lebens, und was man so zu nennen pflegt, zur Genüge, ja bis zur Uebersättigung gekostet. Nur eine ist ihr versagt geblieben: die, welche die Achtung der Gesellschaft gewährt; und diese gilt ihr über alle. Da lernt sie einen alten Edelmann kennen, Monte-Prade, einen leichtgläubigen, eitlen, aber durchaus ehrenwerthen Schwächling, den sie ohne Mühe umstrickt, der sich von ihr geliebt glaubt und der, ohne des Widerspruchs der Seinigen zu achten, das schöne Weib als eheliche Gattin heimführen will. Während sich dies Ereigniß vorbereitet, ist der Sohn des alten Monte-Prade, der als verloren gilt, nicht im Hause gewesen; aber Fabrice, so heißt er, kehrt gerade zur rechten Stunde heim. Da Fabrice, der zehn Jahre in der Fremde gelebt hat, von seiner Schwester nicht gleich erkannt wird, faßt er, nachdem er von ihr über die Absichten seines Vaters unterrichtet worden ist, den Entschluß, sich dem Alten zuerst in einer Verkleidung zu nahen, um als angeblich Unbetheiligter die Abenteurerin schärfer beobachten und wo möglich entlarven zu können. Diese Verkleidungsgeschichte gelingt vollkommen. Clorinde, die den jungen Menschen, dessen gefälliges Aeußere gleich tiefen Eindruck auf sie zu machen scheint, mit verdächtigen Augen gemustert hat, gibt ihrem Begleiter, einem Menschen, der sich Don Annibal nennt und sich als einen militärischen Kaufbold und Bramarbas der gefährlichsten Sorte aufspielt, in Wahrheit aber ein ganz dürftiger Komödiant ist, den Auftrag, Fabrice wo möglich trunken zu machen, um ihm durch den Wein die Zunge zu lösen.

In einer prächtigen Scene, die aus einem Meisterwerke der classischen Dichtung ausgeschnitten zu sein scheint, treffen Fabrice und dieser Don Annibal beim Wein zusammen. Natürlich betrinkt sich Annibal, Fabrice bleibt nüchtern, und im Weinrausch schwächt der unzurechnungsfähige Mitschuldige der Abenteuerin alles aus, was Fabrice wissen will. Sobald dieser festgestellt hat, daß Clorinde unter dem Namen Cleopatra eine mittelmäßige Schauspielerin gewesen ist und ein ziemlich wüstes Leben geführt hat, ist sein Entschluß gefaßt. Da er sich nicht der Täuschung hingibt, daß sein Vater, der durch die Liebe ganz verblendet, der vernünftigen Zusprache zugänglich sein werde, rückt er dem Ungeheuer, das die Ehre seiner Familie zu verschlingen droht, zu Leibe. Dieser Auftritt ist von einer ungewöhnlichen Energie, so vollkommen schonungslos gegen das Laster, so hart, daß man doch mit der unglücklichen Clorinde einiges Mitleid empfindet und den unbarmherzigen Richter Fabrice von dem Vorwurfe einer gewissen Brutalität in der sittlichen Entrüstung nicht frei sprechen kann. Clorinde macht eine unpassende Bemerkung über Fabricess Mutter; da bricht sein Zorn los:

— Meine Mutter, Sie Glende! ruft Fabrice. Meine Mutter! . . . Unterstehen Sie sich von dieser Heiligen anders als mit gebeugtem Knie zu reden! Sie Courtisane, Sie Lügnerin, Sie Ehrlose!

— Sie sprechen zu einem Weibe, entgegnet Clorinde.

— Dies Wort gibt Ihnen keinen Schutz. Ist ein Feigling ein Mann und sind Sie ein Weib? Nein. Weiber ohne Scham wie Männer ohne Muth sind gleichermaßen schimpflich. Wenn ich sehe, wie Ihr und Euresgleichen Euer Gift in die reinsten Herzen spritzt, wenn Ihr durch allerlei hinterlistige Ränke in unserer Häuslichkeit die Stelle der ehrenhaften Frau erschwindeln wollt, um neben unsern Schwestern Eure besleckten Stirnen zu erheben, und uns mit dem, was wir lieben, auch das, was wir achten, zu rauben, dann — geh! geh mir aus den Augen!! Du glaubst, daß Du hier ungestört Deines Amtes walten darfst, mir straflos meinen Vater und mein Heim rauben, daß Du das heilige Zimmer, in dem meine Mutter ihren letzten Athemzug gethan, beslecken darfst? O nein! Und wenn die Gerechtigkeit des Himmels auf sich warten läßt, so werde ich Dich Mitter zerdrücken!

Diese fürchterliche Strafpredigt wirft Clorinden zu Boden. Und wunderbar! Die Schmähungen, die sie hat erdulden müssen, die tiefen Demüthigungen, erwecken ihr kein Gefühl des Hasses, keinen Gedanken der Rache! Sie fühlt, daß sie den Mann, der sie so tief verachtet, wahrhaft liebt.

— „Es ist das erste Mal, daß ich einem Manne begegne mit einem unbändigen Herzen, über das ich nichts vermag, einem Muth, der dem meinigen überlegen ist. Ich empfinde, daß ich die Schwächere bin, und ich bin stolz, es zu sein. Es ist ein eigenthümlich wollüstiger Reiz, sich vor seinem Herrn zu beugen,“ sagt sie zu ihrem Mitschuldigen und verläßt das Haus, nachdem sie Fabrice durch ihre aufrichtige Reue versöhnlich gestimmt hat.

Chronologisch ist „L'Aventurière“ das erste Schauspiel in der modernen

französischen Bühnenliteratur, in welchem die Courtisane in ihrer Beziehung zur Familie den Mittelpunkt des Interesses darstellt, und somit als eine Vorläuferin aller jener sehr zahlreichen Stücke zu betrachten, die man mit dem nicht ganz correcten Titel als „Demimondestücke“ zu bezeichnen pflegt. Obgleich Augier dem Gemälde seiner Heldin noch einige ideale Züge gegeben und es sich vorbehalten hat, die Courtisane erst später ihres lügenerischen, bestrickenden Aufputzes zu entkleiden und in ihrer vollen, widerwärtig nackten Häßlichkeit an den Pranger zu stellen — Clorinde gehört unter den Schlechten noch immer zu den Besten; nicht durch die Habgier, sondern nur durch das sehr gerechtfertigte Verlangen, die Achtung der Menschheit wieder zu gewinnen, läßt sie sich in ihrem Handeln bestimmen; ihr Gemüth ist der bittren Reue zugänglich und ihr Herz dem edelsten der Gefühle, der wahren Liebe — obgleich also Augier selbst für mildernde Umstände plaidirt, so versucht er doch keineswegs durch Sophismen und spitzfindige Kniffe die Freisprechung der schuldigen Heldin zu erwirken. Er strast sie, er wirft sich als entschiedener Anwalt der Familie auf gegenüber den Angriffen, die dieser von den zersetzenden und zerstörenden Elementen der Unsittlichkeit drohen.

IV.

Dieselbe Tendenz liegt seinem nächsten Stücke, „Gabriele“ (13. December 1849), zu Grunde und gewinnt hier eine andere, viel behaglichere und schon darum intensiver wirkende Gestalt. Wenn „La Ciguë“ den Namen Augiers schnell berühmt gemacht, „Un homme de bien“ den Beweis geliefert, daß das erste Lustspiel kein glücklicher Wurf, sondern der echte Ausdruck eines echten Talentes gewesen war, und endlich „L'Aventurière“ die Bedeutung des Dichters festgestellt und ihm die respectvollen Sympathien des Publicums zugewandt hatte, so wurde er durch „Gabriele“ ein Lieblingsdichter seiner Nation. Das Stück hat bei aller Stottheit doch einen kleinen Beigeschmack von Philisterhaftigkeit, der dem großen Publicum immer mundet. Es ist kräftiges, hausbackenes Schwarzbrot. „Gabriele“ ist, wenn man will, die Poesie der Prosa, oder vielmehr die Verherrlichung dessen, was als prosaisch und spießbürgerlich gilt, und der Nachweis, daß diese Prosa oft die wahre Poesie ist. Das Stück ist die siegreiche Vertheidigung des Gatten gegenüber dem Geliebten. Augier hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er macht den Geliebten nicht zu einem unsittlichen, gewissenlosen Menschen, der die Antipathie herausfordert, und den Ehegatten nicht zu einem bestrickend lebenswürdigen Mann, der im Fluge alle Herzen gewinnt. Die Sittlichkeit hat einen harten Kampf zu bestehen. Um so mehr freut sich der Brave ihres Sieges.

Der Advocat Julien Chabriere ist ein kreuzbraver Mann, aber, man muß es gestehen, ein recht langweiliger Gemahl. Er besitzt eine große Anzahl von achtungswerthen Eigenschaften, jedoch keine recht lebenswerthe. Er ist fleißig, sparsam, selbstlos, er arbeitet Tag und Nacht, um seiner Frau einen

behaglichen Wohlstand und der Tochter dereinst eine schöne Wittigst zu erwerben; aber er thut nicht das Geringste, um seiner jungen Frau, die sich vom Leben eine idealere Vorstellung gemacht hat und einigen harmlosen Schwärmereien nachgeht, das Dasein zu erheitern und zu verschönern. Es ist wohl möglich, daß er im Innern seines Herzens seine Frau als seine Lebensgefährtin respectirt, er verkehrt jedoch mit ihr wie mit seiner Haushälterin, die nebenbei noch die Mutter seines Kindes ist. Gabriele hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: „Ich bin für ihn nichts weiter als die nothwendige Ergänzung seines Hausstandes und diene ihm lediglich dazu, nicht mehr Junggefelle zu sein.“

„ . . . Je complète un état de maison
Et lui sers seulement à n'être pas garçon.“

Während ihre Gedanken nach den Sternen am Himmel schweifen und sich an den Düften des Frühlings auf Erden berauschen, zerzt er sie durch Ausbrüche der brutalsten Nüchternheit in die gemeine Wirklichkeit herab und klagt darüber, daß an seinem Hemd ein Knopf fehlt. Er ist überdies bisweilen auch ziemlich tactlos. Als er seinen Aerger darüber äußert, daß seine Frau das abgegriffene schmutzige Gesetzbuch, das im Salon liegen geblieben war, in eine Schublade gelegt habe, und diese darauf entgegnet, sie habe durch das fettige Buch die seidnen Möbel nicht beschmutzen lassen wollen, antwortet er:

„C'est parce qu'il est gras que ton meuble est de soie.“

Ja, er sagt seiner sensitiven Frau sogar, daß, wenn sein Einkommen sich fort und fort wie in den letzten Jahren vermehrt, sie sich dann den Luxus gönnen könnten, die Familie zu vermehren.

„ . . . Ma foi! si tout va de si belle façon,
Nous pourrons nous donner de luxe d'un garçon.“

Im vertraulichen Gespräche mit seiner Frau findet er keinen besseren Gegenstand der Unterhaltung als den seiner Berufsthätigkeit. Er erzählt ihr von Processen, die er führt, und wundert sich, wenn Gabriele dabei gähnt; und überkommt ihn nun einmal eine weiche, edlere Regung, findet er beim Anblick seiner Tochter die rührenden, ja ergreifenden Accente der Vaterliebe, treten ihm die Thränen in die Augen, wenn er das hübsche, kleine Mädchen ansieht und streichelt, so schämt er sich gleichsam dieser Weichherzigkeit und hat förmlich Angst davor, seiner Frau zu verrathen, daß er bisweilen noch an Anderes denkt als an sein Bureau und seine Acten. So gelingt es ihm denn, sich Gabrielen, die keineswegs eine verschrobene und von krankhafter Poesie behaftete Person ist, sich völlig zu entfremden. Er vernachlässigt seine Frau in gemüthlicher und seelischer Beziehung vollkommen, beschäftigt weder ihr Herz noch ihren Geist und bereitet, man könnte sagen: geflissentlich, die Schuld seiner Frau vor. Als sich nun dieser mit ihrem Loose unzufriedenen und vom täglichen Einerlei gelangweilten, fein angelegten Natur ein junger Mann naht, der sie wirklich liebt, der für ihre zarteren Regungen ein volles Verständniß zu besitzen scheint, ihre Schwärmereien begreift und theilt, — da erscheint die Katastrophe unvermeidlich.

Gabriele steht im Begriffe ihre geachtete, aber im Grunde genommen so wenig beneidenswerthe Stellung aufzugeben, und dem Geliebten, der ihr eine verführerische Zukunft zu bieten verspricht, zu folgen, ihren Mann, ihr Kind im Stich zu lassen. Der Advocat erfährt das und nimmt die Gelegenheit wahr, in sehr beredter Weise und mit unwiderleglicher Logik vor dem jungen Manne und vor seiner Frau die These über die Verwerflichkeit des Ehebruchs und die Nothwendigkeit der stricten Innehaltung der ehelichen Treue unter allen Umständen zu plaidiren. Natürlich geschieht dies anscheinend unabsichtlich, und Julien stellt sich so, als ob er von der Gefahr, die über ihm schwebt, keine Ahnung habe. Während dieser Moralpredigt erwärmt sich der sonst so kühle Mann in so ungewohnter Weise, er offenbart ein so tief empfindendes, edles, großes Herz, daß er den Händen des jungen Mannes die tödtliche Waffe, die dieser gegen die Ehre des Ehemannes gezückt hatte, entwindet, daß er Gabrielen die Augen über seine Verdienste und über ihre Verirrung öffnet, und daß diese, von tiefer Reue erfaßt, ihm schluchzend um den Hals fällt und in den Worten des Schlußverses begeistert ausruft:

„O père de famille! o poët! je t'aime!“

Der außerordentliche Erfolg, den dieses Stück beim Publicum errang, erhielt noch eine weihevollte Bestätigung dadurch, daß die Akademie dem Werke den Tugendpreis erteilte. Es versteht sich, daß das Stück von Seiten der Kritik des Romantismus, der just das entgegengesetzte Thema: die siegreiche Gewalt der Leidenschaft über alle Satzungen der Gesellschaft und alle Rücksichten gegen die Familie, in den verwegesten dramatischen Variationen zu behandeln nicht müde ward, die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte. Eine der Kritiken, die der Dichter als eine persönliche Beleidigung auffassen mußte, führte Emile Augier sogar auf die Mensur. — Um zu zeigen, wie diese Gabriele beurtheilt wurde, will ich aus einem längeren Aufsatz von Bacquerie, dem kritischen Stabstrompeter im Victor Hugo'schen Leibregimente, einige Zeilen mittheilen.

„Wenn man den niedrigen Instincten der Masse schmeichelt,“ schreibt Bacquerie, „wenn man gegen das Ideal und alle höheren Bestrebungen ankämpft, wenn man die Träumereien und die Sterne lächerlich macht und sich zu dem Beweise erniedrigt, daß die Notare und Advocaten, die auf ihren Parquetsitzen sich behaglich schmunzelnd breit machen, die wahren Dichter sind, dann ist der Erfolg unausbleiblich. Andere fassen freilich die Aufgabe des Dichters anders auf; sie meinen, der Dichter solle die Menge leiten, nicht ihr nachlaufen, solle das Publicum berathen, nicht ihm dienen; aber diesen Lehrmeistern des Ideals, der Liebe und des Gedankens wird von der Menge, die sie beständig verletzen müssen, meistens übel mitgespielt. Die Gewöhnlichkeit ist entschieden sicherer; es verfehlt auf der Bühne nie seine Wirkung, wenn die hausbackene Moral vertheidigt wird, die Einigkeit im Haushalt sich breit macht, die eheliche Treue, die Bewunderung der Hemden mit Knöpfen der lyrische Duft des Kochtopfes.“

Wahrscheinlich waren es auch die Romantiker, die für die Richtung, welche Augier eingeschlagen hatte, die böse Bezeichnung die „Schule des gesunden Menschenverstandes“ (*d'école du bon sens*) erfunden haben. Und die malitiose und ironische Bezeichnung wurde von den kurzichtigen Philistern gleichsam wie eine Art von Compliment nachgesprochen. Diejenigen, die dieses Spitzwort aufgebracht hatten, erreichten es wenigstens für einige Zeit, daß Augier als der Verfechter der Gewöhnlichkeit und der Nüchternheit gelten konnte.

Wie wenig zutreffend der Spott über Augiers Philisterhaftigkeit war, wie sich in diesem Dichter die starke Individualität, die sich oft gegen das Herkommen und gegen die Grundsätze der Allgemeinheit auflehnen muß, mit rücksichtsloser Keckheit, ja mit Schroffheit offenbarte, sollten seine späteren Dramen bis zur Evidenz darthun.

V.

Mit „Gabriele“ hat Augier die Stellung gewonnen, die er seit nunmehr dreißig Jahren fast unangefochten behauptet. Wie dies bei der starken Productivität, die er seitdem entfaltet hat, und die bis auf den heutigen Tag nicht nur nicht die Abnahme seiner Kräfte, sondern deren stetige Erstarkung und Fortentwicklung bekundet, nicht anders zu erwarten ist, hat er nicht durchweg Gleichwerthiges hervorgebracht; und der Erfolg hat ihm zu Liebe seinen Grundcharakter, sein wankelmüthiges Wesen nicht aufgegeben, hat ihm nicht immer treu zur Seite gestanden. Manche seiner Stücke sind weniger gelungen und haben die Theilnahme des Publicums in geringem Grade oder auch gar nicht zu erwerben gewußt; neben ihm haben sich andere Dichter erhoben, die unter Umständen besser inspirirt und glücklicher gewesen sind, und denen auf kürzere oder längere Frist die Gunst der Doffentlichkeit zugefallen ist. Der von seinem Berufe ganz erfüllte Mann, der trotz vorübergehender Mißerfolge keinen Zweifel an seinem Werthe aufkommen ließ, und der sich neidlos der Erfolge anderer freute, arbeitete unverzagt weiter und erwarb sich immer wieder und wieder die Sympathien und die respectvolle Anerkennung seiner Bedeutung. Selbst die weniger glücklichen Stücke erregen noch immer ein lebhaftes Interesse durch die Originalität des Problems, dessen Lösung der Dichter sucht, oder durch die eigenthümliche Behandlung; und ein jedes läßt den künstlerischen Ernst erkennen. Augier vergreift sich bisweilen, aber wirklich langweilig oder läuderlich ist keines seiner Stücke. Es ist mir nicht gegönnt, dies in allen einzelnen Fällen nachzuweisen und die späteren Stücke Augiers mit derselben Ausführlichkeit zu besprechen, wie diejenigen, die ihn in die Literatur eingeführt haben; ich muß mich auf eine kurze Erwähnung der für Augiers Schaffen weniger bedeutenden beschränken, um den verfügbaren Raum zu Gunsten der wichtigsten, die ich herausgreifen will, zu verwerthen.

In den folgenden sechs Jahren, 1850—55, schrieb Augier sechs Dramen

und eine Oper, „Sappho“ (16. April 1851), zu der Gounod die Partitur gegeben hat. Die Dramen sind: „Der Flötenspieler“, ein Seitenstück zum „Schierling“, eine kleine Studie nach der Antike (19. December 1850), „Diana“ (19. Februar 1852), vielleicht von allen Stücken dasjenige, das die Eigenart Hugiers am wenigsten erkennen läßt, wahrscheinlich angeregt von den Dichtungen des Romantismus („Marion Delorme“) — auch in „Diana“ stehen Ludwig XIII. und Richelieu im Vordergrund — in der Behandlung den dramatischen Dichtungen des Classicismus nachstrebend.

„Philiberte“ (19. März 1853), ein ebenso feinsinniges wie liebenswürdiges Lustspiel, dessen Heldin Adolf Wilbrandt bei seiner Else in den „Malern“ vorgeschwebt haben mag. Philiberte ist ein häßliches Kind gewesen, und von ihrer Mutter, die eine zweite Ehe geschlossen hat, wie Aschenbrödel, nicht eben liebevoll behandelt worden. Verschüchtert und mißtrauisch hat sie in der Zurückgezogenheit gelebt, bis sie durch die Liebe aus ihrer dunkeln Ecke hervorgezogen und nun als Schönheit erkannt wird und sich selbst erkennt. Scribe hat denselben Stoff in „La vilaine“ bearbeitet, aber ungleich weniger glücklich, weniger poetisch und weniger sinnig.

„La pierre de touche“ (23. December 1853), Mitarbeiter Jules Sandeau. „Der Prüfling“ ist der Reichthum. Ein armer genialer Künstler wird durch einen steinreichen Sonderling zum Universalerben eingesetzt; er verliert, sobald er in den Besitz des Vermögens gelangt, seine Genialität, die Liebe zu seiner Kunst und schläft auf der Bärenhaut ein. Hugier hat die Handlung nach Deutschland verlegt und nennt seinen musikalischen Helden Wagner.

„Le gendre de Monsieur Poirier“ (8. April 1854), Mitarbeiter ebenfalls Jules Sandeau, einer der großen Erfolge des modernen Theaters. Das Stück ist unter dem Titel „Birnbäum und Sohn“ auch in Deutschland, aber ohne rechten Erfolg gegeben. In Frankreich gehört dieses Stück zu den festesten Stützen des Lustspielrepertoires, wird immer wieder aufgenommen und findet immer dieselbe warme Aufnahme. Der Vorwurf ist nicht gerade besonders originell. Ein heruntergekommener Adliger hat in eine reiche bürgerliche Kaufmannsfamilie hineingeheirathet, um standesgemäß leben zu können. Das ist, wie gesagt, nicht gerade überraschend neu — wir haben es schon vor Hugier gesehen, wir haben es seitdem so und so oft wiedergesehen: in der „Fremden“ von Dumas bis zum „Doctor Klaus“ — lustiger, frischer und eindringlicher ist aber dieser Stoff wohl niemals behandelt worden. Der Conflict zwischen dem adelstolzen jungen Manne, der mit dem angeheiratheten Vermögen wie ein Grandseigneur lebt, sich um seine Frau, die für ihn eben nur die Ueberbringerin einer reichen Mitgift gewesen ist, wenig kümmert und das, wie er als selbstverständlich vorausgesetzt hat, nur provisorisch abgebrochene Verhältniß mit seiner Geliebten wieder aufnehmen will, und dem ehrgeizigen, geldstolzen und brutalen Bourgeois, ist in sehr ergötzlicher Weise mit scharfer Satire ausgearbeitet. Die Lösung durch die junge Frau, welche sich den

angeheiratheten Titel durch den Adel ihres Gemüths erwirbt, wirkt fein und wohlthuend.

„Ceinture dorée“ (4. Februar 1855). Zu diesem Lustspiele, das zu den weniger gelungenen gehört, wird die Geldfrage behandelt. An der Arbeit betheiligte sich Foussier, der später noch einmal und bei einem der interessantesten Werke des Dichters, Augiers Mitarbeiter werden sollte.

Diese ganze Zeit charakterisirt sich als Uebergangsstadium in der dichterischen Entwicklung Emile Augiers. Wir sehen, wie er auf die Antike zurückgreift, mit der er begonnen hatte, wie er den Romantismus streift, dann zu dem Charakterlustspiel in Versen im Stile der „Gabriele“ zurückkehrt und sich, durch Mitarbeiter angeregt, auf das Gebiet des modernen satirischen Lustspiels in Prosa begibt.

VI.

Die nächsten sieben Jahre, 1859—1862, bilden in der Wirksamkeit des Dichters den wichtigsten Abschnitt. Augier schreibt in diesem Zeitraum sechs Dramen, von denen nur eins von untergeordneter Bedeutung ist: „Un beau Mariage“ (5. März 1859), mit Foussier, ein anderes, „La Jeunesse“, (6. Februar 1859) den Dichter von der liebenswürdigsten Seite zeigt und die vier übrigen: „Le mariage d'Olympe“ (17. Juli 1857), „Les Lionnes pauvres“ (22. Mai 1858), „Les Effrontés“ (18. Januar 1861) und „Le fils de Giboyer“ (1. September 1862), das ausgereifte Talent des Dichters, den Adel und die männliche Unerblichkeit seines Wesens und die schriftstellerische Fertigkeit in vollem Glanze zeigen.

Ueber das erstgenannte Stück nur wenige Worte.

„Die gute Partie“ (Le beau mariage) hat mit „Le gendre de Monsieur Poirier“ einige Aehnlichkeit, ist aber viel weniger unterhaltend und viel weniger glücklich in der Ausführung. Auch in diesem Stücke heirathet ein unbemittelter junger Mann in eine reiche Familie, und durch dieses Mißverhältniß bricht zwischen dem Schwiegerjohn und der Schwiegermutter, mit der die Gattin gemeinsame Sache macht, ein Zerwürfniß aus. Der Schwiegerjohn ist ein energischer, ehrlicher Arbeiter, ein Naturwissenschaftler, der sich eine Weile die kleinen Chicanen und Demüthigungen, denen er im Hause seiner Schwiegermutter ausgesetzt ist, gefallen läßt, endlich aber, als ihm die Sache denn doch zu arg wird, das Joch abschüttelt, und da seine Frau schwankt, allein aus dem Hause geht. Mit einem Studiengenossen nimmt er das Dasein voller Entbehrungen, voller Arbeit, in dem Dachstübchen wieder auf und experimentirt mit der Gefahr seines Lebens an einer Entdeckung, die ihm in der wissenschaftlichen Welt einen großen Namen und nebenbei auch ein großes Vermögen erwerben wird. Die Frau, die Zeugin des Heroismus ihres Mannes gewesen ist, empfindet bittere Reue, und wird von ihm wieder in Gnaden aufgenommen; die Schwiegermutter kommt schließlich auch zum Einsehen.

„La Jeunesse“, das wohl am besten mit „Unsre Jugend“ zu übersetzen wäre — d. h. die Jugend unserer Tage — ist eines der sehr erfreulichen und vielleicht eines der anmuthigsten Werke Augiers, das stets lebhaften Anklang gefunden, aber keinen durchschlagenden Erfolg erzielt hat. Die literarische Kritik wird diesem Werke immer einen Rang unter den besten Stücken von Augier anweisen müssen. Auch hier wird der Conflict zwischen der Liebes- und Geldheirath verkörpert, und zwar in dem jugendlichen Streber, dem Advocaten Philipp Huguet, einem lebenswürdigen und hochbegabten jungen Manne, den Augier als den Typus unserer heutigen Jugend mit ihrer Nüchternheit, ihrem Scepticismus, ihrer Genußsucht, ihrem heißen Begehren nach Reichthum, Stellung und Wohlleben hinstellt.

„Vous êtes des vieillards qui n'avez pas vécu,“

ruft diesem „Jüngling“ einer vom alten Schlage zu, und Philipp nimmt das gar nicht übel. Ist doch seine Jugend für ihn nur ein Hemmschuh, der ihn am Vorwärtsschreiten hindert. Bietet sich ihm die Gelegenheit, einen glänzenden Proceß zu führen, sich hervorzuthun, mit einem Schlage ein berühmter Mann zu werden, so wird ihm im letzten Augenblicke die Leiter zum Aufklimmen aus keinem andern Grunde entzogen, als daß er eben noch zu jung ist! Fast verzweifelt ruft er aus: „Wann endlich werde ich einmal aufhören jung zu sein?“

„Ma jeunesse! — Quand donc finira ma jeunesse!“

Philipp liebt seine Cousine, aber er liebt auch das Ansehen in der Gesellschaft, die gute Küche, das behagliche Dasein, und nach langen und schmerzlichen Kämpfen entschließt er sich sogar dazu, dem schnöden Mammon seine edleren Regungen zu opfern; und seine Mutter — eine ganz moderne Mutter, — bestärkt ihn darin. Die Scene, in welcher Madame Huguet ihrem Sohne die Verbindung mit der armen Cyprienne ausredet, ihn zu der Speculationsheirath treiben will und ihm die Lehren unserer gesellschaftlichen Lebensklugheit predigt, die sich von der blanken Unsitlichkeit nur dem Namen nach unterscheidet, ist ganz meisterhaft und erinnert in ihrer Kühnheit an das berühmt gewordene Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn in den „Fourchambault“. Frau Huguet's Princip ist: „Alle Leute, die wir brauchen, sind respectabel*);“ worauf ihr Schwiegersohn, der Landmann Hubert, allerdings sehr treffend erwidert: „Leute, die man verachtet, sollte man niemals brauchen**).“ Frau Huguet ist keine gewöhnliche Frau. Nicht die Gefühlsrohheit ist es, die sie den idealeren Lebensauffassungen entfremdet, nicht kleinlicher und erbärmlicher Ehrgeiz oder gar Habgier, die ihr das Herz vergällen. Die Schule des Lebens hat sie erbittert. Sie meint es redlich

*) „Une bonne habitude à prendre est de ne point Croire de mal des gens dont nous avons besoin.“

***) „C'en est une meilleure et plus aisément prise De n'avoir pas besoin des gens que l'on méprise.“

und glaubt, dadurch das Glück ihres Sohnes begründen zu helfen, daß sie ihn zu einer reichen Heirath beredet und ihm das Gefahrvolle der Liebesheirath — „eine Hütte und ihr Herz!“ — in den abschreckendsten Farben schildert. Sie selbst war ja ein armes Mädchen; sie selbst ist ja keiner anderen Stimme als der ihres Herzens gefolgt, als sie dem Manne, den sie liebte, Philipps Vater, die Hand reichte. Und auch dieser hat seiner Liebe ein Opfer gebracht und ein reiches Mädchen ihretwegen verschmäht. Das Glück ihres Lebens aber ist durch die Sorge zerstört worden! In dem harten Kampfe um das Dasein, den der Vater hat ausfechten müssen, ist die Liebe zu Boden gestreckt und verblutet. Madame Huguet erzählt ihrem Sohne zur Warnung, wie eines Tages sein Vater verdrießlich und verstimmt heimgekehrt ist, wie er sie da mit sonderbarem Ausdrucke gemustert und ihr unwirsch zugerannt hat: „Du solltest doch in Deiner Kleidung etwas mehr auf Dich achten, Du wirst alt.“ An jenem Tage war er demselben Weibe begegnet, das er dereinst verschmäht hatte, und das nun im Glücke des Reichthums strahlte und schimmerte*).

Philipps Schwager, ein einfaches Naturkind, ein derber Landwirth, der sich im Verkehr mit der Natur die Seele rein und lauter erhalten hat, bringt den jungen Mann schließlich wieder auf bessere Gedanken. Der letzte Act, ein wahres Pastoral, spielt auf dem Bauerngute dieses Schwagers, und dort finden sich Philipp, der sich nun in Wahrheit verjüngt, und Cyprienne. Augier stimmt in diesem Lustspiele einen begeisterten Lobgesang für das Leben auf dem Lande an. Entvölkerung der Großstädte und Bevölkerung des Landes ist seine Devise:

„C'est là qu'est le salut de la société.
Remettez en honneur le soc et la charrue,
Repeuplez la campagne aux dépens de la rue!
Grevez d'impôts la ville et dégrevez les champs,
Ayez moins de bourgeois et plus de paysans.“

Der Dithyrambus auf das Landleben im Gegensatz zu dem öden freudlosen Dasein in der Stadt ist selbst in seiner Ueberschwänglichkeit von anmuthigster Poesie.

„Ich arbeite getrost mit Gottvertrauen auf die nächste Ernte los,“ ruft der Bauer Hubert aus, „und kümmere mich nicht um die Gewalten hienieden. Ich brauche vor keinem Menschen zu knabuckeln, und mein Getreide reift, ohne daß ich den Hut vor ihm ziehe. Wie mir die Zeit vergeht, — ich weiß es selbst nicht! Meine Tage sind für meine Arbeit zu kurz. Und kehre ich

*) „Ton père un jour rentra plus froid qu'à l'ordinaire
Et d'un air singulier regardant mes habits:
„Prends donc plus de soin de toi, me dit-il, tu vieillis“
Il venait d'entrevoir riche, heureuse et soignée,
La femme qu'autrefois il avait dédaignée.“

heim, so bringe ich meinem glücklich lächelnden Weibe die gesunde und kräftigende Müdigkeit von der Feldarbeit mit; und reich in der Frühe, am Abend noch reicher, bewundre ich auf frisch-schwellendem Pfühl meinen Schatz!" Wie reizend sind die französischen Verse!

„Aux prochaines moissons travaillant avec Dieu.
Des puissances d'en bas je m'inquiète peu:
Toute servilité de ma vie est exclue,
Et mes blés mûriront sans que je les salue.
Comment le temps charmé passe-t-il? Je ne sais!
Ma journée est trop courte à tout ce que je fais.
Je rapporte à ma femme heureuse et souriante
La fatigue des champs saine et fortifiante,
Et, riche le matin, le soir plus riche encor,
Sur mon frais oreiller j'admire mon trésor.“

Diesem idyllisch auslaufenden Lustspiel war ein anderes, energischeres, schrecklicheres Drama vorhergegangen „Le mariage d'Olympe“, das wohl als die kühnste Hervorbringung der modernen dramatischen Literatur in Frankreich bezeichnet werden kann. Es gehört, nebenbei bemerkt, zu den wenigen Dramen Augiers, die sogar Julian Schmidt in seiner oberflächlichen und zusammengestoppelten „Geschichte der französischen Literatur“ erwähnt; allerdings, ohne es gelesen zu haben oder wenigstens, ohne es zu kennen. Julian Schmidt erzählt seinen Lesern, daß der Gemahl der Olympia keinen andern Ausweg wisse, als seine Gattin umzubringen*), während in dem Augier'schen Drama der Oheim des Gatten, der mit diesem durchaus nicht verwechselt werden kann, das Haupt der Familie, der alte Marquis, das Todesurtheil, das sein Gewissen gesprochen hat, vollstreckt.

„Le mariage d'Olympe“ ist im Jahre 1855 geschrieben, also nach dem rauschenden Triumphe der hüßenden „Kameliendame“ (1852). „Le mariage d'Olympe“ ist eine Antwort darauf, gleichzeitig auch eine weitere schonungslose Entwicklung des in „L'Aventurière“ angeschlagenen Themas.

Wiederum ist es die Courtisane im Conflict mit der Familie, die in den Mittelpunkt der Handlung gestellt wird; aber diesmal die Prostituirte ohne alle mildernden Umstände, ohne jegliche ideale Verklärung. Die Heldin, die unter dem Namen Olympia in den Kreisen des Pariser high life sich einer zu allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat, hat einen naiven, leichtgläubigen, anständigen jungen Edelmann aus der Bretagne kennen gelernt, dem sie eine Komödie der Unschuld so glaubhaft vorgegaukelt, daß dieser das leidenschaftlich geliebte junge Mädchen, das sich für ein verwaistes Soldatenkind ausgibt und jetzt Pauline heißt, zur Frau nimmt. Er gibt der Dirne einen der größten und reinsten Namen Frankreichs. Pauline, oder Olympia,

*) Geschichte der französischen Literatur, Leipzig 1858, erste Auflage, II, 552.

wie wir sie noch immer nennen wollen, hat eine sehr kluge Mutter, die richtige Theatermutter, und diese hat es durchgesetzt, daß Olympia, die sich angeblich über den Ocean begeben hatte, von allen Pariser Klatschblättern todtgesagt worden ist, und daß alle Personen, — es sind deren genug — für die das lustige Mädchen eine angenehme Erinnerung war, an den Tod glauben. So steht Olympia zu Beginn des Stückes unbelästigt von der Verworfenheit ihrer vergangenen Ausschweifungen — sie steht unbelastet da. Ihr Gatte, der Graf Henri Puygiron, erwirbt der nicht Ebenbürtigen die Aufnahme in die hocharistokratische Familie. Der alte Marquis und die Marquise behandeln sie wie ihresgleichen, als die würdige Gattin ihres Neffen. Mit einem Worte, — Augier schafft für Olympia alle Bedingungen, welche denkbar sind, um ihr die Besserung zu ermöglichen, um ihr die Existenz der achtbaren und geachteten Gattin eines Ehrenmannes zu begründen. Olympia hat nicht das Recht, wie Clorinde von der Lieblosigkeit der Gesellschaft zu sprechen, die dem Sünder den Weg der Reue versperret; die Achtung der Welt, nach der Clorinde vergeblich strebt, ist ihr als Hochzeitsgeschenk dargebracht worden. Olympia braucht, um im Sinne der Gesellschaft ehrenhaft und geehrt zu sein, es nur zu wollen. Was aber geschieht? Sie merkt sehr bald, daß das Laster und die Verworfenheit ungleich vergnüglicher und spaßhafter sind als die Sittsamkeit. Sie langweilt sich in der Gesellschaft der anständigen Menschen. Für die stillen Freuden eines ruhig achtbaren Hauses hat sie nicht das leiseste Verständniß. Die Eintönigkeit des regulären Lebens bringt sie fast um. Sie findet, daß die Achtung, deren sie sich zu erfreuen hat, denn doch zu theuer erkauft ist, und ein unwiderstehliches Sehnen — Augier nennt es „das Heimweh nach dem Schmutze“ (*la nostalgie de la boue*) — treibt sie nach dem Pfluh zurück, aus dem sie der Graf geholt hatte. Und als sich der Anlaß findet, wieder einmal, wie in den lustigen Tagen der lachenden Lüderlichkeit, zu soupiren, Sect zu trinken und Boten zu trällern, da erwacht die alte in fernen Landen begrabene Olympia wie zu neuem Leben, und sie ruft ganz vergnügt aus: „Wenn jetzt meine neue Familie kommt und mich mit einer halben Million verflucht — mir soll's recht sein! dann sind wir quitt.“

Sobald Olympia diese Freuden ihrer Neubelebung empfunden hat, hat sie nur noch ein Ziel im Auge: die Trennung von ihrem langweiligen und geachteten Manne und die Erpressung einer genügenden Abstandssumme, um ihr zu gestatten, ihren etwas phantastischen Neigungen nachzugehen. Sie sagt das schließlich auch mit cynischer Offenheit dem Oheim, dem alten Marquis, der als Chef des Hauses die Ehre des Namens vor Allem zu vertreten hat. Der Marquis versteht in diesen Dingen keinen Spaß. Schon in der ersten Scene, ehe er noch ahnen konnte, daß es die Praxis ihm nahe legen würde, seine Theorie zu erproben, hat er seinen Standpunkt klar präcisirt. Ein junger Lebemann hat da gesagt: „Das Steckenpferd unserer Zeit ist die Wiederverhebung des gesunkenen Weibes. Unsere Lyriker, unsere Roman-

schriftsteller, unsere Dramatiker erfüllen die jungen Köpfe mit fieberhaften Ideen über die Erlösung durch die Liebe, die Jungfräulichkeit der Seele und andere Paradoxe transcendentaler Philosophie, die diese lustigen Mamsells ausbeuten, um Damen und sogar große Damen zu werden.

— Große Damen?

— Verstehst dich. Die Ehe ist ihr letzter Fischzug, und da muß der Fisch, den sie im Netze fangen, der Rede werth sein.

— Nun, beim heiligen Ludwig! Diesen Geschöpfen dreht man nicht den Hals um?

— Was würde das Strafgesetzbuch dazu sagen?

— Ich würde mich in dem gegebenen Falle den Teufel um das Strafgesetzbuch kümmern. Wenn Eure Gesetze eine Lücke gelassen haben, durch welche Schimpf und Schande straflos in das Haus schlüpfen können, wenn ein ehrloses Mädchen die Ehre einer ganzen Familie auf dem Rücken eines berauschten jungen Mannes stehlen und vernichten darf, dann ist es die Pflicht des Vaters, wenn auch nicht sein Recht, der Diebin seinen ehrlichen Namen zu entreißen, und wäre er auch wie das Nessuskleid mit der Haut verwachsen.

— Das ist aber für unsre Zeit eine etwas wilde Rechtsprechung. Wenn nun die Schuldige in dem ruhigen und reinen Leben der Familie sich besserte?

— Sie bessert sich eben nicht! Man verseze eine Ente auf durchsichtig helles Wasser inmitten der weißen Schwäne, und man wird sehen, wie sie sich nach ihrer Pfütze sehnt und schließlich auch dahin zurückfliegt.

— Das Heimweh nach dem Schmutze! Also geben Sie nicht zu, daß es hüßende Magdalenen gebe?

— O doch, — aber bloß in der Wüste! — —

Als nun dieser im Ehrenpunkte unbeugsame Marquis die Wahrheit über Olympia erfährt, als er sie in ihrer ganzen Verworfenheit durchschaut, als ferner Olympia, um Geld aus ihrer Schande zu schlagen, die Anwendung des empörendsten Mittels, der Erpressung, versucht und damit droht, unter dem Namen Putgiron das alte läuderliche Leben wieder aufzunehmen, thut der Marquis, was er vorher gesagt: er dreht der Ehrlosen zwar nicht den Hals um, aber er schießt sie nieder.

Dieser gewaltsame Schluß hat die Bühnenwirkung des Dramas natürlich stets beeinträchtigt; aber das Verdienstliche des Werkes wird dadurch in keiner Weise geschmälert. „Le mariage d'Olympe“ bleibt eine der interessantesten, bestausgeführten und tiefsten Sittenstudien, die auf der Bühne zur Schau gestellt worden sind, — in hohem Grade unerfreulich allerdings, aber darum nicht minder imponirend als dichterisches Werk. Die Moral des Stückes oder besser: die einseitige und willkürliche Vollstreckung des gewaltthätigen Urtheils dieser Moral, die Auflehnung des beleidigten Individuums gegen das allgemeine Gesetz, hat, wie dies natürlich ist, scharfe Widersacher, hat aber auch warme Vertheidiger gefunden. Und sonderbar, sogar im Schoße der

Akademie hat sich eine Stimme zu Gunsten dieses vermessenen Werkes erhoben.

Der Akademiker Lebrun, der Emile Augier bei dessen Aufnahme in die Akademie am 28. Januar 1858 zu begrüßen hatte, sprach sich über „Le mariage d'Olympe“ mit besonderer Wärme aus: „Wenn auch der Geschmack diesem kühnen Drama nur eine beschränkte und zweifelhafte Billigung ertheilen kann,“ sagt Lebrun, „so muß doch die Moral Ihnen Dank wissen, daß Sie zu ihren Ehren ein solches Wagniß begangen haben; und in dem Augenblicke, da die Akademie Sie zu den ihren zählt, habe ich Sie gerade darüber besonders zu loben. Seit einer Reihe von Jahren hat man auf unsrer Bühne Geschmack daran gefunden, gewisse Personen, die aus der anständigen Gesellschaft verbannt sind, zu rehabilitiren. Ich begreife diese Neigung ebenso wenig, wie ich sie theile. Es ist jetzt Mode, um die Theilnahme des Publicums beständig für Weiber zu werben, die gefallen und besudelt sind und durch die Leidenschaft gereinigt und wieder erhoben werden. Früher war die Leidenschaft gedemüthigt und zerknirscht, heute wird sie in ihren feilsten Ausschreitungen verherrlicht; sie schreitet jetzt mit erhobener Stirn daher, ist herausfordernd und insolent, und die Anständigkeit muß beschämt die Augen vor ihr niederschlagen. Jene Weiber werden auf das Piedestal gestellt, und unseren Frauen und Töchtern sagt man: Blickt auf, denn Jene sind besser als Ihr! Nun, Ihr Schauspiel hat die Wahrheit in ein helles Licht gerückt und laut erklärt, daß es Erniedrigungen der Seele gibt, für welche die Wiederaufrichtung eine Unmöglichkeit, und daß es Schmutzflecke gibt, deren Spuren unauslöschlich sind. . . . Die Wahrheit und, gestatten Sie mir den Ausdruck, die anstößige Grellheit (crudité) der von Ihnen gewählten Farben hat den Blick des Publicums bisweilen von Ihrem Gemälde abgeschreckt. Gewisse Dinge soll man wohl nur hinter einem durchsichtigen Schleier zeigen, und es gibt sittliche Mackheiten, die man ebenso gut verbergen soll wie die physischen. Das ausschweifende Souper hat empfindliche Gemüther unangenehm berühren dürfen, und vielleicht überschreitet die Komödie ihre Befugnisse, wenn sie ein Weib, und sei es auch eine Olympia, mit einem Pistolenschuß bessern will; aber die Tendenz dieses Werkes bleibt gut und ehrenhaft, und das Talent, das sich darin allenthalben ausspricht, ist oft energisch, pikant und eigenthümlich. Man mag dieses Stück von jedem beliebigen Gesichtspunkte aus betrachten, Eines ist sicher: es hat gegen die Scandalkomödien und gegen die Verherrlichung der Courtisane einen tödtlichen Streich geführt.“

Eine starke geistige Verwandtschaft mit diesem Stücke weist ungeachtet aller Abweichungen im Stoffe das in Gemeinschaft mit Fougier gearbeitete Drama „Les Lionnes pauvres“ auf. Auch dieses Stück beschwor trotz seines tief sittlichen Kerns einen wahrhaften Sturm der Entrüstung herauf, nachdem es schon vor der Aufführung mit der Censurbehörde in arge Conflictе gerathen war. Der Vorwurf dieses neuen Stückes ist nicht minder heftig, die Handlung nicht minder schonungslos als in „Le mariage d'Olympe.“ Vor

jenem hat das spätere Stück noch den Vorzug voraus, daß es durch den fester gefügten scenischen Bau wirkungsvoller auf der Bühne und im Ausgang weniger gewaltsam ist.

Auch hier ist die Heldin die verheirathete Courtisane, jedoch unterscheidet sie sich wesentlich von Olympia. Olympias Ausschweifungen liegen vor der Ehe. Sie bringt in das Haus, das sie als Herrin betritt, eine besudelte Vergangenheit — sie bringt die Schande schon hinein. Seraphine hingegen, „die arme Löwin,“ wird erst in der Ehe selbst lasterhaft, und jenes tolle Leben, das Olympia schon geführt hat, wenn der Vorhang zum ersten Male sich hebt, wird für Seraphinen erst beginnen, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen ist. Seraphine hat nicht, wie Olympia, eine unwiderstehliche Freude an der Ausschweifung; sie kann nicht wie jene ihre Liebhaber nach Duzenden zählen. Sie hat während des Stückes nur ein unerlaubtes Verhältniß; aber die Prophezeiung, die Valentin mit dem Stich in der Brust seiner unglücklichen Schwester entgegenschleudert, wird für Seraphinen unzweifelhaft eintreffen. Seraphine ist nicht minder verächtlich als Olympia. Sie bricht die eheliche Treue, sie bricht das Leben ihres braven Mannes, lediglich um ihrer Puffsucht, ihrer blöden Freude am Luxus zu genügen. Da das Budget ihres Mannes, eines rechtschaffenen kleinen Beamten, ihr nicht gestattet, die kostspieligen Vergnügungen des Pariser Lebens und den erforderlichen Aufwand in der Toilette zu bestreiten, so verkauft sie sich, ohne den Mann, der den schmähhlichen Handel eingeht, auch nur im Entferntesten zu lieben. Durch eine Modistin erfährt der Gatte die Wahrheit, die ihn vernichtet. Er trennt sich von dem ehrlosen Weibe, verläßt die Wohnung und geht in der Einsamkeit zu Grunde, während die Schuldige von einer Balcon-Loge aus bei der ersten Vorstellung eines neuen Stückes ihr schönstes Kleid zum Besten gibt.

Dieser realistische Abschluß, der mit der conventionellen Abrechnung am Ende im Widerspruch steht, war es vornehmlich, der die Bedenken der kurz-sichtigen Censurbehörde und auch die der Kritik hervorrief. Hier wurden weder die Geigen zum Hochzeitsreigen gestimmt, um die Tugend zu belohnen, noch wurde die in flagranti festgestellte Schuld auf der Stelle genügend abgestraft; im Gegentheil, der Schuldlose fiel als Opfer, und die Schuldige triumphirte für den Augenblick. Die Censur war so geschmacklos, dem Dichter vorzuschreiben, er solle Seraphinen dadurch bestrafen, daß er sie zwischen dem dritten und vierten Acte an den Blattern erkranken und durch Pockenarben entstellen lasse. Augier machte sich darüber natürlich lustig und sagte, er hätte dann sein Stück vielleicht „Ueber den Nutzen der Kuhpocken-Impfung“ nennen können. Er setzte es durch, daß das Stück, so wie er es geschrieben hatte, zur Aufführung kam. Jeder Tiefersiehende mußte in der That erkennen, daß der Triumph des Lasters und das Unterliegen der Tugend in diesem Stücke nur scheinbare waren, daß Seraphine, auch wenn sie ein- weilen noch strahlte und lächelte, dem Schimpf und Jammer unrettbar preisgegeben war, daß der Henker vor der Thür stand und zur rechten Stunde

das Opfer fällen sollte. Im Stücke selbst war ein deutlicher Hinweis auf diese elende Zukunft gegeben. Da wurde deutlich gesagt, was Seraphine erwartete — zunächst das wüste Leben, die Betäubung des Gewissens durch lärmende Ausschweifungen; und dann, nachdem dieser kurze Rausch vorüber, das frühe Alter, die Demüthigung, die Schande, die Noth, das Hospital. Die wirkliche Moralität des Stückes ist nicht in der Beantwortung der Frage zu suchen, ob Seraphine zum Schluß bestraft wird oder straffrei ausgeht, sondern in der Wirkung, die die handelnden Personen hervorrufen. Und diese ist: aufrichtige, warme Sympathie für den unglücklichen Gatten, Abscheu und Ekel vor Seraphinen.

Erwähnt mag noch werden, daß das Stück, nachdem es an der Klippe des ersten Abends vorbeigefegelt war, einen geräuschvollen, nachhaltigen und dauernden Erfolg gehabt hat.

VIII.

Noch inniger als die eben besprochenen beiden Schauspiele sind die beiden folgenden: „Les Effrontés“ und „Le fils de Giboyer“ miteinander verknüpft. In den Letzteren sind zum Theil sogar die handelnden Personen dieselben; und zwischen „Le fils de Giboyer“ und „Les Effrontés“ besteht ein ähnliches Verhältniß wie zwischen „Sigaros Hochzeit“ und dem „Barbier von Sevilla.“

„Les Effrontés“ gehört recht eigentlich zu denjenigen Stücken, für welche wir im Deutschen die Bezeichnung „Charakterlustspiel“ haben. In der Ansammlung scharf beobachteter und trefflich gezeichneter Typen der modernen Gesellschaft beruht hier der Hauptreiz. Das Interesse an der Handlung tritt hinter dem Interesse an den handelnden Personen zurück.

Die Zeit, in welcher das Stück geschrieben und zum ersten Male aufgeführt wurde, darf nicht übersehen werden. Es war im Januar 1861. Das Kaiserreich, das aus zwei Feldzügen siegreich hervorgegangen war, stand auf der Höhe seiner Macht. Bei den Debatten über das Budget verwiesen die Minister den Angriffen der fünf Männer starken Opposition gegenüber unter dem Beifall der kolossalen regierungsfreundlichen Majorität — Aller gegen fünf! — mit Stolz auf die ziffermäßigen Beläge, die die Thatsache zu bekräftigen schienen, daß der Handel sich niemals einer größeren Prosperität zu erfreuen gehabt habe, und daß das Volk ein materielles Wohlbehagen genieße wie nie zuvor. Die Unternehmungslust entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit, die Börse frohlockte; waghalsige Speculationen, deren eine der andern in wilder Hezjagd nachsetzte, bildeten das Tagesgespräch und erregten staunende Bewunderung. Mit unnatürlicher Geschwindigkeit wurden große Vermögen angesammelt; und die ganze Bevölkerung, die von einer Art epidemischem Geldfiebers erfaßt zu sein schien, von der Umgebung des Kaisers bis zum Concierge herab, betheiligte sich an den Spielen der Börse. Daß

neben den soliden Geschäften sich da der Schwindel in erschrecklicher Weise entwickelte, und das Unkraut über das Getreide hinaus schoß, mochte sich Niemand eingestehen; denn eine solche Wahrnehmung hätte die gute Laune verdorben. Der Reichthum schien, auch wenn er selbst nicht fleckenlos war, eine reinigende Gewalt zu besitzen, und Leute von mehr als zweifelhafter Vergangenheit durften inmitten der besten Gesellschaft die Stirn erheben, gewannen Ansehen und Einfluß auf die entscheidenden Kreise, schlossen Verbindungen mit den ersten Familien des Landes, wenn sie nur die Millionen, die sie den leicht bethörten Actionären abgenommen hatten, richtig zu verwerthen verstanden. Jener Herr Mirès, dessen Geschäftspraxis durch einen berühmt gewordenen Proceß enthüllt werden sollte, war damals der Löwe des Tages, der bei den Ministern speiste und die Botschafter bei sich empfing. Er hatte seine Tochter mit einem Prinzen von Polignac vermählt, er hatte eines der einflußreichsten Pariser Organe käuflich erworben und war auf diese Weise ein Mann geworden, mit dem die Regierung rechnen mußte.

Mugier wartete nicht bis zu dem Augenblick, da diese Götzen von ihrem Piedestal gestürzt werden würden, um sie anzugreifen. Noch in jenen Tagen, in denen die Namen der reichen Schwindler mit einem eigenthümlichen Respect ausgesprochen wurden, brachte der Dichter in „Les Effrontés“ das getreue Ebenbild eines solchen Geschäftsnamens, Herrn Bernouillet, auf die Bühne.

Bernouillet hat unter der Anklage des betrügerischen Bankerotts vor den Richtern gestanden, aber er ist aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Wenn auch diese unter sehr belastenden Motiven erfolgte Freisprechung der moralischen Vernichtung so nahe wie nur möglich kommt, — gleichviel! Er hat seine Freiheit, er hat sein erschwundenes Vermögen behalten; und er weiß, daß die Gesellschaft, die ihm jetzt verächtlich den Rücken dreht, sich schon zu einer milderen Beurtheilung seines Handelns wird bequemen müssen, wenn er ihr nur erst die Krallen zeigen kann. Er kauft also, gerade wie Mirès, eine sehr verbreitete Zeitung, in der er für private Kränkungen öffentliche Rache nehmen und seine individuellen Gefühle verallgemeinern kann. Jetzt wird er gefürchtet! Und jetzt öffnen sich ihm die Thüren, die bis dahin sorgfältig vor ihm geschlossen geblieben waren. Jetzt wird seine Geschicklichkeit, seine Gewandtheit, sein Fleiß, sein Tact bewundert; jetzt ist er der Mann des Tages.

Bernouillet hat einen Mann gefunden, der ihn bei seinen ehrgeizigen Bestrebungen auf das Kräftigste unterstützt. Dieser Mann ist der Journalist Giboyer, ein höchst begabter und von Hause aus durchaus nicht schlechter Mensch, aber vollkommen gewissenlos, heruntergekommen, verlottert, moralisch und physisch gleichermaßen verlumpt. Giboyer ist Socialdemokrat; und da sich sein Staatsideal nicht verwirklicht, sucht er seinem Haß gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung dadurch Ausdruck zu geben, daß er bewußtvoll einem verworfenen Schwindler dient und, unbekümmert um seine eigene Ueberzeugung, „mit eherner Stirn“ (effronté) so schreibt, wie dieser es wünscht, heute für,

morgen gegen die Regierung. Dieser Giboyer ist der „Efronté“ der Presse, wie Bernouillet der „Efronté“ des Geschäfts ist.

Ein dritter außerordentlich gelungener Typus ist der alte Marquis d'Alberive, der sich mit Giboyer in dem Hasse gegen die bestehende Gesellschaft vereinigt. Der Marquis ist durch und durch Legitimist, der die Berechtigung des tiers-état ebensowenig anerkennt wie der Socialist, und der eine Art diabolischer Freude daran hat, wie dieser Giboyer die Bourgeois aufeinanderhebt und peinigt. Der Marquis fühlt sich so erhaben und betrachtet von seinem überlegenen Standpunkt aus das ganze Gefindel mit einer so vollkommenen gleichmäßigen Geringschätzung, daß er für seine Person zwischen Ehrlichkeit und Schurkerei der Bourgeois kaum einen Unterschied macht, und es deshalb auch nicht unter seiner Würde hält, dem Schwindler Bernouillet die Hand zu drücken und sich mit Giboyer in eine Debatte einzulassen.

Die Richtigkeit und Portraitähnlichkeit aller dieser Bilder, nach deren Originalen das Parquet nicht lange zu suchen hatte, rief in der Gesellschaft und in der Presse eine ungeheure Erregung hervor, und ehe sich diese noch gelegt hatte, gab Augier die Fortsetzung, — „Le fils de Giboyer“, die an Wahrscheinlichkeit dem älteren Stücke in nichts nachstand, in der gelungenen Ausführung, in dem Interesse der Handlung jenes sogar noch überbot. „Le fils de Giboyer“ ist eines der Meisterwerke Emile Augiers.

Giboyer ist gealtert, sein Sohn ist herangewachsen. Er hat diesem eine glänzende wissenschaftliche Ausbildung geben lassen und ihn in den Lehren der Sittlichkeit erzogen. Wie in Lucrezia Borgia die Mutterliebe neben den fürchterlichsten Lastern Raum findet, so hat sich inmitten der sittlichen Verworfenheit Giboyers die Vaterliebe frei entfaltet — „eine Lilie auf dem Mistbeete.“ Giboyer versteht wiederum sein erbärmliches Geschäft als Söldling der Feder, um das Erträgniß dem Wohlergehen seines nichtsahnenden Sohnes zu opfern. Der ehrlose Zeitungsschreiber ist ein ehrenhafter Vater.

Durch den Culturkampf hat dieses Stück in neuerer Zeit für Deutschland erst die rechte Actualität und eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Das Stück, welches zunächst den Titel „Die Clericalen“ und dann den Titel „die Heuchler“ führen sollte, ist eine erbarmungslose Satire gegen die Ultramontanen und die Legitimisten. Geistreicher und böshafter zugleich sind diese Gegner der modernen Gesellschaft von der Bühne herab wohl niemals angegriffen worden. Der Stil ist knapp, epigrammatisch zugespitzt, die Harnlosigkeit ist völlig ausgeschlossen. Augier peitscht seine Gegner mit Ruthen, wenn er sie nicht mit Keulen schlägt.

Giboyer, der in den zwanzig Jahren, die seit dem Glanze Bernouillet's verstrichen sind, alle möglichen Geschäfte betrieben, sogar an der Spitze eines Ammenvermuthungsbureaus gestanden und schließlich die doppelte Stellung eines Ordners bei Leichenbegängnissen und des Billet-Controleurs bei einem kleinen Theater bekleidet hat, wird nun von dem alten Marquis d'Alberive wieder an die Spitze einer Zeitung berufen. Der hochbegabte Deodat, der

frühere Chefredacteur des clericalen Organs, ein Theristes zu Ehren des heiligen Vater, ein giftiger Pamphletist, der, wie Augier sagt, „das dies irae auf der Jahrmachtsflöte bläst“, ist gestorben. An der Charakterisirung dieses clericalen Stimmführers erkannte Jedermann auf den ersten Blick Louis Beauillot, und dieser selbst mußte das Portrait als ein so verzweifelt ähnliches anerkennen, daß er sich durch wüste Schmähungen gegen Augier zu rächen suchte.

Die Clericalen, deren Sache Giboyer nun zu vertreten hat, sind in dem Augier'schen Lustspiel in sehr interessanten Exemplaren vertreten. Außer dem alten Marquis, dem Clericalen von Geburt und Erziehung, für den die strenge Rechtgläubigkeit untrennbar von der reactionären Politik ist, finden wir zunächst die Baronin Pfeffers, die anmuthige Salondame und politische Intrigantin in einer Person. Sie steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, führt ihren Beichtvater in der Equipage mit sich und verfolgt ihre Privatvorthelle, die sie durch die Verbindung mit der Partei des Adels und des Glaubens am sichersten und mühelosesten durchzusetzen hofft. Ihr Adel ist etwas zweifelhaft; sie hofft, denselben besser stützen zu können, indem sie sich mit einem jungen Grafen, der einer der guten Familien des Landes angehört, verbindet. Dieser junge Graf ist ebenfalls ein Clericaler. Er ist in der strengsten Bigotterie und unter dem verdummenden Einflusse seines geistlichen Lehrers aufgewachsen. Er ist halb Idiot, halb Tartuffe. Endlich ist noch der clericale Bourgeois, der Abgeordnete Marechal, in dieser Galerie vertreten, ein ehrgeiziger, ungebildeter Mensch, der durch die Clericalen einen Sitz im Parlamente erhalten hat und aus diesem Grunde mit ihnen gemeinsame Sache macht; von der Partei in seiner Eitelkeit gekränkt, geht er flugs in das entgegengesetzte Lager über.

In diese politische Satire hat der Dichter das psychologisch sehr interessante Verhältniß zwischen Vater und Sohn Giboyer und eine anmuthige Liebesgeschichte verflochten.

Laube urtheilt über das Stück, das er als „bahnbrechend für die ganze Gattung“ bezeichnet, mit treffenden Worten so: „Es schildert die französische moderne Gesellschaft in ihren freien Kämpfen zwischen absterbendem Adel, eitlen Bürgerthume, begabtem, aber gewissenlosem Literatenthume, gemeiner Speculation und reiner Jugend und bringt diese Schilderung nirgends abstract, sondern durchweg in scenischer Fülle und unter aufsteigendem dramatischem Interesse, gewürzt durch einen geistprühenden Dialog. Kurz, es ist eines der besten Stücke neuester Zeit.“

Mit den hier analysirten Stücken hat auch das folgende „Maitre Guérin“, (29. October 1864) — ein verschlagener und gewinnsüchtiger Advokat, der einen ehrlichen unpraktischen Erfinder in gewissenlosester Weise auszubeuten sucht, — eine gewisse Gemeinschaft. Nur ist die Handlung verworrener und weniger interessant, die Charakteristik weniger treffend; und das Stück kann, obwohl es in vielen Einzelheiten das echte Gepräge des Augier'schen Geistes trägt, den gelungenen Schöpfungen des Dichters nicht ebenbürtig beigezellt werden.

Für die Eigenart und das große Talent Augiers bezeichnend bleiben vor allem die vier großen dramatischen Dichtungen aus dem modernen gesellschaftlichen Leben, mit denen wir uns eingehender beschäftigt haben: „Die Heirath der Olympia“; „Die arme Löwin“; „Die Schamlosen“ und „Giboyers Sohn.“

IX.

Ein Zeitraum von sechzehn langen Jahren sollte vergehen, bis Augier nach „Le fils de Giboyer“ mit „Les Fourchambault“ einen ebenso allgemeinen und andauernden Erfolg wieder fand. Damit ist nicht gesagt, daß der Dichter in dieser langen Zeit nur Niederlagen zu verzeichnen oder gar die Flinte in das Korn geworfen hätte: von den sieben Stücken, die er in dieser Zeit schrieb, riefen von den, den besprochenen an literarischen Ansprüchen gleichstehenden, sogar die Mehrzahl eine starke Erregung in der Pariser Gesellschaft hervor, wirbelten viel Staub auf, führten zu den heftigsten Discussionen in der Presse und erbrachten den Beweis, daß das Talent des Dichters seine ursprüngliche Frische und Kraft durchaus nicht eingebüßt habe, daß er aber allerdings in der Wahl sehr heikler und wenig sympathischer Stoffe dem Verlangen des Publicums nach leichtfertiger, bequemer und angenehmer Zerstreuung und harmloser Vergnüglichkeit durchaus nicht entsprechen wollte. Abgesehen von dem freundlichen Einacter „Le Postscriptum“ (1. Mai 1869), und dem muthwilligen Abstecher auf das Gebiet der burlesken Posse. „Le prix Martin“ (17. Februar 1876), den er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Labiche, dem lustigsten Possendichter Frankreichs, unternommen hatte, waren nur zwei seiner Dramen, welche dieselben literarischen Ansprüche erheben wie die andern, nämlich: „Lions et Renards“ (6. December 1869) und „Jean de Thommeray“ (29. December 1873), Mitarbeiter Julius Sandeau, ohne nachhaltigen Eindruck vorübergegangen.

Die drei anderen großen Dramen des Zeitraums waren, gerade wie die früheren Erfolge Augiers, immer die sogenannten „Ereignisse der Saison“, aber nicht immer gerade freudige Ereignisse. Durch die Dramen „La contagion“ (17. März 1866), „Paul Forestier“ (25. Januar 1868), „Madame Caverlet“ (1. Februar 1876), brachte sich Augier immer mehr um den Ruf eines gefälligen und ansprechenden Dichters, ohne indessen den Respect, den der Ernst seiner sittlichen Auffassung und die unleugbare Tüchtigkeit seines Talentes fordern durften, im mindesten einzubüßen. Aber er sagte den Leuten gar zu viel verletzende Wahrheit. Man fühlte sich nicht recht behaglich in seiner Gesellschaft. Er brauchte indessen nur wie in den „Fourchambault“ ein Sujet zu wählen, das in der Ausführung ein milderer Colorit gestattete und weniger ungemüthlich wirkte, um im Fluge die allgemeine Sympathie wieder zu gewinnen.

Unter den Stücken, die mehr die Furcht vor der unerbittlichen Strenge

des dichterischen Richters als die Sympathie für den Verfasser erweckten, ist „La contagion“ wohl das interessanteste. Der Titel ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, er ist zu vielsagend. Der Proceß der „Ansteckung“, der die guten Sitten durch das Laster ausgesetzt sind, ist nur ein Motiv der Handlung, und noch dazu ein vorübergehendes. Die Ansteckung hat keine tödtliche Folgen. Der eigentliche Held des Stückes wird durch die unsittliche Epidemie nur auf kurze Zeit belästigt; und die Ansteckung verursacht ihm lediglich eine starke Indisposition, aber keine gefahrvolle Krankheit. Treffender wäre der erste Titel gewesen, den Augier zunächst bestimmt hatte: „Der Baron d'Estrigaud.“ Das ist der andere Held des Stückes, derjenige, der den Krankheitsstoff in der Gesellschaft weiter trägt und einen jeden, der mit ihm in Berührung kommt, mit dem Gifte des Lasters mehr oder minder inficirt. Dieser Baron ist dem Dichter besonders übel genommen worden.

Estrigaud ist ein Schurke mit vollendeten gesellschaftlichen Manieren und aus guter Familie. Er schwindelt mit Hülfe der elendesten Jobber an der Börse, er verkehrt mit den berühmtesten Weibern; und die Möglichkeit, daß er eine dieser Personen, die ein Vermögen zusammengerafft hat, eines Tages heirathen werde, um sich nicht die Entbehrungen, die aus seinem finanziellen Ruin erwachsen müßten, aufzuerlegen, ist aus seinen Berechnungen keineswegs ausgeschlossen. Nebenbei versucht er es auch, Frauen von anständiger Gesinnung zu compromittiren und dadurch seinen Gelüsten gefügiger zu machen. Um sich Vortheile zu verschaffen, bemüht er sich planvoll die sittliche Thatkraft eines unerfahrenen Menschens zu brechen — mit einem Worte: er ist ein ganz gewissenloser Bursche, der, an ein Dasein in Luxus und Freuden gewöhnt, jeder Schandthat fähig ist, um seiner Genußsucht zu fröhnen.

Die Freundin dieses Barons, mit deren Hülfe er seine kleinen und großen Schändlichkeiten ausführt, ist eine Dame von unzweifelhaft schlechtem Rufe, ein Fräulein Navarette, eine geistvolle, verschlagene Intrigantin und vollkommen unmoralische Person, die sich einstweilen als Werkzeug des Barons gebrauchen läßt, in der festen und nicht unbegründeten Voraussetzung, daß sie eines Tages die Oberhand gewinnen und ihrem Ehrgeiz werde genügen können: ihrem zweifelhaften Rufe durch den unzweifelhaften Titel einer Baronin d'Estrigaud wieder aufzuhelfen. Der Dritte im Bunde ist der Börsejobber Cantenac.

Diesem mit dem Gifte der Unsittlichkeit behafteten Trifolium stehen die Familien Tenancier und Lagarde gegenüber. Tenancier ist ein einfacher Mann vom alten Schlage. Seine beiden Kinder sind von der unsittlichen Ansteckung nicht verschont geblieben. Der Sohn, Lucien, führt das sinnlose Leben der reichen Pariser Wüßlinge, und die Tochter Annette, die Wittve des Marquis Galeotti, gehört zu jenen „neugierigen“ Damen, die ein besonderes Wohlgefallen daran haben, auszuforschen, wie es in den Regionen der Demimonde zugeht. Sie ist eine Repräsentantin jener in der Pariser Gesellschaft sehr bekannten Kategorie von Damen der guten Gesellschaft, die den Ton, die Sprache, die

Manieren der Cocotten zu salonsfähigen zu machen eifrig bestrebt sind. Sie berührt in ihren Gesprächen Themata der heikelsten Art und gebraucht Wendungen von einer haarsträubenden Ungelehrtheit. Sie macht alle Extravaganzen der Mode mit, producirt sich im Skatingrink, raucht im Salon und setzt sich so, daß ihr elegantes Schuhwerk zunächst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Ja, sie findet sogar einen Vorwand, um mit einer jener Damen, die sie zu copiren sucht und leider auch mit großem Geschick copirt, mit Navarette, persönlich zusammenzutreffen, um aus der Quelle selbst schöpfen zu können. Die Marquise spielt natürlich in den Salons Komödie; um sich angeblich die Rolle einstudiren zu lassen, bescheidet sie Navarette zu sich. Die Scene ist äußerst pikant; die Marquise führt sich ganz so auf, als ob sie die sociale Stellung Navarettes inne hätte, während Navarette durch ihre anständige Zurückhaltung und Discretion hier die wirklich vornehme und gebildete Dame ist.

Der Ansteckungsproceß soll vornehmlich an André Lagarde demonstirt werden. André ist, wie die meisten Helden der französischen Lustspiele, ein tüchtiger Ingenieur, der eine großartige, industrielle Unternehmung, einen Canal in Südspanien, durch welchen die Handelsinteressen Englands (Gibraltar) gefährdet werden, ausgearbeitet hat. Nachdem er die Concession zur Ausführung erhalten hat, sucht er in Paris sich die nöthigen Capitalien zu verschaffen. Er verspricht sich von der Arbeit Ruhm und ein hinreichendes Vermögen, um seine Schwester, ein einfaches, liebenswürdiges Kind, mit einer bedeutenden Mitgift ausstatten zu können. André geräth dadurch in die Hände des Barons, der durch seine verwegenen Börsenspeculationen mit großen Capitalisten in unausgesetztem Verkehre steht. Und dem Baron gelingt es in der That, die Börse für die Sache zu interessiren. André sieht eine glänzende Zukunft vor sich. Da intervenirt ein englischer Agent, der drei Millionen bietet, wenn die Arbeit nicht ausgeführt wird. Und d'Estrigaud hat nun also die Aufgabe, die Sache, die er zunächst fördern wollte, zu hintertreiben. Er hofft André in der Schule des Lasters gefügig zu machen. Er bringt ihn in die schlechteste Gesellschaft, in der man sich bekanntlich oft recht gut amüsirt, in der der junge naive Provinziale ganz geblendet wird und geradezu die Besinnung verliert.

Estrigaud steht in der That auf dem Punkte, den unternommenen Kampf gegen die Sittlichkeit Andrés siegreich durchzuführen, die Stimme des Gewissens in dem berauschten jungen Mann zu ersticken, seinen Ehrgeiz zu brechen, ihn zum Verräther an sich selbst zu machen, ihn zu kaufen, — als André durch einen Zwischenfall, dessen nähere Bezeichnung eine ausführliche Auseinandersetzung erheischen würde, aufgerüttelt wird, den Abgrund, an dessen Rand er durch die Genußsucht gelockt war, deutlich vor Augen sieht, stehen bleibt, umkehrt und den Weg zur Tugend wiederfindet. Mit den Worten: „Ihr glaubtet schon, daß meine Ehre von der Verderbniß angefressen sei, aber die Stiche eures Giftes heilt man wie alle andern, indem man sie mit glühendem Eisen aus-

brennt! Lebt wohl! Werft nur Alles weg, was man achtet, Gewissen, Pflichten, Familie, und macht Spreu daraus! Immerhin! Der Tag wird kommen, da die beschimpften und verhöhten Wahrheiten durch Donnerschläge sich vernehmbar machen werden! Lebt wohl! Ich gehöre nicht zu Euresgleichen!“ — mit diesen Worten, die er dem verdugten Gefindel in's Gesicht schleudert, verläßt er die Gesellschaft, um nicht wieder zu ihr zurückzukehren. Er hat das Uebel erkannt, und schon damit ist der Heilungsproceß eingeleitet. Die gefährlichen Folgen der „contagion“ sind beseitigt. Dies ist die Hauptscene des Stückes, und sie ist in der That vortrefflich. Nach all dem leichtfertigen Getändel der Frivolität und des Lasters wirkt dies Pathos der sittlichen Entrüstung reinigend wie ein Gewitter. Man fühlt sich wie aus der von Poudre de riz und Patchouli geschwängerten dunstigen Atmosphäre wieder in frische und reine Luft versetzt.

Auch „Paul Forestier“ gehört zu denjenigen Augier'schen Stücken, welche die Leidenschaften des Auditoriums entfesselten und heftig angegriffen wurden. Die Widersacher, die aller Orten verkündeten, daß durch die Gewaltthätigkeiten des schonungslosen Dichters die Keuschheit des „Hauses Molières“ entweiht sei, wurden wider ihren Willen die eifrigsten Agitatoren für den Erfolg des Stückes. Es genügte, daß in allen Blättern zu lesen war, wie Augier hier bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten gehe, ja, wie er diese Grenzen, soweit sie durch das Herkömmliche gezogen waren, eigentlich schon überschritten habe, um für hunderte und mehr Abende das Théâtre Français zu füllen.

Das Motiv, dem Augier hier eine ihm ganz eigenthümliche dramatische Form gegeben hat, ist in der modernen französischen Literatur sehr häufig, namentlich von den Romandichtern, behandelt worden. Es ist der Conflict zwischen der legitimen Gattin und der Geliebten, der vorübergehende Sieg, den die letztere davonträgt — der Gatte schickt sich an, sein Haus, seine Familie zu verlassen, um der Geliebten zu folgen — und endlich der moralische Ausgang, den das Gesetz des Theaters in Gemeinschaft mit dem Gesetze in der Wirklichkeit bedingt: die Rückkehr des treulosen Gatten zu seinem Weibe.

Stücke dieser Art haben alle einen schwachen Punct: und das ist die Lösung, die nothwendig ist, aber niemals recht glaubhaft wird. Die Verirrung ist immer viel beredter und in viel überzeugenderer Weise geschildert als die Befehrung und der Bußgang. Wenn der Vorhang zum letzten Male über die wieder vereinigten Gatten gefallen ist, so hat man das Gefühl, daß hier doch nur ein vorläufiger Abschluß gefunden ist, das uns aber in den Charakteren und Verhältnissen nichts die Gewähr bietet, wie die Katastrophe in dem nächsten Acte, der etwa noch folgen könnte, nicht auf's Neue ausbrechen werde.

Paul Forestier, ein junger Bildhauer, hat zu einer verheiratheten Frau, Lea de Clerz, in strafbaren Beziehungen gestanden. Sein Vater hat ihn aus den Armen dieser schönen und leichtsinnigen Frau gerissen und ihn in

aller Eile mit seinem Mündel, einem reizenden jungen Mädchen, das zufälligerweise eine Verwandte von Lea ist, verheirathet. Paul hat in den lustigen Flitterwochen seine unschuldige gute Frau wirklich lieb gewonnen. Da tritt Lea, die inzwischen ihren Mann verloren hat, wieder in sein Leben ein. Der Dichter hat sich nicht mit der banalen Erfindung begnügt, daß die frei gewordene Lea ihre Rechte auf den inzwischen seiner Freiheit verlustig gewordenen Paul geltend zu machen versucht. Lea hat — und das ist die Verwegenheit, die Augier so verübelt worden ist — am Hochzeitstage ihres früheren Geliebten in einem Augenblicke besinnungsloser Raserei, in einem hysterischen Delirium, um eine Art von teuflischer Rache an sich, an Paul, an ihrer früheren Liebe zu ihm auszuüben, dem ersten Besten sich hingeeben, — einem einfältigen Tropf, dem sie noch 24 Stunden vorher die Thür gewiesen hatte, und dem sie am folgenden Tage die Thür wieder für immer verschließt. Paul wird von dem Helden des Abenteuers selbst von dessen unbezweifelbarem Glück unterrichtet. Er sucht Lea auf, beschimpft sie; aber die unbezwingliche Liebe räumt alle Bedenken hinweg. Er will Lea gewaltsam in seine Arme schließen, und sie sieht sich genöthigt, ihm durch den Diener die Thür weisen zu lassen. Sie will das Glück ihrer reinen Freundin und Verwandten nicht stören und flieht. Paul will ihr nachreisen und trotz den Bitten und Drohungen seines Vaters. Seine Frau, die von dem Geschehenen Kenntniß erhält, sieht keinen andern Weg zur Rettung als den des Selbstmordes. Gerade wie Jacques bei George Sand will auch Camilla sich tödten, um dem Glück ihres geliebten Mannes nicht im Wege zu stehen und dessen Vereinigung mit dem Weibe, das er liebt, zu ermöglichen. Als Paul dies erfährt, kommt die Neue über ihn, und vor diesem starken Beweise selbstloser Liebe streckt seine unlautere Leidenschaft die Waffen.

„Paul Forestier“ ist in schönen, klangvollen Versen geschrieben, bei denen man vielleicht ab und zu die Rundung und Glätte vermißt, die aber geharnischt sind und dem kühnen Gedanken ein eigenthümlich glänzendes und festes Gewand geben.

Wie sich Emile Augier in einer Einzelheit in „Paul Forestier“ mit George Sand begegnet ist, so trifft er in „Madame Caverlet“ in dem Hauptmotive mit dem Lieblingsstoffe der großen Schriftstellerin zusammen. „Madame Caverlet“ behandelt die Frage der Ehescheidung, die in Frankreich bekanntlich eine gesetzliche Lösung noch nicht gefunden hat. Die Heldin, Henriette, ist mit einem verkommenen Individuum verheirathet gewesen, einen gewissen Merson, von dem sie sich freiwillig getrennt hat. Sie ist später mit einem durchaus sympathischen und anständigen Manne, Herrn Caverlet, in ein Verhältniß eingetreten, dem zur glücklichen Ehe nichts als die legale Form fehlt. Caverlet gilt überall als der legitime Gatte Henriettens, und deren Kinder, Henri und Janny, halten ihn für ihren Vater. Erst bei der bevorstehenden Vermählung Jannys mit einem jungen Menschen aus höchst achtbarer und in Ehrensachen etwas ängstlicher Familie, muß sich die

Ungefehmäßigkeit des Verhältnisses herausstellen. Der Stoff ist wie wenige fruchtbar für ergreifende dramatische Scenen, und Augiers starkes Talent hat aus demselben erschütternde Wirkungen gewonnen. Die Lösung freilich ist auch diesmal etwas künstlich und nicht recht befriedigend. Der wiederauftauchende Gatte wird durch eine starke Abfindungssumme dazu bewogen, sich in der Schweiz naturalisiren zu lassen und zu der dort zulässigen Ehescheidung seine Zustimmung zu geben. Darauf heirathet Henriette — und diesmal in aller Form — den braven Caberlet, und nun steht auch der Verbindung ihrer Tochter mit deren Bräutigam nichts mehr im Wege.

Die hier zuletzt besprochenen Stücke waren freilich glänzende Zeugnisse für das ungebeugte und unverminderte Talent ihres Verfassers; sie zeigten eine ungebrochene Kraft, aber eine Kraft, die sich an Dingen übte, welche unbehaglich wirkten. Sie vermehrten und bestärkten vielleicht sogar den Ruf des Dichters, aber trotz der allzu lärmenden Erfolge, die dieselben fanden, erschütterten sie die Sympathien. Den „Fouchambault“, dem letzten Stücke, das der Dichter geschrieben hat, war es vorbehalten, die alten Freundschaften wieder zu gewinnen.

Ueber dieses allbekannte Stück werden wenige Worte genügen. Hier steht der natürliche Sohn dem legitimen Sprossen gegenüber; und dem ersteren ist es vorbehalten, den Erben des Namens, der ihm von rechtswegen gebührt, durch seine Großmuth zu demüthigen, seinen Vater, der seine Mutter entehrt hat, von der Schande und dem Ruin zu erretten. Außer dem natürlichen Sohne ist es vor allem diese Mutter, das unglückliche Opfer der Verführung, Madame Bernard, die den Fehltritt ihrer Jugend durch lange Reue gesühnt hat, welche in diesem Schauspiel eine tiefe und ergreifende Wirkung ausübt. Augier hat diesmal die schroffen Contraste nach Möglichkeit gemildert und die grellen Farben fast ganz vermieden. Auch in den dramatisch bewegtesten Scenen herrscht ein mildes und gedämpftes Licht, und gewöhnlich spielt die heitere Beleuchtung des hellen Lustspiels hinein; nur in der großen Schlussscene wendet der Dichter die stärksten Accente wieder an, und da wirken sie denn auch vollkommen. Das Stück offenbart die edle und humane Gesinnung des Dichters, an der nur Kurzsichtige durch seine unerbittlichen Angriffe auf das Laster und die gesellschaftliche Duldung des Lasters hatten irre werden können, in glänzendster Weise.

*

*

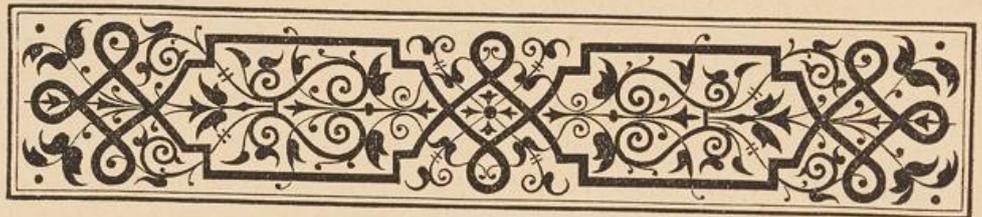
*

Somit hätte der Versuch, ein Bild von der dichterischen Production Augiers zu geben, sein Ende erreicht. Ueberall hat sich der Dichter uns dargestellt als ein Mann von strengster Sittlichkeit, von unversöhnlichem Hass gegen das Gemeine, von glühender Liebe für das Echte und Wahre, von einer Unersehrockenheit in der Verfechtung Dessen, was er als wahr erkannt hat, die an Tollkühnheit streift — ein Dichter von starker Muskulatur, der so herzhast zugreift, daß die Opfer, die er packt, immer die deutlichen

Spuren des festen Griffes bewahren. Augier ist nicht immer bequem; man hat von ihm gesagt, er zeige die Zähne nicht, um zu lachen, sondern um zu beißen; aber er ist immer respectabel. Sein ganzes Schaffen zeigt uns den ganzen Mann. Keiner unter den französischen Dramatikern der Gegenwart hat vor seinem Berufe einen größeren Respect und erfüllt seine Aufgabe mit tieferem sittlichen Ernste als er. Sein schriftstellerisches Talent ist dabei von einer merkwürdigen Vielseitigkeit. Er trifft den harmlosen, gemüthlichen Ton der kleinen Familie eben so wohl, wie die pathetischen Töne der wilden Leidenschaft. Er gebietet über den anmuthigen Witz und über die schärfsten Accente des Sarkasmus und der Satire. Die Sprache behandelt er in Prosa wie in Versen meisterhaft, und der Ausdruck hat bei ihm jene gedrungene Knappheit, jene echt französische Schneidigkeit, die man als *verve gauloise* zu bezeichnen pflegt.

Augier erfreut sich bis zur Stunde der vollsten geistigen und körperlichen Rüstigkeit. Wir dürfen daher hoffen, ihm noch recht oft auf der Bühne zu begegnen, und wir können schon im Voraus sicher sein, daß wir immer wieder auf's Neue durch ihn angeregt und gefesselt, und selbst wenn wir nicht mit ihm übereinstimmen, zu ihm hingezogen werden. Denn Augiers dichterische Wirksamkeit gebietet Achtung und Sympathie. Auf den Dichter selbst lassen sich die Worte anwenden, mit denen er einen seiner Helden charakterisirt: „Un coeur simple et tendre, un esprit droit et sûr, une loyauté royale.“





Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb *).

Von

F. Heuleaux.

— Berlin. —

Stärker als jemals zuvor macht sich in unserer Zeit der Einfluß der Maschine auf das Leben der Culturvölker fühlbar. Nicht bloß bringt das Transportwesen uns fortwährend mit der Maschine in Berührung, sondern auch fast alles und jedes, was wir täglich gebrauchen, womit wir uns kleiden, was uns in Haus, Küche, was auf dem Felde, was im Felde dient, rührt größtentheils von der Maschine her oder ist gar selbst Maschine. In den Gewerbebetrieben hat sie einen Raum erobert, dessen Größe ihr für die Zukunft die volle Herrschaft zu sichern scheint, und unaufhaltsam dringt sie weiter vor, in die Schneider- in die Schusterwerkstatt, ja bis zum Holzhacker auf der Straße, den wir z. B. in Zürich mit seinem an die Wasserleitung angeschraubten Motor sein Geschäft treiben sehen. Es entstehen bei diesem Vordringen Verschiebungen der menschlichen Thätigkeit, welche nicht selten von üblen Folgen, wenigstens zeitweise begleitet sind, eine Erscheinung übrigens, welche früher in weit stärkerem Maße als jetzt aufgetreten ist. Bekanntlich hat in diesem wie im vorigen Jahrhundert nicht selten der Aufruhr brodlos gewordener Arbeiter sich zerstörend gegen die Maschine gerichtet; auch in hochgebildeten Kreisen bestand und besteht zum Theil noch eine der Maschine entgegengerichtete Anschauung. Wie oft hat nicht fanatischer Eifer gegen sie sich Luft gemacht? Wie lange ist es her, daß in deutschen Residenzen der verhaßte Fabrikschornstein nicht geduldet wurde, weil, wenn wir das Verbot im besten Sinne auffassen, die

*) Vortrag, gehalten in der Museums-Gesellschaft in Frankfurt a/Main am 7. Febr. 1879, mit Erweiterungen.

der Maschine anklebenden Uebel ferngehalten werden sollten? Es wurde mit allem diesem die Maschine als etwas dem Menschenthum Feindseliges, zum mindesten ihm fremd Gegenüberstehendes bezeichnet, das durch eine unbekannte Macht wie ein Keil in unsere Verhältnisse hineingeschoben wird. Heute wissen wir alle, daß jene unbekannte Macht der Vortheil ist, den die Maschine uns bringt. Aber diese Erklärung ist nicht völlig befriedigend; der Vortheil könnte ja mit einem größeren Nachtheil erkauft sein, und wer am liberalsten der Maschine entgegenkommt, wird immer erst das ästhetische Bedenken in sich zu bekämpfen haben, welches so oft geweckt wird, wenn eine Landschaft, ein schöner Ausblick, überhaupt der Naturgenuß durch die Maschine beeinträchtigt wird. Wir verlangen noch, und müssen verlangen nach dem Nachweis der inneren Berechtigung und der Widerspruchslosigkeit mit dem ganzen menschlichen Wesen, ehe wir die letzten Zweifel schwinden lassen, und deshalb müssen wir die Maschine auf ihr Innerstes, auf Herz und Nieren, zu prüfen suchen.

Verhältnißmäßig erscheint uns die Maschine — und dies steht im Zusammenhang mit dem ebenerwähnten Rest von Fremdgefühl — noch recht jung. Unsere allgemeine Anschauungen datiren sie gerne mit der Dampfmaschine zusammen; wenigstens mischt sich mit unseren normalen Vorstellungen vom Alterthum nichts, was an die Maschine erinnerte. Indessen haben wir doch an die Erfindung der Dampfmaschine nur den lebhaften Aufschwung, nicht den Anfang des Maschinengedankens zu knüpfen. Dieser Aufschwung war aber in der That ein so großartiger, wie täglich klarer wird, daß er eine Epoche anhub. Das Zeitalter der Maschine, wie man unser jetziges nennen kann, leitete er ein. Es beginnt mit dem 18. Jahrhundert. Der Funke, mit welchem der Zeitgeist die neue Flamme zu entzünden gedachte, sprang im benachbarten Hessenlande, in Marburg.

Es würde übrigens dennoch ein großer Irrthum sein, wollte man die vorangegangene Entwicklung gering anschlagen. Sie stand nur in einem anderen Verhältniß zu den normalen Lebensformen, sie schien beschränkt auf ein enges Gebiet und nicht dazu angethan, jemals eine gewaltige Rolle zu spielen. Spinnrad, Haspel und Webstuhl hatten, sie selbst Maschinen, vor langer Zeit zum Fabrikbetrieb Veranlassung gegeben, bei welchen zu mancherlei Zwecken auch Wasserräder zu Hülfe genommen wurden, so in Florenz und London, wo Arno und Themse an ihren Brücken die Wasserkraft hergaben. Das Berg- und Hüttenwesen bediente sich im Mittelalter eines recht ausgedehnten Maschinenbetriebes, welcher, da er „des Wassers und des Feuers Macht“ aussuchen mußte, in die Thäler und Wälder fern von der großen Heerstraße gefesselt war. Die Mühlen waren schon im classischen Alterthume zu vollständigen Maschinen entwickelt. Ihr Aufsteigen von einer niederen zu einer höheren machinalen Stufe ist uns historisch bekannt. Homer erwähnt nur Handmühlen, deren mühsamer Betrieb Sklavenarbeit war, vorwiegend den Mägden oblag. Auch unsere germanischen Vorfäter

ließen die Mägde die schwere Mühle treiben. Nach der Edda verbarg sich einst der junge König Helgi in Mägdekleidung in der Mühle:

Die Steine brechen, die Mühle zerspringt.

Ein hartes Loos hat der Held ergriffen:

Ein König muß hier Gerste malen — —

Röß- oder Maulthiermühlen sind in Pompeji ausgegraben worden. Neben ihnen bestanden zur selben Zeit noch Handmühlen, allein auch vollständige Wassermühlen. Vitruv beschreibt sie uns deutlich, ohne sie indessen als etwas gerade Modernes hervorzuheben. Daß der Uebergang zur Wassermühle in den Jahrhunderten vor Christi Geburt vor sich gieng, bezeugt uns ein liebliches griechisches Gedicht aus der Anthologie.

Die Erfindung der Wassermühle.

Last die Hände nun ruh'n, ihr mahhenden Mädchen, und schlafe
Lange; der Morgenhahn störe den Schlummer euch nicht.

Ceres hat eure Mühe den Nymphen künftig empfohlen,

Hüpfend stürzen sie sich über das rollende Rad,

Das mit vielen Speichen um seine Achse sich wälzend

Mahlender Steine vier, schwere zermalmende, treibt.

Jetzt genießen wir wieder der alten goldenen Zeiten,

Essen der Göttin Frucht ohne belastende Müß'.

Auch die Entwicklung einer anderen Maschinengattung beobachteten wir in jenen Zeiten. Es sind die Kriegsmaschinen, namentlich die bei Belagerungen gebrauchten Geschütze. Wir finden sie zu Alexanders Zeiten schon sehr ausgebildet, wohlgeordnet nach Kalibern und verschiedenen Arten. Diese Wurfmaschinen, welche ein genaues Studium uns wieder ganz nahe gebracht hat, waren armbrustartig gebaut, hatten aber statt des elastischen Bogens zwei steife hölzerne Arme, welche durch gewundene Stricke nach vorne geschleudert wurden. Diese Stricke mußten von vorzüglich elastischem und zugleich festem Stoff sein. Es wird uns berichtet, daß in dem belagerten Karthago die Frauen ihr Haar opferten, damit daraus die mangelnden Stricke für die Katapulten geflochten werden konnten. Leider haben die Götter das erwähnte Opfer nicht gnädig aufgenommen. Heute würde dasselbe den Frauen wohl nicht so schwer werden, wie es den karthagischen gewesen! — — Noch eine andere Ideenverbindung, welche von unserer Frauenwelt zu den erwähnten Maschinen hinleitet, sei angeführt: es ist der Name jener Wurfmaschinen. Man nannte eine solche bei den Griechen ein Manganon, ein Wort, welches auch auf künstliche Hülfsmittel im allgemeinen angewandt wurde, und mit Magos, d. i. Magier, dem Namen des alten künstevollen medizinischen Volksstammes, verwandt ist. Im Mittelalter gieng das Wort aus einer lateinischen in eine italiänische, eine französische und auch eine deutsche Form, nämlich Mange, Mangel (auch Mandel) über, und übertrug sich dann auf die der Wurfmaschine sehr ähnlich gestaltete, schwerfällig gebaute Wäscherolle, der es dann geblieben ist. Wenn daher heute die Hausfrau von ihrer Mange

oder Mangel spricht, so gibt sie den Reflex einer Schallwelle wieder, welche durch fast vier Jahrtausende herauf, die griechische Kriegsgeschichte streifend, bis in unsere Tage vibriert.

Die bei den erwähnten Medern, sowie bei den Babyloniern und Assyriern bestehende hohe Cultur setzt eine gewisse Entwicklung des Maschinenwesens voraus. Wir besitzen vielfache directe Andeutungen; verbürgt ist uns die in großartigem Maßstab stattfindende Verwendung von Schöpfrädern zur Bewässerung der Felder, oder besser gesagt zur Speisung von Kanalsystemen für diese Bewässerung, deren Eingehen jene Landstriche ihrem heutigen halb wüsten Zustande überliefert haben.

Durchwandert man so die Geschichte aller Culturvölker, so trifft man, so weit in die Vergangenheit man auch vordringen mag, nirgend auf die wahren Anfänge der Maschine, nur auf niedere Stufen derselben, und man ist deshalb genöthigt, bis in die Vorgeschichte der Menschheit zurückzugehen, um zu ihrem Ursprung zu gelangen.

Das Studium der Vorgeschichte ist durch Arbeiten der letzten Jahrzehnte zu einer Wissenschaft emporgediehen, welche an die Stelle der im vorigen Jahrhundert mit Beifall aufgenommenen Speculation und Fiction den allmählich aus Thatfachen sich zusammenfügenden Beweis gesetzt hat. Sie ist untrennbar von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit und mit ihr zur Zeit in der glücklichen Lage, die Vergangenheit verschwundener Völker nicht nur aus Gräbern, sondern am lebenden Object studiren zu können, nämlich an den auf geringer Culturstufe stehenden Völker. Wenn nun auch keineswegs die auf die Maschine gegründeten Forschungen schon weit genug geführt worden sind, so lassen sich doch einige Merkmale bereits angeben. Aber auch zu diesen läßt sich nur mittelbar gelangen. Es klingt paradox, wenn ich sage, und doch ist es richtig: man muß vorher wissen, was gefunden werden soll. Ehe man nämlich festgestellt hat, was Maschine ist, oder was auf der Stufenleiter zu ihr liegt, was zu ihr gehört, ist die Forschung richtungslos; es kann ihr Wichtiges ganz entgehen, Funde können unbeachtet bleiben, welchen ein hoher Werth beivohnt. Nur ein Beispiel. Auf seiner berühmten Reise quer durch Afrika beobachtete Stanley die Handhabung der Spindel bei Eingeborenen, die nie eines modern Gebildeten Auge gesehen. Die Beschreibung, die er giebt, läßt uns aber über einige wichtige machinale Punkte, die leicht festzustellen gewesen wären, im Unklaren. Wie im Zauberflosse oder im neckenden Traume fliegt gerade im letzten Moment, wo wir den Schatz zu greifen meinen, die Thür zu. Aehnlich Stanley, haben viele Reisende leicht zu Beobachtendes außer Acht gelassen, unvollständige Beschreibungen geliefert, während, vom leitenden Prinzip begleitet, sie das Wichtige sofort hätten erheben können.

Das allgemeine Prinzip nun der Maschine ist die Bewegungs-Erzwingung. Mit der Maschine will man zunächst Körpern Bewegung ertheilt wissen; diese Bewegung soll dann aber nach einem bestimmten Plane

vor sich gehen, es sollen gewisse Wege unter gewissen Geschwindigkeiten und in gewisser Folge durchlaufen werden, wie es eben dem zu erreichenden Zwecke entspricht. Dieser Zweck kann von zweierlei Art sein. Es kann sich um bloße Fortbewegung handeln, wie bei dem Eisenbahnzug, oder um eine Umgestaltung, welche in der Regel mit Fortbewegung verbunden ist. Die Münzpresse, welche die Metallplatte umformt, das Spinnrad, bei welchem aus dem flockigen Faserbündel ein schraubenförmig gezwirnter Faden bereitet und sogleich aufgewickelt wird, die Nähmaschine, bei welcher mindestens zwei zu bearbeitende Körper, der Stoff und der Faden, umgestaltet werden, sind Beispiele. Man unterscheidet, je nachdem bloß Fortbewegung oder wesentlich Formveränderung der Bewegungszweck ist, orts- und formändernde Maschinen. Manche Maschinen betreiben wir mit der eigenen Muskelkraft oder derjenigen von Thieren, andere dagegen durch leblose Körper; immer aber sind Körper zu einander gruppiert, welche den erstrebten Bewegungszwang bedingen. Wenn wir also eine Maschine bauen, so geht unsere Absicht dahin, durch außer uns gelegene leblose Körper einen Bewegungszwang bestimmter Art herbeizuführen, mit anderen Worten: in den Bewegungen dieser Körper unsern Willen zur Geltung zu bringen.

Die Frage drängt sich uns auf, wie der Mensch dazu gekommen ist — und er begann ja damit in der vorgeschichtlichen Zeit — solche merkwürdige Absichten zu fassen und zu verwirklichen.

Es gibt eine populäre Anschauung, nach welcher er durch Nachahmung der Natur, insbesondere von Thieren, sich Geräthe mancherlei Art, auch maschinenartige, gebildet und dabei wegen der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Natur das relativ Beste erzielt habe. An diesem Satze ist Wahres und Falsches, wahr das Unwesentliche, falsch das Wesentliche der Behauptung.

Wenn z. B., wie Ludwig Moiré treffend wahrscheinlich gemacht, ein Theil des Unterkiefers großer Säugethiere, wie der Bären, mit darin steckendem Zahn als Vorbild für eine Hieb- und Stoßwaffe gedient hat, die aus einem keulenartigen Holzstück mit eingesehtem Stein besteht, so hat damit der Urmensch die Natur nachgeahmt, und doch auch wieder nicht. Denn die Natur hatte den Kieferknochen mit noch anderen Fortsätzen versehen, ihn mit einer ganzen Reihe von Zähnen besetzt, ihn symmetrisch wiederholt, ihn einem Oberkiefer mit zwei anderen Zahnreihen gegenüber gestellt, und endlich zur Ausführung der Beiß- und Raubbewegung mit Muskeln ausgerüstet, also ihn für diesen Zweck eigenartig, und wenn man will höchst zweckmäßig gestaltet. Wenn also der Urmensch das passende Bruchstück in der Manier Simons gebraucht, zweckmäßig gefunden und in Holz und Stein wiederholt hatte, so war er von der Natur möglichst weit abgewichen. Ähnlich lassen sich gewisse Vorstellungen Einzelner widerlegen, welche meinen, das Dampfboot solle statt mit Schaufelrädern mit entenfußartigen Treibern versehen werden — wie oft hat man diesen fruchtlosen Versuch schon gemacht! — oder: die Schiffschraube sei eine Nachahmung des Fischechwanzes und aus diesem Grunde so wirkungsvoll, während die Schraube

ein starres, sich um eine Achse drehendes Rad, der Fischschwanz aber ein biegsames Gebilde voll Muskelspiel ist, welches nicht gedreht, sondern, hin und her geschwungen wird. Noch könnte versucht werden, anzuführen, daß in der Natur Maschinen vorkommen, wie manche Springquellen, wie die zur Blutbewegung dienenden Einrichtungen im Säugethierkörper, die alle Theile einer Pumpe besitzen, u. s. w., und diese hätten den Menschen als Vorbilder, wenn auch nur dunkel, vorgeschwebt. Hierbei ist nun weggelassen, daß erst aus Kenntniß der von Menschenhand gefertigten Pumpe (welche, nebenbei bemerkt, eine recht lange Erfindungsgeschichte hat) das Verständniß für die im Organismus wirkende erlangt worden ist. Kurz, diese Naturnachahmungstheorie versagt bei dem leisesten Versuch einer ernsthaften Anwendung sofort den Dienst.

Eine zweite Form der Erklärung ist, daß von Zeit zu Zeit Erfinder aufgetreten seien, hochbegabte hervorragende Naturen, welche große Fortschritte gemacht, Neues eingeführt, das Bestehende umgestaltet hätten. Auch dies wiederum ist wahr und wieder nicht wahr. Erfindungen wurden gemacht und leiteten Fortschritte ein, aber sie giengen nicht von Einzelnen aus, weil das Suchen nach Lösungen von Problemen erst auf höherer Culturstufe, bei befreiterem Geiste beginnen kann. Die Menschen, nicht einzelne Menschen, machten Erfindungen, wenschon uns mythische Erzählungen das Gegentheil von Göttern und deren Schülzlingen berichten. Diese Mythen aber sind, abgesehen von dem feinen Regulus von Wahrheit, den sie bergen, keine Berichte, sondern nur Neußerungen der Bewunderung, welche Spätere, Reflektirende, den angeblichen Erfindungen zollten. So wie die Gottheiten des indogermanischen Völkerkreises sich in Naturgewalten auflösen, so die Namen mythischer Erfinder fast immer in Begriffe. Dädalos ist der Kunstfertige, sein Schüler Talos, der Erfinder der Säge, der Wagende, Ausstarrende; selbst der Titan Prometheus ist schwerlich poetisch griechisch der Vorbedenkende, sondern wahrscheinlich sanskrit Pramantha, Drehstift im Holzfeuerzeug, wenn nicht Pramatha, gleich Raub*). Indem aber so bei näherer Untersuchung jeder Anhalt, der uns auf einzelne Persönlichkeiten verweist, entschwindet, fällt auch die ganze Anschauung dahin.

Zu der Antwort auf die große Frage, wie der Maschinengedanke in die Welt gekommen, gibt uns den Schlüssel die Erklärung der Maschinenzusammensetzung, wonach der Bewegungszwang durch aufeinander einwirkende Körper erzielt wird. Schon im tiefsten Entwicklungsstande ist aber die Bewaffnung der Menschenhand mit fremden Körpern, als Steinen, Stöcken und dergl., zweifellos vorgekommen, da selbst die höheren Affenarten gelegentlich sich zur Vertheidigung derselben bedienen. Daß in den Urzuständen Steine zum Deffnen von Früchten, bald auch zum Zerreiben von Körnern gedient haben, ist als sicher anzunehmen. Ueber die Länge der Zeitläufte, innerhalb deren sich die Verständigungsmittel bis zur Entstehung der Sprache ausgebildet

*) N. Kuhn, Herabkunft des Feuers.

haben, vermögen wir uns keine einigermaßen begründete Vorstellung zu machen; jedoch ist anzunehmen, daß die Sprache schon sehr früh, d. h. bei einem sehr tiefen Entwicklungsstand, sich gebildet habe. Denn selbst sehr einfache gemeinsame Arbeiten der Urmenschen setzen ein verhältnißmäßig vollkommenes Verständigungsmittel voraus; mit anderen Worten: die Entwicklung der Sprache und diejenige der Vernunft können nicht getrennt gedacht werden. Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft! Niemand, der heute versucht, sich mit den wissenschaftlichen Forschungen in diesem Gebiete vertraut zu machen, kann ohne schmerzliches Bedauern des Verlustes eines großen Mannes, eines Bürgers dieser Stadt gedenken, dem wir hier die großartigsten und tief-sinnigsten Arbeiten, die glänzendsten Entdeckungen und Aufschlüsse verdanken. Es ist Lazarus Geiger, der Sprachphilosoph, dessen Arbeiten grundlegend für alle Zeiten bleiben werden. Er hat der Forschung ganz neue Wege in die dunkle Vorzeit gewiesen und Bahnen gebrochen, auf denen Andere weiter vorzudringen vermögen, wie beispielsweise mit kühnem Muth neuerdings Ludwig Noiré gethan. Geiger hat die Forschungsform entwickelt, aus den Wurzelformen der Wörter die Thätigkeiten zu erschließen, welche der Urmensch geübt, welche die vorwiegend ihn beschäftigenden gewesen sind, und ist auch nothwendig darauf geführt worden, zu versuchen, die Urwerkzeuge festzustellen. Für das erste Geräth, aus zwei Körpern bestehend, welchen eine einigermaßen bestimmte gegenseitige Bewegung verliehen wurde, hält er das Reibholzfeuerzeug, zwei Hölzer, von denen das eine in einer Bohrung des anderen aufrechtstehend gehalten und quirlartig gedreht wird, so lange und unter fester Anpressung gedreht, bis sich die Hölzer erhitzen und Feuer fangen. Er verlegt demnach den Anfang des Maschinengedankens — denn dieser beginnt, wo zwei Körper in eine gegenseitig gezwungene Bewegung bestimmter Art versetzt werden — in den Zeitpunkt der Feuererfindung. Die inzwischen weiter fortgesetzten Untersuchungen führten indessen nicht dazu, Geiger in dieser Ansicht beizupflichten. Es spricht sehr Vieles dafür, daß jener Quirl schon vor der Feuererfindung, vor seiner Verwendung im Reibholzfeuerzeuge, zu einem anderen Zwecke, nämlich zum Bohren von Löchern in allerlei Gegenstände, benützt worden sei. Auch ich theile heute diese letztere Meinung. Nach dieser wäre dann der mit den beiden Händen quirlartig betriebene Bohrer das erste machinale Geräth, dessen sich der Mensch bedient hat, und wäre daselbe durch die beim Bohren in Holz sich entwickelnde Wärme, die zu hoher Erhitzung, zu Rauchentwicklung und Funkenprühen führen konnte, die Veranlassung zur Feuererfindung geworden.

Daß ein lange, lange feuerlose Zeit gewesen sein muß, d. h. eine Zeit, in welcher der Mensch sich des Feuers weder zur Erwärmung, noch zur Beleuchtung, noch zur Speisebereitung und zu anderweitigen Zwecken bedient hat, muß angenommen werden. Zwar kennen wir jetzt keine wilde Völkerschaft, die das Feuer nicht besäße, aber die Ueberlieferung hat die Erinnerung an jene gewiß furchtbare Zeit festgehalten. Einestheils finden wir Mythen

von Feuerfindern auf der ganzen Erde, anderntheils wird in den uralten heiligen Liedern der Inder in den Vedea wiederholt auf die feuerlose Zeit direct angespielt. Das göttliche Wesen Agni, als welches das Feuer angerufen wird, erfährt zahllose Lobpreisungen, darunter auch folgende:

Den Agni setzten in der Menschen Häuser
Als lieben Freund die Götter, zur Erquickung;
Er strahlte durch die holdgesinnten Nächte.

oder:

Erfreuend ist ein Anblick, schöner Agni,
Und angenehm, des behren, mannigfalt'gen;
Denn auch durch Dunkel hemmt man deinen Glanz nicht,
Noch wirft auf dich Verfinst'ring einen Flecken.

Aus diesen Gesängen müssen wir auch die Ueberzeugung schöpfen, daß das Feuer nicht unmittelbar in den Dienst des Menschen zu dessen häuslichen Zwecken genommen worden, sondern daß umgekehrt der Mensch zuerst einen Feuerdienst errichtete, den wir ja bei so vielen Völkern ausgebildet finden, und dessen Reste bis heute der katholische Gottesdienst festgehalten hat, — daß also erst allmählich das Bewußtsein der Herrschaft über das Feuer erwachte. Auf alle Fälle aber ist zu erkennen, daß die Erfindung der Feuerzündung von einer ganz großartigen Bedeutung für das Menschengeschlecht der Urzeiten war. Es müssen Umwälzungen der Lebensformen stattgefunden haben, welcher keine der von späteren Entdeckungen oder Erfindungen herbeigeführten sich an die Seite setzen lassen.

Im Besitze des Feuers schlug der Urmensch in seiner Entwicklung ein schnelleres Tempo an. Es wird ihm leichter, Niederlassungen herzustellen, aber auch zu ändern und zu wechseln, er vermag in kältere Zonen vorzudringen, seine Ernährung hebt sich; er lernt ferner Baumstämme höhlen, um schwimmende Fahrzeuge daraus zu machen, er verscheucht die wilden Thiere von seinen Lagerstätten durch das Feuer; kurz, er schwingt sich zum Herrn über Situationen auf, denen er früher fast rettungslos unterlag. Mit dem Feuer ausgerüstet sehen wir denn auch den Menschen sich einer bereits beträchtlich entwickelten Lebensform in den sogenannten Pfahlbauten erfreuen. Er treibt mit steinernen, hölzernen, hörnernen Geräthen neben Jagd und Fischerei auch Ackerbau und Viehzucht; er lebt mit Gesittung und einem uns verständlichen Lebensgenuß, wie wir aus manchen Fundstücken zu schließen berechtigt sind. Auffallend ist dabei das deutliche Auftreten einer Art von Gewerbebetrieb. Die Pfahlbauten und auch ältere Niederlassungen benehmen uns die Meinung, daß jeder einzelne Mann sich seine Geräthe oder anderweitige Bedarfsgegenstände selbst gefertigt, oder nur in seinem Wohnsitz, etwa durch die Familienglieder, habe fertigen lassen. Es zeigen sich vielmehr deutliche Spuren der Arbeitstheilung. In den alten Niederlassungen, welche wir mit dem Grabscheit bloßgelegt haben, finden wir Steintrümmer, Reste von Hirschgeweihen und anderen Materialien, welche

als Rohstoffe zur Herstellung von Geräthen dienten, so oft in Anhäufungen vor, daß wir zu der Annahme gedrängt worden sind, darin Werkstattabfall zu erblicken. Es waren also Einzelne, die sich mit der Geräthherstellung und anderen handwerklichen Arbeiten befaßten. Dabei werden wir indessen schwerlich an freie Arbeit zu denken haben, vielmehr entweder Sklavenarbeit oder, nach Analogie mit dem, was bei wilden Völkern beobachtet worden, den gezwungenen Fleiß der Gebrechlichen, der Krüppel, Lahmen und Siechen voraussetzen müssen. Die Starken, Gesunden giengen hinaus zur Jagd, auch wohl oft zu Kampf und Streit, die Bresthafte daheim mußten schwere, mühsame Arbeit verrichten, aber auch solche, welche Verstandesschärfe beanspruchte, und sie sammelten Kluges und Nützliches aus, wurden kunstfertig, auch geschickt im Helfen bei Verwundung und Krankheit, machten sich dadurch unentbehrlich, kurz hoben ihre sociale Stellung; und so dürfen wir denn früh den merkwürdigen Prozeß beginnen sehen, welcher eine Ausgleichung bildet beim Menschengeschlecht gegen das durch seine materialistische Härte uns abstoßende Gesetz der Darwinischen Lehre, die Ausgleichung durch geistige Vorzüge, den mit leisem Hauch heranziehenden Grundsatz der Gleichheit der Menschen vor der Menschheit.

In den durch viele Jahrtausende sich hinziehenden Zeiten, in welchen der vorgeschichtliche Mensch in der Steinzeit herauflebte zu den Fähigkeiten, welche ihn in die Geschichte einrückten, sind zahlreiche Erfindungen auf dem machinalen Gebiete gemacht worden. Man lernte die Thierwolle und Pflanzenfaser zu Fäden drehen bis zu der Gleichmäßigkeit, welche ihre Verbindung, zuerst zu Flechtwerk, zu Netzen, dann zu Geweben, ermöglichte. Das gewebte Kleid ersetzte nach und nach die Hülle von Thierhäuten. Aus dem rollenden Baumstamm formte man die Walze zum Fortschaffen schwerer Lasten, aus der Walze in langsamem Fortschritt das rohe Wagenrad, darauf den Wagen selbst, lernte das Pferd zähmen und zum Lastträger und Zugthier ausbilden. Die thönernen Töpfe, entstanden aus dem mit Lehm ausgeschlagenen Ruthengeslecht, die man zuerst mit der bloßen Hand auf ebenem Boden knetete und mit den Fingern mühsam dünnwandig bildete, so daß wir an zahllosen Fundstücken noch heute die Eindrücke der Finger und Nägel sehen können, diese Töpfe lernte man auf der Drehscheibe herstellen. Wir kennen einzelne äußerst rohe Anfänge dieser merkwürdigen Urmaschine und sehen noch heute bei einzelnen Völkern niedrig ausgebildete Formen derselben in Gebrauch, Man schuf sich Waffen von mancherlei Art und Verwendung, zunächst solche zum Schlagen und Stechen, dann zum Wurf aus freier Hand, dann zum Schleudern mit der Leine, dann zum Fortschuelen mit dem Bogen.

Halte man diese flüchtige Aufzählung nicht für eine willkürliche Aneinanderreihung, geordnet nach leichten Schlußfolgerungen, vielmehr für Andeutungen einer großen Reihe von Resultaten peinlich genauer Forschung, welche die vorgeschichtliche Wissenschaft mit langsamen Schritten geliefert hat. Von der Vorsicht, mit welcher jeder einzelne Schritt gemacht werden muß, nur ein Beispiel. Oskar Peschel, der treffliche, leider der Wissenschaft auch viel zu früh

entriessene Forscher, weist nach, wie sogar geologische Ursachen die Entstehung oder Nichtentstehung einzelner Waffen beeinflussen oder deren Verlust herbeiführen konnten, insbesondere die von Bogen und Pfeil. Auf den Südseeinseln fehlt dieses Schießgewehr gänzlich, obwohl die Bevölkerung, sei es von dem indischen Archipel, sei es von Neuguinea aus, nach Erfindung des Bogens eingewandert sein muß. Auch liegt für eine verhältnißmäßig vorgeschrittene Bevölkerung die Erfindung des Bogens nicht gar fern, ist derselbe doch als Kinderspielzeug auf einer Insel der Ellicegruppe bestimmt nachgewiesen. Jene Inselwelt besteht aber fast einzig aus Korallenbauten oder vulcanischen Erhebungen, welche seit der Tertiärzeit nicht mit großen Continenten in Verbindung standen. Deshalb fehlen der Fauna dieser Länder alle größeren Säugethiere und somit für die Bewohner die Veranlassung, von weittreffenden Schießwaffen Gebrauch machen zu müssen. Bogen und Pfeil wurden deshalb nicht erfunden, oder verschwanden bald aus dem Gebrauch, wenn sie bei der Einwanderung mitgebracht worden waren. Ganz dieselbe Beobachtung gilt auch von mehreren anderen Inseln.

Mit Entschiedenheit müssen wir uns auch des Gedankenganges entschlagen, als seien die Waffen aller Art das Erste und Wichtigste, was sich der Mensch bereitet habe. Hunderte von Geräthen, welche zu anderen Zwecken, zu häuslichen Verrichtungen, zu Feldarbeit u. s. f. bestimmt waren, finden sich vor oder lassen sich nur als solche mit Grund erklären. Kleine Messer, Nähnadeln aus Horn oder Knochen, Mahlsteine, Plättsteine zur Bereitung eines filzartigen Zeugens aus Baumrinde, dessen Herstellung bei südamerikanischen Wilden noch heute vorkommt, sind nachgewiesen. Jede genauere, auf vergleichende Beweisgründe gestützte Deutung von Geräthen hat mehr Licht in jene dunklen Zeiten geworfen, deren Entschleierung man vor zwei Menschenaltern noch für ganz unmöglich halten mußte.

Sehr spät kam erst die Drehbank oder deren rudimentäre Vertreterin auf. Sie muß später entstanden sein, als die Töpferscheibe; ja ich halte ihre Einführung für in nahem Zusammenhang mit derselben stehend, weil die wahrscheinlich älteste Form der Drehbank, eine bei den Kalmücken vorkommende, wesentlich nur zur Herstellung von Gefäßen geeignet ist.

Nach dem Eintritt der Bronzezeit gieng eine allmähliche, obwohl sehr langsam fortschreitende Verwandlung steinerner Werkzeuge in metallene vor sich, wobei auch die Formen sich umgestalteten, die Namen aber bleiben konnten. Auf eine interessante derartige Wandlung möchte ich hinweisen. Man findet viele Feuersteingeräthe von der Form eines bedeutend vergrößerten Mandelkerns, an dem einen Ende stumpf gerundet, an den Ranten scharf gezähnel. Ich halte diese Steine für Feilen. Im Griechischen heißt nämlich die Feile *Rhine*, ein Wort, welches mit dem Namen für Nase, *Rhis*, Genitiv *Rhinos*, eng zusammenhängt. Jener Stein hat aber ungefähr die Form einer Nase und mag darnach benannt gewesen sein; er hat seinen Namen der Metallfeile vererbt, diese aber die alte Form aus Zweckmäßigkeitsgründen allmählich bis zur Unkenntlichkeit abgestreift.

Auf diese und ähnliche Weise vorbereitet, trat endlich der Mensch in die geschichtliche Periode ein, versehen mit einem beträchtlichen Apparat von Werkzeugen und Geräthen, welche ihn befähigten, zu hoher Cultur fortzuschreiten. Die stark entwickelte Sprache, die Einführung der Schrift, gaben ihm mächtige Impulse zur geistigen Weiterentwicklung und auch zur immer bewußter werdenden Entwicklung seines machinalen Arsenal's. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, den oben andeutungsweise geschilderten Grad der Vollkommenheit der Maschine im Alterthum und Mittelalter vorzufinden. Das Eine aber müssen wir aus den Vorgängen, welche ich in Kürze zu skizziren versucht habe, entnehmen, daß in der Maschine ein Haupttheil der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, des menschlichen Wesens, zu einer bestimmten Form gelangt ist. Der Mensch setzt sich in der Maschine gleichsam außer sich selbst fort. Die Geräte und Werkzeuge, am ausgebildetsten die vollständige Maschine, sind, wie Ernst Haeckel es wissenschaftlich ausgedrückt hat, Projectionen der menschlichen Gliedmaßen und Kräfte. Aus sich selbst schuf er, aus seinem Geiste heraus baute er die Maschine als seine materielle äußerliche Fortsetzung, als seinen immer gewaltiger gemachten Arm, als seine immer kunstfertiger beschäftigten, unermüdbaren Finger, sich verhundertfachend an Leistungsfähigkeit, der Herr geworden über Naturgewalten, welchen er einst in Noth und Beschwerde sein Dasein abrang.

Ehe wir uns jetzt beschäftigen können mit dem Zeitalter der Maschine, müssen wir uns über die Art des stattgehabten Entwicklungsganges noch etwas klar machen. Offenbar besteht eine innere Verschiedenheit zwischen denjenigen Maschinen, welche von unserer Hand oder auch durch Thierkraft, Gewichte, Federn u. s. w. betrieben werden, und dabei irgend eine mehr oder weniger künstliche Arbeit verrichten, und denjenigen, durch welche wir Naturkräfte nöthigen, Arbeit zu leisten, ihre Gewalt uns unterzuordnen. Man unterscheidet auch in der Maschinenlehre die ersteren als Arbeitsmaschinen von den letzteren, den Kraftmaschinen. In der That aber spiegeln diese beiden Maschinengattungen zwei von einander trennbare Seiten jedes mechanischen Vorganges ab, nämlich der Bewegungsform und der zur Herbeiführung und Erhaltung der Bewegung nöthigen Kraft. Zum Staunen veranlaßt durch die gewaltigen Kraftwirkungen mancher Maschinen, sind wir leicht geneigt, die Entstehung des Maschinengedankens aus dem entstandenen Bedürfniß der Kraftleistung abzuleiten. Daher bildete sich die sehr populäre Meinung, der „Hebel“ sei die älteste Maschine gewesen, die Aufgabe, schwere Lasten zu bewegen, habe zu seiner Erfindung Veranlassung gegeben, und so fort. Daß der Gang ein ganz anderer gewesen, daß die Bewegungsform das zuerst Anregende gewesen, haben wir eben gesehen. Dies ist aber nicht Zufall, sondern hat seine innere Begründung. Unmittelbar auf seine eigenen Muskelkräfte angewiesen, fand der Mensch in diesen anfangs, und lange Zeiten hindurch in vollständig ausreichendem Maße, die Bewegungskraft vor, um zahlreiche mehr oder weniger machinale Bewegungen einzuleiten und im Gange zu halten.

Wo die Muskeln der Einzelnen nicht ausreichten, erzielte die Verständigung die nöthige Zufuhr der Kräfte vieler. Es bedurfte also nicht der Zuhilfenahme der in der unbelebten Natur vorhandenen Kraftquellen, und somit mußten sich die Mittel, die Bewegungsform dem Willen unterzuordnen, zuerst entwickeln. Bis zu welchem Maßstab die Vereinigung vieler zu gemeinsamer Kraftleistung frühzeitig stattgefunden haben muß, ist aus den Kolosstransporten der Assyrer und Aegypter zu schließen, von denen wir durch Monumente Kenntniß haben. Eine bekannte ägyptische Darstellung aus El Bersch zeigt uns 4 mal 43 Menschen in wohlgeordneter Aufstellung an den Zugseilen beschäftigt, mittelst welcher ein mächtiges Steinbild fortgeschleppt wird. Ein Anführer, auf dem Knie des sitzenden Königsbildes stehend, gibt durch Händeklatschen den Marschtakt an; Hülfsmannschaften begießen die Schleifbahn mit Wasser, andere bringen Vorräthe und Lebensmittel. Noch heute lieben auch die Eingeborenen in Indien das gemeinsame Angreifen bei Fortbewegung schwerer Lasten. Die englischen Ingenieure können sie nur mit der größten Mühe dazu bringen, auch nur Zugtiere und Wagen-zu Hülfe zu nehmen. Eine englische technische Zeitschrift*) zeigt in Wort und Bild, wie 48 Auli einen Quaderstein von 23 Centner Gewicht von den Steinbrüchen nach dem ziemlich entfernt gelegenen Bauplatz tragen. Je zwölf Mann in vier Reihen tragen auf den Schultern lange starke Bambusstangen, an welche zu je zwei in der Mitte ein hölzerner Querstab, dem Ortschaft eines Wagens ähnlich, angebunden ist. An diese beiden Ortschafte ist wieder mit Stricken ein drittes stärkeres angehängt, von dessen Mitte die den Quaderstein umfassenden Ketten herabgehen. Ein Aufseher oder Anführer, mit einem Stab in der Hand, schreitet voran, den Takt angehend. Diese Fortbewegungsart ist dem Hindu kaum auszureden und zwingt die Engländer zu ganz enormen Ausgaben für Löhne. Wenn es also heute so schwer wird, diese offenbar uralte Gewohnheit, große Kraftäußerungen durch Vereinigung der Kräfte einzelner Menschen zu erzielen, durch eine bessere und so viel weniger anstrengende Methode zu ersetzen, wie fern muß in den Urzeiten der Anlaß gelegen haben, mechanische Kräfte nutzbar zu machen, welche außer dem Menschen lagen.

Daß andere, als die Kräfte belebter Wesen zur Bewegungserzeugung benutzt, gezwungen oder geleitet werden könnten, war auch dem Menschen anfangs völlig unbekannt; er mußte diese Kräfte erst von der Summe der sie begleitenden Erscheinungen unterscheiden lernen, sie von der Hülle, welche sie seinem Geiste noch verbarg, erst befreien, er mußte, wie wir es ja nennen, die Kräfte oder ihre Verwendbarkeit entdecken. Hierbei konnte der Zufall, auch die langsam zu einer Abstraction vorschreitende Beobachtung, hülfreich und endlich veranlassend mitwirken. Die Körpervereinigungen aber, welche den Bewegungszwang ermöglichen, mußte er durch den werktthätigen Verstand erschaffen, er

*) Engineer, 1876, Februar S. 78.

mußte sie erfinden; sie waren etwas, was in ihm vorbereitet lag und langsam reifen konnte, während die fremde Kraftquelle und deren Benutzbarkeit außer ihm stand. Deshalb sehen wir denn die Entwicklung der Maschine, sowohl in der Urzeit, als in der geschichtlichen Periode, auf zwei gesonderten Wegen einhergehen, die bald dicht nebeneinander, bald fern von einander laufen, der Weg der Entdeckung in Bezug auf die Kraftquelle und der der Erfindung in Bezug auf die Bewegungsform. Die Einführung des Feuers in den menschlichen Haushalt mußten wir eine Erfindung nennen. Entdeckt brauchte das Feuer nicht zu werden, es war zweifellos bekannt, aus Blitschlägen, aus Vulcanen, aus Erdölflammen; allein seine Benutzung und die Weise seiner Erzeugung war das Resultat innerer Vorgänge. Daß dagegen die Luft ein wägbarer Körper sei, daß die über uns stehende Luftsäule ein meßbares und zwar sehr großes Gewicht habe, war eine Entdeckung, die große Entdeckung Toricelli's, welche zur Erfindung der Dampfmaschine anregte. Diese Erfindung, an welcher seiner Zeit viele thätige Köpfe arbeiteten, gelang dem Professor auf der Universität Marburg, dem Hugenotten Dionysius Papin.

Die Dampfmaschine ist also eine Professorenidee, die Frucht tiefer mühsamer Verstandesarbeit, gezeitigt an einer deutschen Universität. Diese Thatsache verdient, glaube ich, mehr Beachtung, als ihr bisher bei uns zu Theil geworden. Nicht eine Tafel, nicht ein Stein sagt dem Besucher Marburgs, welche die Welt umgestaltende Idee dort ans Licht getreten: Ja, ich kann aus Erfahrung mittheilen, daß es selbst nicht ohne lästige Formalitäten abgeht, wenn ein Fremder das in der Universitätsaula befindliche Bildniß Papins sehen will. Daß an unseren Universitäten die Dampfmaschine und die ganze Maschinenlehre überhaupt kaum mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit erfährt, ist wohl nur daraus erklärlich, daß die polytechnischen Hochschulen diese Stoffe mit voller Ausführlichkeit behandeln, ihr Studium also gesichert ist. Nach dem oben Hervorgehobenen würde indessen, da wir die Maschine als ein so hervorragendes Erzeugniß menschlicher Geistes-thätigkeit erkennen müssen, die allgemeine logisch-philosophische Behandlung derselben in den Vorlesungskatalogen deutscher Universitäten wohl einen Platz verdienen.

Höchst bemerkenswerth und auch würdig aufgestellt im Hofe des Museums in Kassel ist ein großer gußeiserner Dampfzylinder, bestimmt gewesen für eine Dampfmaschine Papins; der erste und älteste gußeiserne Dampfzylinder, der überhaupt hergestellt worden. In der praktischen Verwendung seiner Maschine hatte Papin wenig Glück. Sein Dampfschiff wurde in Hannoverisch-Münden von aufgebrachten Matrosen zertrümmert. Die neue Idee der Dampfmaschine aber kam in England in praktische Hände, die von Newcomen und Cawley; sie erhielt indessen erst ihren rechten Aufschwung durch James Watt, drei Viertel Jahrhunderte nach Papin. Dürfte ich hier die einzelnen Entwicklungsstufen, welche die Dampfmaschine von Papin an allmählich erstieg, vorführen, so würde sich eine erstaunliche Aehnlichkeit ergeben mit den in den ältesten Zeiten geschehenden Ideenentwicklungen, so langsam für unsere heutigen Begriffe, in so dünnen Nieder-

schlägen hat sich ein Gedanke an den andern gelegt, bis endlich in diesem Jahrhundert die Beschleunigung der Ideenentwicklung eintrat, in welcher wir uns heute befinden. Heute wird mit Bewußtheit und unter Benutzung eines großartigen wissenschaftlichen Apparates, darum aber auch mit fast erschreckender Schnelligkeit, auf dem in festen Besitz genommenen Wege vorangeschritten.

Die Hereinleitung der durch die Dampfmaschine erschlossenen fast unermesslichen Kraftquelle in das Maschinenwesen steigerte die Ausbildung der Arbeitsmaschinen ganz außerordentlich. Aber jenen Dankesruf an die Götter, der aus dem oben angeführten griechischen Gedichtchen von der Wassermühle erschallt, hören wir selten noch erklingen; vielfach vielmehr den Hülfesruf, welcher erschallt, weil die Maschine immer wieder aufs Neue dem Arbeiter seinen Broderwerb unmöglich zu machen droht. Und ist es nicht Revolte und Wuthausbruch gegen die Maschine, wie früher, was wir erleben, so ist es das Schlimmere, daß die allgemeinen Zustände der Arbeiterbevölkerung uns Besorgnisse erwecken. Zwar treten uns die Segnungen des Maschinenwesens überall entgegen. Die Erzeugnisse der Maschine für Nahrung, Kleidung, Obdach werden zu wohlseilen Preisen geliefert; die Bebauung der Felder ist durch sie erleichtert, aus tiefen Bergmannsbauten hebt die Maschine die unentbehrliche Kohle, der Verkehr ist in einer Weise erleichtert und gesteigert, die den günstigsten Einfluß nach allen Seiten gehabt hat, Wohlstand und nationale Kraft haben sich unter diesen Einflüssen gehoben und gekräftigt. Daneben aber ist auch die Sorge mit emporgewachsen, welche die mit dem Maschinenbetrieb eng zusammenhängende Arbeiterfrage bereitet, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht dennoch im Maschinenwesen selbst, diesem Erzeugniß des menschlichen Verstandes, der Keim zu unvermeidlichen Uebeln enthalten sei.

Nichts hat uns bei unseren bisherigen Unternehmungen zu einer solchen Schlußfolgerung gebracht. Das Maschinenwesen hat dem Menschen eine großartige Erweiterung seiner Machtphäre eingetragen, extensiv wie intensiv extensiv durch die Kraftmaschinen, welche die möglichen physischen Kraftleistungen aller Erdbewohner zusammengenommen weit überholt haben und z. B. diejenige von fünfzigtausend Männern auf den engen, unteren Raum eines eisernen Schiffes zu concentriren gestatten, — intensiv durch die Arbeitsmaschinen, welche die geisttödtenden endlosen Wiederholungen von Arbeiten, leichten wie schwierigen auf sich genommen und den gesteigertsten Anforderungen an Genauigkeit und Schnelligkeit gehorcht haben. Wie sollte solche Machterweiterung bei nicht absichtlich bösem Gebrauch — und diesen müssen wir selbstverständlich ausschließen — dem menschlichen Geschlechte unabweisbare Uebel zugeführt haben!

Die Art der Anwendung der gewonnenen Macht kann aber fehlerhaft sein und in der That scheint es, daß sich hier Fehlerhaftes bestimmt bezeichnen läßt. Fehler sind durchaus verschieden von immanenten, dem innersten Wesen anhaftenden Uebeln; sie lassen sich beseitigen, und es wird, wenn sie erkannt sind, unsere vielleicht schwere aber lösbare Aufgabe sein, dieselben zu bekämpfen.

Untersucht man die Gewerbebetriebe, welche wesentlich dem Maschinen-

wesen anheim gefallen sind, genauer, so findet man, daß einer Anzahl derselben die socialen Uebel, über welche Klage geführt wird, nicht anhängen oder doch nur so weit, daß eine gute Verwaltung sie auf ein erträgliches Maß herabzuziehen im Stande ist. Dies sind z. B. die großen Transportveranstaltungen zu Lande und zu Wasser, dann das Berg- und Hüttenwesen, der Großmaschinenbau und mehrere andere Industrien. Hier hat der Arbeiter eine zwar anstrengende, aber doch gesunde, nicht zu einförmige Beschäftigung im Dienste des Maschinenwesens. Wo sich hier Uebelstände zeigen, ist unsere Zeit mit Erfolg beschäftigt, deren Heilung herbeizuführen. Anders steht es dagegen mit einer Reihe von Industrien, welche solche Arbeiten der Maschine unterwerfen, die auch von wenigen Einzelnen, in der kleinen Werkstätte, gut und ohne Nachtheil ausgeführt werden können, bei denen aber der Großbetrieb mit Maschinenhilfe eine wohlfeilere Erzeugungsweise für sich hat. Hier hat das Maschinenwesen den kleinen handwerklichen Betrieb an vielen Stellen zum Zurückgehen, zum Theil zum gänzlichen Eingehen gebracht, hat große und immer größer werdende Massen von Arbeitern in gewaltige Arbeitsäle zusammengedrängt, und dadurch lockernd auf die Familienzusammengehörigkeit eingewirkt, hat vielfach den Arbeiter an eine ihn geistig herabziehende Thätigkeit gefesselt und das erwünschte Maß seiner Selbstständigkeit in Frage gestellt. Brachte die Maschine daneben noch in vielen Fällen Vortheile, so kann doch auch von dem besten Maschinenfreunde nicht bestritten werden, daß Nachtheile schwerer Art damit Hand in Hand giengen und das Zünglein der Waage nach der Seite der Ungunst nicht bloß in einzelnen Fällen, sondern in einer bedeutenden Zahl von solchen bedenklich ausschlagen machte.

Es muß also hier wohl ein Prinzip zu Grunde liegen. Dasselbe ist meines Erachtens wesentlich zu suchen im Wesen der Dampfmaschine selbst. Diese besitzt nämlich die nicht befremdliche Eigenthümlichkeit, bis zu einer gewissen Grenze die Kraft um so wohlfeiler zu erzeugen, als sie größer ist. Eine Dampfmaschine von der Stärke von 50 Pferden erzeugt die einzelne Pferdestärke bedeutend wohlfeiler, als etwa die zweipferdige Maschine.

Je mehr Arbeitsmaschinen also an einer Betriebsstätte vereinigt werden, um so wohlfeiler kann die Kraft zum Betrieb jeder einzelnen geliefert werden. Hiermit ist aber der kaufmännische Fabrikbetrieb nothwendig darauf hingewiesen, den Maßstab seiner Fabrikation fortwährend zu steigern. Die Grenze, bis zu welcher dies mit Vortheil geschehen kann, liegt da, wo der erforderliche Baucomplex zu groß wird, wo die Beaufsichtigung und Leitung menschliche Kräfte zu übersteigen beginnt. Vielfach haben die Fabriken sich dieser Grenze schon genähert, aber zwischen derselben und dem Kleinbetriebe liegt ein so weiter Spielraum, daß die allgemeine Tendenz zur Steigerung der Betriebsgröße noch im vollen Zuge ist. Dieser Tendenz kann aber nur gefolgt werden, wenn genügendes Capital verfügbar ist und damit ist das Schicksal des Kleingewerbes gegenüber der Dampfmaschine besiegelt: das Kleingewerbe fällt wegen Mangels an Kraft dem Großbetriebe zum Opfer.

Deshalb gegen die Großbetriebe durch Gesetze beschränkend vorzugehen, würde einer gesunden Wirthschaftspolitik durchaus widersprechen. Ein Mittel dagegen ist ins Auge zu fassen. Es besteht darin, dem Kleingewerbebetrieb wohlfeile Kraft zuzuführen. Man hat aus socialdemokratischen Kreisen öfter den Ruf erschallen hören, daß dem Arbeiter das Recht auf Arbeit gewährleistet werden müsse, womit nichts anderes gesagt ist, als daß dem Capital gesetzliche Beschränkungen hinsichtlich des Großbetriebes aufgelegt werden sollten. Nach dem Vorstehenden wäre dieser Satz abzuändern in den anderen, daß das Recht auf die Kraft durchgeführt werden müsse. Gibt man dem Kleingewerbe Elementarkraft zu ebenso wohlfeilem Einzelpreise, wie das Capital par excellence sie sich vermittelt der Dampfmaschine verschaffen kann, so hat man die Wettbewerbung wieder möglich, nämlich seiner geringen Capitalskraft eine dieser proportionale Theilnahme an der Maschinenvergünstigung erreichbar gemacht. Auch der Kleinmeister soll, und will gerne sich der Arbeitsmaschine bedienen, er soll aber diese nicht durch Menschen-, sondern durch Elementarkraft zu treiben in der Lage sein. Zugänglich und allenfalls erschwinglich waren ihm die Arbeitsmaschinen, dieser eine Theil des Maschinenvermögens, auch bisher schon; allein ihr Betrieb durch Manneskraft ist so theuer, so vielfach theurer als der mit Elementarkraft, daß er auf ihre Anwendung verzichten mußte. Wohlfeile Elementarkraft setzt ihn in den Stand, seine Werkstätte mit ihnen auszurüsten um dadurch seine Machtsphäre in zwar kleinem Maßstab, aber intensiv in nahe demselben Verhältnisse zu erweitern, wie es bisher allein dem Besizer oder Benutzer des Großcapitals möglich war.

Ein Umschwung in dieser Richtung hat sich seit zehn bis fünfzehn Jahren angebahnt. Es ist dem unablässig bemühten Erfindungsgeiste gelungen, kleine Kraftmaschinen herzustellen, welche — natürlich sind sie nicht Dampfmaschinen — in kleinem Maßstab die Elementarkraft zu ebenso niedrigem Preise liefern, wie die große Dampfmaschine. Ich spreche von der in stetem Wachsthum begriffenen Schaar der Heißluftmaschinen, Gaskraftmaschinen, Petroleummaschinen, kleinen Wasserfäulenmaschinen u. s. w. Ihre Leistungsfähigkeit wird fortwährend gehoben; sie sind aber gerade auf das Gebiet der kleinen Kraftleistungen angewiesen. Bei größeren Anforderungen vermögen sie mit der Dampfmaschine nicht Schritt zu halten. Sie concurriren also nicht sowohl mit dieser, als sie deren Wirkungskreis ergänzen. Hier haben wir also ein gesundes Mittel, und zwar ein solches, das der Maschinengedanke selber hervorgebracht hat, dem Kleingewerbe sein „Recht auf die Kraft“ zu gewähren.

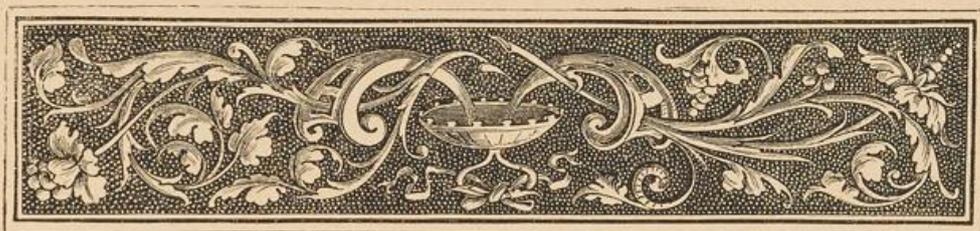
Der Proceß der Einführung der „Kleinkraftmaschinen“, wie ich die kleinen Motoren zu nennen vorgeschlagen habe, ist in lebhaftem Zuge. Nachdem zuerst von Schweden aus die Ericson'sche Heißluftmaschine sich den Kleingewerben dargeboten hatte, aber nicht brauchbar befunden worden war, ist namentlich in Deutschland eine ungemein rege Bewegung für die

Herstellung von Klein kraftmaschinen entstanden, die jetzt begonnen hat, sich auf andere Länder auszudehnen. Bemerkenswerth war die große Reihe — gegen 50 — verschiedener Arten Klein kraftmaschinen, welche die jüngste Pariser Ausstellung bot und bei ihnen wiederum auffallend die Tendenz, eine immer kleinere Theilung der Elementarkraft zu erzielen. Maschinen bis zu $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{10}$ Pferdestärke herab bildeten den Anziehungspunkt für eine Menge rüstiger Interessenten. Rasch hat schon die Einführung dieser Zwergmotoren auch bei uns begonnen; mehrere Firmen in Berlin liefern dieselben bereits in die Werkstätten der Handwerker.

Kraft in die Werkstatt! Kraft in's Haus! ist die Losung oder wird sie bald allgemein werden. Die Zahl der in Deutschland aufgestellten Klein kraftmaschinen, alle zwischen einer Viertel- und etwa fünf Pferdestärken liegend, darf auf über 6000 angeschlagen werden, womit aber nur ein Anfang mit der zu wünschenden Verbreitung gemacht ist. Viele Gewerbe könnten wohl von solchen Maschinen Gebrauch machen, sind aber noch nicht in der Lage, da sie noch zu wenig Arbeitsmaschinen vorfinden. Der Schreiner, der Schlosser, der Schuhmacher, der Gürtler, der Spengler und viele andere finden aber jetzt Arbeitsmaschinen auf dem Markte, welche sie mit vollem Vortheil benutzen können, wenn sie mittelst der Klein kraftmaschine betrieben werden.

Die Zukunft des Kleingewerbebetriebes ist demnach keineswegs hoffnungslos, sondern, wenn den Zeitforderungen mit dem rechten Muth in's Gesicht gesehen wird, wieder aussichtsvoll. Kleingewerbe und Großgewerbe, beide, gleichberechtigt an den elementaren Kräften, können neben einander bestehen, das letztere bedroht nicht grundsätzlich das erstere. Wird das Gleichgewicht hinsichtlich der Elementarkraft einmal wieder durchweg hergestellt sein — und dazu sollten überall die Einsichtigen mitwirken helfen — so kann der ganze Gewerbebetrieb, vom größten bis zum kleinsten, theilhaftig werden der Segnungen, welche der Menschheit gebracht worden sind durch die Maschine.





Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Idem Laufe der Nar, den nördlichen Ufern des Bieler- und Neuenburger See's entlang und weiterhin bis zu der Rhône bei dem Fort de l'Écluse, thürmt sich in weitem Bogen der schweizerische Jura auf, mit meist steilen Gehängen aus der Ebene aufsteigend. Vergebens haben sich einige eingeborene Schriftsteller und Maler bemüht, für die im Innern des Gebirgszuges etwa zu findenden landschaftlichen Schönheiten Interesse zu erwecken. Eine ermüdende Einförmigkeit lagert über den wannenförmigen grünen Längsthälern, deren Grund meist mit Torflagern ausgefüllt ist, während bald nackte Felsmauern, bald dunkle Tannenwälder die Seitenwände bilden. Der Boden dieser Thäler hält sich etwa in dem Niveau von tausend Metern über der Meeresfläche. Das Klima ist rauh, unwirthlich, verhältnißmäßig weit kälter, als in den Alpen. Nur der äußere Kamm wird von den Fremden und Touristen im Sommer besucht, und auch dieser nur der prachtvollen Ueberblicke wegen, welche man vom Weißenstein, von Macklingen bei Biel, von Chaumont bei Neuchâtel oder von Saint-Cergues oberhalb Yvon über das ebene Land, die Seen und die am Horizonte ausgedehnten Alpen genießt. Im Innern des Gebirges suchen meist nur die Anwohner ihre Sommerfrische. So hatten von Alters her die begüterten Bürger und Edlen von Neuchâtel in den Thälern von Ruz, von Ponts u. s. w. Meiereien, die zugleich zum Sommeraufenthalt und als Jagdsitze dienten.

Ich schreibe diese Zeilen in einem solchen Bauerngute, Combe-Barin genannt, das am westlichen Ende des großen Thales von les Ponts gelegen ist, beinahe senkrecht über Noiraiguer, einer Station der Eisenbahn, welche von Neuchâtel durch das Val de Travers nach Pontarlier und weiter nach Paris führt. „Ein köstliches Landgut“, rief Einer meiner Freunde bei seinem ersten Besuche hier aus; „man kann nicht genöthigt werden, dem Besitzer

Schmeichelhaftes über die Aussicht zu sagen!“ Eine grüne Bettlade, von Wiesen und Haferfeldern, in welcher braune, viereckige Flecke die einzelnen Torfstiche verrathen, darüber die dunklen Tannenwälder, hie und da eine Meierei, einstöckig, breit, mit riesigem Schindeldache, bestimmt den Regen in die Cisterne zu leiten, denn anderes Trinkwasser hat man in der quellenlosen Gegend nicht; in einiger Entfernung an dem Gehänge, welches dem Süden zugewendet ist, das gewerbreiche Städtchen les Ponts, das mit seinen grell gelb oder röthlich gemalten, geschmacklosen Häusern aussieht, als hätte man eine Schachtel mit Nürnberger Spielwaaren ausgeleert; weiterhin an demselben Abhange, das in der speciellen Neuenburger Geschichte berühmte la Sagne, Loyalitäts-Centrum und Abdera der Berge zugleich. Kein Haus, das nicht einen Kammerdiener oder eine Kammerfrau für die königliche Familie geliefert hätte; keine Geschichte aus Schilzburg oder Schöppenstädt, die nicht mit den gehörigen localen Veränderungen, von la Sagne erzählt würde. Eine erschien mir neu — sie ist der Erzählung werth.

Eines Tages — es ist schon lange her — kommt ein Reiter vor dem Wirthshause angeritten. Das Dorf läuft zusammen. „Kann ich hier Nachtlager finden?“ sagte der Reiter. „Nein“, antwortete der Wirth, „unmöglich!“ Der Reiter, auf seinem Pferde sitzend, fragt dringender; der Wirth und die ganze Umgebung bestehen auf der Weigerung. „So könnt Ihr mir doch etwas zu essen und zu trinken geben?“ — „Vielleicht“, antwortet der Wirth kopfschüttelnd. „Gut!“ sagt der Reiter und schwingt sich vom Pferde. „Ah!“ ruft der Wirth händeklatschend, „das Ding schraubt sich auseinander! Ja, Herr, wenn's so ist, können Sie ein Bette für sich und einen Platz im Stalle für Ihr Thier haben — aber für das Ding im Ganzen hätten wir keinen Raum aufstreiben können.“

Die zerstreuten Meiereien haben alle ihre Geschichte. Unmittelbar an Combe-Barin grenzt die Combe-Hory, einst dem Kanzler Hory gehörig, der wie sein Nachfolger Montmollin, eine bedeutende Stelle in der Geschichte des Fürstenthums gespielt hat. Die endlichen Schicksale Beider waren freilich verschieden: Montmollin starb mit Ehren und Würden überhäuft; Hory, zum Tode verurtheilt, ward zur Verbannung auf sein Landgut begnadigt und spukt noch jetzt in der Gegend als Gespenst herum. Ueber Ponts auf dem bewaldeten Rücken des Bergkammes, liegt die große Ferme de la Tour de Plane, mit weiten Wiesengründen und herrlichem, parkartigem Tannenwalde. Fensterläden und Thüren sind roth und grün angestrichen — das werthvolle Gut gehört der Bourgeoisie von Neuchatel und zeigt deren Farben. Eine mächtige Corporation in der guten, alten Zeit und die etwas auf sich hielt! Ich erinnere mich noch, daß Agassiz, der berühmte Naturforscher, zur Zeit meines Aufenthaltes bei ihm in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. Einige Monate vorher war Agassiz zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden. Man discutirte eifrig in allen Cirkeln, wer ihm die größere Ehre erwiesen habe, die Akademie oder die Stadt Neuchatel!

Der große Rath der Bürgerschaft versammelte sich in schwarzer Ceremonienkleidung, mit Rückenmantel und Bäckchen, ähnlich den protestantischen Geistlichen; und die Berathungen wurden so geheim gehalten, daß selbst kein Weibel den Saal betreten durfte, sondern das jüngste Mitglied die Thüre öffnen und schließen mußte. Die executive Behörde der Stadt bestand aus neun Mitgliedern, führte aber den Titel: Messieurs les quatre ministres. Böse Zungen behaupteten, sie hätten die geringere Zahl in dem gegründeten Bewußtsein angenommen, daß sie, obgleich Neun, doch nur für Vier Verstand hätten.

Alljährlich im August entstand große Aufregung unter den Vätern der Stadt. Es galt, die Rechnungen von la Four zu prüfen und die Meierei zu inspiciren. Die Metzger von Neuchâtel suchten Land auf, Land ab, bis in das Greyerzer Thal hinein die größten und fettesten Kälber — denn eine oder mehrere riesige Kalbskeulen waren eine nothwendige Bedingung des Mahles. Endlich zog man aus — voraus ein vierspänniger Gepäckwagen, ein Fourgon, hoch bepackt mit Proviant aller Art und Hunderten von Flaschen des edelsten Neuenburger Weiß- und Rothweins; ihm nach eine Reihe zweispänniger Leiterwagen, vollgepackt mit Stroh, auf welchem würdevoll die Väter der Stadt mit ihren Gästen thronten. So die Ausfahrt in der Morgensonne — die Heimkehr deckte das Dunkel der Nacht. Aber man erzählt, daß die vier Pferde bei der Rückkehr tänzelten, als sei der Fourgon leer, daß dagegen die vor die Leiterwagen gespannten Pferde schwer keuchten ob der ungewohnten Last, die in dem Stroh lag. — Als nach der Revolution von 1848 „Messieurs les Quatre,“ wie man sie gewöhnlich abtürzend nannte, ihr Ende erreichten und neue Stadtbehörden eingesetzt wurden, meinten diese, daß die Leiterwagen denn doch ein gar zu alterthümliches Gepräge hätten und beschloßen deshalb, zumal da auch die große, vortreffliche Landstraße von Neuchâtel nach Yverdon an der Meierei vorbeiführt, in Kutschen zu fahren. Der Gepäckwagen freilich mit seiner alt-erprobten Belastung blieb. So ging es ein oder mehrere Jahre, dann aber fanden die Väter der Stadt, daß die Leiterwagen denn doch ihre gute Seite hätten, nicht wegen der Ausfahrt, sondern wegen der Rückkehr und heute, sagt man mir, ist man wieder zu dem Stroh der Väter zurückgekehrt. Honny soit, qui mal y pense!

Vor etwa zwanzig Jahren kam Combe-Barin in die Hände seines jetzigen Besitzers, meines Freundes Eduard Desor. In Friedrichsdorf bei Homburg von Nachkommen französischer Colonisten aus der Zeit des Widerrufes des Edict de Nantes geboren, hatte Desor in Gießen und Heidelberg studirt, war dann nach Paris, später nach der Schweiz verschlagen worden, wo er an Agassiz's Arbeiten thätigen und selbständigen Antheil nahm. Ich selbst war in Neuchâtel während fünf Jahren Beider Arbeitsgenosse gewesen. Später trennten wir uns; ich zog nach Paris, Agassiz und Desor setzten nach Nordamerika über und gingen dort bald verschiedene Wege. Desor kam zurück, wurde Professor der Geologie in Neuchâtel, nahm aber später seinen Abschied, um ganz der Wissenschaft leben zu können. Der Besitz von Combe-Barin legte

ihm die Verpflichtung auf, alljährlich einige Sommermonate dort zuzubringen.

Nur wenige Naturforscher mögen sich eines so ausgebreiteten Kreises von Freunden und Bekannten rühmen können, als Desor. Seine Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Zoologie, Paläontologie und Geologie, seine Arbeiten in Urgeschichte und Alterthumskunde, seine Reisen in Europa, Afrika und Amerika, die Leichtigkeit, mit welcher er die vier Cultursprachen unseres Continentes handhabt, mußten ihm überall Beziehungen schaffen, welche durch die liebenswürdigen Seiten seines Charakters meist zu dauernder Freundschaft umgestaltet wurden. Junggefelle und im Besitz eines unabhängigen Vermögens, war es ihm eine Freude, seine Freunde in seinem gastlichen Hause zu empfangen und zu bewirthen; und wenn im Winter der Kreis der Genossen mehr auf diejenigen beschränkt war, welche in Neuchatel und der nächsten Umgebung wohnten, so erweiterte sich dieser Kreis im Sommer, wo zahlreiche Zugvögel in Combe-Varin einslogen, um dort in stets anregender und heiterer Gesellschaft Erholung, äußere Ruhe und oft auch Anregung zu neuen Arbeiten zu finden. Der Gastfreundschaft des Besitzers sind nur die Räumlichkeiten des Hauses als Schranken gesetzt, und wenn auch diese nicht sehr zahlreich sind, so gestatten sie doch die gleichzeitige Anwesenheit eines halben Duzend von ständigen Gästen, während täglich aus der Umgegend Besucher zuströmen, die an der gemeinschaftlichen Tafel ihren Platz finden.

Die Hausordnung ist einfach. Morgens versammelt sich die ganze Gesellschaft zu einem typischen Schweizer-Kaffee. Man plaudert eine Zeitlang bei angezündeter Cigarre; dann zieht sich der Hausherr in sein Zimmer zurück, um seine Arbeiten und weitläufige Correspondenz zu besorgen. Man zerstreut sich; die Einen arbeiten in ihrem Zimmer, die Anderen draußen im Freien; der träumt in dem prachtvollen Tannenwalde unmittelbar hinter dem Hause, dessen Kieferstämme, sorgsam gepflegt, nur von dem Blitze oder dem Sturme gefällt werden; Jener sucht Pflanzen oder Infusorien im Moos und in den Tümpeln des Torfgrundes. Kurz nach Zwölf ruft die Glocke. Ich will nicht sagen, daß la Jour hier maßgebend sei — aber ein gewisser Reflex scheint von der städtischen Meierei herüber zu spielen und der vortrefflichen Küche, die von der seit zwanzig Jahren in dem Hause thätigen Haushälterin geliefert wird, steht der Keller ebenbürtig zur Seite. Neuchatel, Burgund, Rheingau und Bordeaux, wetteifern in Kämpfen, wo Jedes siegt und Niemand unterliegt. Combe-Varin hat seine culinaren Specialitäten, und unter diesen steht in erster Linie der aus der Wüste von Biskra und Tuggurth importirte Kuskuffu, nach Aller Meinung der schlagendste Beweis für die einstige hohe Civilisation des arabischen Volkes. Ein Scheik der Wüste hat unsere Freunde Desor, Escher von der Linth und Martins damit bewirthet, ihnen das Recept mitgetheilt und dabei erzählt, daß Sarah das Gericht nach langen Studien componirt und ihrem Abraham vorgelegt habe, zu kräftiger Unterstützung der Absichten Jehovah's, der seinem Lieblinge noch im hohen Alter einen Sohn verheißen hatte.

Das nationale Kugelspiel, so wie das Werfen mit dem altgallischen Wurfspieß, der zum Unterschiede von den Geran anderer Nationen eine Schlinge hatte (amentum), in die der Finger gesteckt wurde, beschäftigen die Kräftigeren unter der Gesellschaft nach dem Kaffee, während die Grauköpfe auf Schönbeins-Ruhe, einer einfachen Moosbank, dem zur Verdauung nöthigen dolce far niente sich hingeben. Man macht im Nachmittage Ausflüge auf die Höhen umher, vielleicht weiter nach der hohen Felsplatte von la Tourne, die einen entzückenden Anblick über den Neuenburger See und die Alpen gewährt. Für den, welcher genauere Einblicke in die Structur des Juragebirges thun will, giebt es der interessanten Punkte genug in unmittelbarer Nähe. Bei Combe-Barin selbst sind die höheren Schichten des Jura und die darauf lagernden Bildungen der unteren Kreide in schöner Reihenfolge entwickelt — gegenüber, auf der andern Seite des Val de Travers, ragen die steilen Wände des Circus vom Creux du Van — überall ist hier classischer Boden für die jurassische Geologie. Jeder beschäftigt sich nach Belieben bis zum Abendessen, wo sich die Gesellschaft auf's Neue zusammenfindet.

Das ist die Zeit für alle Phantasie'n,
So viele aus dem Studium noch entrommen!

Probleme werden aufgestellt, discutirt, gelöst, vor denen Einem Tags darauf die Haut schauern könnte; Anekdoten erzählt, auf die ein Münchhausen oder Baron Trac eifersüchtig sein würde, wenn er sie nicht als sein Eigenthum reclamirte. Die Geister plagen zuweilen hitzig aufeinander, und manchmal ringen Ebenbürtige in ernstem Kampfe um die Lösung einer wissenschaftlichen Frage. Oft muß das zahme Gethier zu einer solchen herhalten. Hund, Katze, Canarienvogel sind alle auf's Feinste dressirt, in allen möglichen Kunststücken geübt und an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Eine Inschrift an der Decke des Speisezimmers verewigt die Erinnerung eines solchen Experimentes. Warum fallen die Katzen stets auf die Füße, nie auf den Rücken, der doch schwerer ist? Einer der Physiker behauptet, um den zur Umdrehung nöthigen Schwung sich zu geben, müsse die Katze einen festen Stützpunkt für die Füße haben. Man beschließt ein entscheidendes Experiment. Peter, der große Kater, der auf Geheiß stundenlang wie todt auf dem Rücken liegen bleibt, wird in einer aus einem Schnupstuche bereiteten Hängematte an der Decke des Zimmers mit einem Faden aufgehängt. Peter liegt unbeweglich, wie todt. Er bricht sich gewiß das Rückgrat beim Falle, ruft der Stütz-Physiker aus, und holt mitleidig ein Kissen, das auf dem Boden ausgebreitet wird. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Faden durchschnitten, Hängematte und Peter stürzen herab, aber Letzterer fällt auf seine Füße und springt mit gewaltigem Satz seinem Herrn auf die Schulter, der ihn unter lautem Hurrah! liebkost.

Der Weg, welcher von der großen Landstraße nach Combe-Barin führt, ist auf der einen Seite von einer Reihe von Bäumen beschattet, während auf der andern der Wald selbst ihn einfaßt. Der Gedanke lag nahe, diese

Bäume denjenigen Besuchern zu widmen, welche einige Zeit sich in dem gastlichen Hause aufgehalten hatten. Streng wurde die Regel festgehalten, daß nur diejenigen einen Baum erhalten sollten, welche wenigstens eine Nacht dort zugebracht. So entstand nach und nach jene Naturforscher-Allee, welche den Titel gegeben hat. Freilich sind nicht Alle Naturforscher, deren Namen hier verzeichnet stehen. Persönliche, nähere und geliebte Freunde waren ebenso wenig ausgeschlossen, als Schriftsteller oder Staatsmänner der Schweiz, mit welchen Professor Desor namentlich in den letzten Jahren in näheren Verkehr trat, wo er als Mitglied des Neuenburgischen Großen Rathes und des schweizerischen Nationalrathes wirkte. Aber die Naturforscher bilden den Hauptstock — auf den Ahornen, Linden, Buchen und Tannen, welche die Namen tragen, zähle ich fünfzig Naturforscher gegenüber achtzehn anderen Namen.

Und welche Namen! Fast könnte man an der Reihenfolge derselben die neuere Geschichte einiger Hauptwissenschaften demonstriren. Leider zeigt ein Kreuz über manchem der Trefflichsten, daß sie das Ziel ihrer Laufbahn erreicht haben; und mancher Graukopf, der die Allee beschreitet, mag sich sagen, daß sein Baum auch bald ein solches Kreuz tragen wird. Immerhin! Auch die Bäume leben nicht ewig — aber so lange sie stehen, wird auch das Andenken derjenigen, deren Namen sie tragen, nicht verlöschen.

Eine Riesentanne im Walde abgerechnet, auf welcher der Besuch des internationalen Post-Congresses vom Jahre 1874 verzeichnet steht, zähle ich 68 geweihte Bäume, die nach des Besitzers Willen, auch von seinen Nachfolgern geschont werden sollen. Der Versuch, die Träger dieser Wahrzeichen nach Nationalitäten zu ordnen, stößt auf einige Schwierigkeiten. Welcher Nationalität sollen die Männer deutschen Ursprunges zugezählt werden, die von ihrem Vaterlande getrennt, in der Schweiz eine neue Heimat fanden und dort sich einen Namen in der Wissenschaft machten? Wohin gehören die Elsässer, welche theils noch in französischen Diensten stehen, theils aber, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, jetzt Unterthanen des Deutschen Reiches geworden sind, deren wissenschaftliche Leistungen aber in die Zeit vor dem Kriege von 1870 fallen? Entscheide ich die Frage so, daß die Betreffenden dem Lande zugezählt werden, wo sie sich ihre wesentliche Stellung errangen und in dem sie ihre vorwiegenden Leistungen producirten, so stellen sich die Zahlenverhältnisse folgendermaßen: Die Schweizer haben, wie leicht begreiflich, den Vortritt mit 28 Namen von mehr gemischtem Charakter, während die Namensträger der übrigen Nationen mit nur seltenen Ausnahmen, einzig der Wissenschaft angehören; dann folgen die Deutschen mit 15 Namen, die Franzosen mit 9, die Nordamerikaner mit 6 Vertretern. Italien zeigt 4, England 3, Belgien, Holland, Skandinavien nur je einen Repräsentanten.

Bei der Einreihung in verschiedene Wissenschaften zeigen sich ähnliche Schwierigkeiten. Mit Ausnahme einiger weniger persönlicher Freunde, die in andern Arbeiten zum Theil selbst eine hervorragende Stellung einnehmen,

gehören die meisten Namen zwar den Naturforschern an; aber in welche Facultäts-Schublade soll man Leute stecken, die wie Martins, Mortillet, Moritz Wagner und ich selbst sich in gar mancherlei herumgetrieben haben? So zähle ich denn 21 Männer, von welchen 8 als Politiker, 6 als Schriftsteller, zwei auf religiösem Gebiete sich einen Namen gemacht haben, während 5 nur dem engsten Freundeskreise angehören. Unter den Naturforschern liefern die Geologen mit 21 Vertretern das bedeutendste Contingent; ihnen nach kommen die Physiker mit 7, die Theologen und Botaniker mit je 6, die Chemiker mit 5 Namen, während die Urgeschichtler nur zwei Repräsentanten zeigen. Sehen wir uns die Gruppen etwas näher an.

Kommt man von der großen Straße her, so ist links der erste Baum, der an dem Wege nach Combe-Barin steht, eine mächtige Tanne, die den Namen von Theodor Parker trägt. Der berühmte, freisinnige Prediger der nordamerikanischen Unitarier war Desor's vertrautester Freund während dessen Aufenthalt in Boston; als er zur Linderung seines Brustleidens nach Europa herüber kam, brachte er Monate in Combe-Barin zu, wo ein sonniges Zimmer ihm geweiht ist: in Desor's Armen starb er in Florenz. Ihm nach eiferte der Franzose Buisson, der sich während eines längeren Aufenthaltes in Neuchatel die aussichtslose Aufgabe gestellt hatte, eine christliche Religion ohne Christus und eine protestantische Kirche ohne Pfarrer zu gründen. Zur Expiation dieses Versuches strengen sich Orthodoxe und Pietisten mehr an als je; und während die heimische Industrie der Berge, die Uhrenfabrication, nur mit Mühe ihre schweren Wunden verbindet, schießen die Kirchen wie Pilze aus der Erde und findet man immer noch Geld für neue Kapellen und Pfarreien.

Lassen wir dieses Kapitel — es ist mein Feld nicht. Parker ist, ebenso wie ein anderer gleichgesinnter Freund, Dr. Kuchler, aus Mannheim, längst aus der Reihe der Kämpfer gestrichen, und Buisson hat in seinem Vaterlande einen lohnenderen, wenn auch nicht unbestrittenen Wirkungskreis gefunden, indem er der Umgestaltung und Verbesserung des französischen Volksunterrichtes seine nicht hoch genug zu schätzende Kraft widmet.

Die Hauptallee ist fast gänzlich von den Naturforschern in Beschlag genommen; Politiker und Literaten haben sich längs des Saumes des Waldes angesiedelt. Zu den ersteren gehören der Neuenburger Borel, der den bewegten stets umstrittenen Sitz im schweizerischen Bundesrathe mit dem ruhigeren Posten eines Directors des internationalen Postbüreaus vertauscht hat; der Züricher Dubs, der aus dem Bundesrathe in das Bundesgericht übertrat, jetzt aber wohl gern die Residenz in dem rebenumgrüntem Lausanne mit der heimischen Stätte von Limmat-Athen vertauscht hätte, wenn anders das Volk ihm seine Stimme dazu gegeben*); der Aargauer Keller, der alte Augustin, ergraut im Streite gegen Klöster und Pfaffen, der auch jetzt noch in aussichtslosem Culturkampfe sich abmüht und ohne welchen der schweizerische Stände-

*) Dubs ist seitdem in Lausanne gestorben.

rath undenkbar ist; die noch jetzt amtirenden Bundesräthe Droz aus dem Kanton Neuenburg, Schenk von Bern und Welti von Aarau, die in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, heiße Redeschlachten haben durchfechten müssen in der Gotthardfrage, welche fast eine Existenzfrage für die Eidgenossenschaft geworden ist; denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, und wenn auch die Eidgenössischen Rätthe die für ein so kleines Land bedeutende Subventionsfrage bejaht hatten, so war es doch sehr zweifelhaft, ob auch das Volk in seiner Mehrheit die Summe bewilligen werde. Deutschland ist hier nur durch zwei Männer vertreten und ich bin sogar zweifelhaft, ob man Jacob Benedey zu den Politikern rechnen darf, denn er trieb seine Versöhnungspolitik als Literat und seine Schriftstellerei als Politiker. Der Andere aber lebt, Carl Mayer, der urwüchsigste Vertreter des Schwabenlandes, und in ihm lebt noch immer der Grimm gegen „die Preußen“, denen er alles Unheil zuschreibt, welches seit Jahrhunderten im europäischen Mittellande sich ereignet hat. Wir aber lieben unser „Mayerle“ deshalb nur um so mehr, denn dieser Ingrim und Zorn bricht in prächtiger Weise aus der Tiefe eines für alles Schöne und Gute begeisterten Herzens.

Die reine Literatur spielt eine geringere Rolle. Georges Sand hatte kurz vor ihrem Tode einen Besuch angekündigt — er konnte nicht ausgeführt und deshalb ihr kein Baum geweiht werden. Der sinnige Fritz Berthoud, Bewohner von Fleurier in dem benachbarten Traverser-Thale, vertritt mit seinem Schwiegersohne Clément, dem Kunstkritiker des Journal des Débats, und dem Neuenburger L. Favre, der den Pinsel nicht minder gut führt, als die Feder, die romanische Literatur, während Alfred Hartman aus Solothurn, der Verfasser der „Mittabende“, sich hier den Stoff zu einer Novelle geholt hat, welche den Kanzler Hory zum Helden hat.

Combe-Varin ist eine Stätte des Friedens — es würde sich außer andern diametralen Gegensätzen auch von der Residenzstadt Berlin durch die gänzliche Abwesenheit des Militärs unterscheiden, wenn nicht der Chef des eidgenössischen Geniewesens, Oberst Siegfried von Aarau und ein Capitän der algierischen Spahis, Zickel aus dem Elsaß, sich Jeder einen Baum erobert hätten, freilich nicht durch ihre militärische Stellung, sondern durch wissenschaftliche Arbeiten. Wenn der Eine noch jetzt bei der europäischen Gradmessung betheiligt ist, so hat der Andere durch Erbohrung von Hunderten artesischer Brunnen in der Wüste sich ein bleibendes Verdienst um die Bevölkerungen erworben. Zickel war es, der meine Freunde Desor, Escher von der Linth und Martins in der Sahara führte, als sie das Problem der ehemaligen Wasserbedeckung der Sandwüste an Ort und Stelle studirten.

Drei Linden queren von dem Wege nach dem Literatenviertel hin — an der vorderen glänzt Moleschott, die mittlere habe ich in Beschlag genommen — uns Beiden gefellt sich Hirsch, der Director der Sternwarte in Neuchatel, der sich von den Mathematikern, Astronomen und Physikern abseits gestellt hat. Aber auch uns Beiden andern stehen die Berufsgenossen gegenüber in Reihe

und Glied — Virchow, der bei seinem hiesigen Aufenthalte, welcher in die Zeit des hitzigen Kampfes um die Trichinen fiel, den vortrefflichen rohen Schinken „aus Princip“ nicht kosten wollte, dann aber doch, ein moderner Adam, durch seine Eva dazu verführt wurde und nach diesem Sündenfalle stets tiefer in die Trichinengefahr verfiel; Targioni-Tozzetti, der lange, hagere, immer heitere Italiener, der mit unglaublichen Sprüngen den Heuschrecken nachsetzte, welche seinem nimmersatten Weingeistfläschchen zum Opfer fielen; der sinnige Ordner des Stuttgarter Muster-Museums Krauß, und der brave Papa Coulon, der Pfleger des Naturalien-Cabinetts von Neuchatel, der nicht frühstückt, bevor er nicht einige Vögel ausgestopft hat, und dem schon mancher Besucher der Sammlung ein Geldstück in die Hand drückte, weil er ihn im Arbeitswammus für einen Custoden hielt, was den reichen Mann, der seiner Liebhaberei nur fröhnt, stets in neue Verlegenheit bringt. Als der Reisende Tschudi vor bald vierzig Jahren nach Chile geschickt wurde, um dort für einige Museen zu sammeln, dachte Papa Coulon daran, ihm einige Tauschgegenstände mitzugeben, die er vielleicht drüben verwerthen könne. Sein Auge fiel unter anderm auf eine weiße Amsel, die er nebst einigen Geschwistern aus dem Neste genommen, groß gezogen und nachher ausgestopft hatte. „Le merle blanc“ ist seiner Seltenheit wegen in Frankreich sprichwörtlich geworden. Die weiße Amsel wird eingepackt; Tschudi verkauft sie drüben. Nach einigen Jahren erhält Papa Coulon einen Brief von einem in Lima ansässigen Neuenburger, der ihm schreibt, er habe für das Museum einen höchst seltenen Vogel erworben, der nur die höchsten Spitzen der Cordilleren bewohne, weiß wie der Schnee und wahrscheinlich ganz neu für die Wissenschaft sei, denn er habe in den Museen von Lima und Santiago sich vergebens nach einem zweiten Exemplare umgesehen. Die Kiste kommt an, Papa Coulon packt aus in fieberhafter Erregung — „Denken Sie sich meine Enttäuschung,“ erzählte er mit schmerzlichem Ausdrücke, „denken Sie sich meine Enttäuschung, als ich meine weiße Amsel erkannte, die zweimal die Linie passirt hatte, um wieder an ihren alten Standort zurückzukehren!“

Schönbein und Eisenlohr haben einen Zwillingss-Ahorn; sie sind hier im Tode vereint, wie sie es im Leben waren. Wenn der Sommer kam, dann litt es den einen nicht mehr in dem engen Basel, den andern im staubigen Carlsruhe und sie kamen nach Combe-Barin, um dort in aller Gemüthlichkeit zu schwäbeln, alte Geschichten zu erzählen, täglich zu schwören, daß sie es nicht mehr miteinander aushalten können, weil Jeder den Andern beschuldigte, ein alter Philister geworden zu sein, und sich am Abend wieder zu versöhnen bei einem Glase guten Weines. Dann flossen die Herzen über, und in der Nacht träumte Eisenlohr, daß er sich mit Schönbein raufe und warf in der Hitze des Streites Wasserflasche und Glas zu Boden. Verlegen kam er des andern Morgens früh zur Haushälterin. „Marie, fahren Sie heute nach les Ponts?“ „Heute nicht, Herr Eisenlohr, aber morgen!“ „Fahren Sie doch heute hin, ich muß nothwendig hinüber!“ „Meinetwegen, ich will's

dem Professor sagen.“ — „Was hast Du denn in Pons zu thun bei diesem Wetter, Eisenlohr? Du machst Dich krank bei diesem kalten Nebel!“ „Frage mich nicht — ich muß!“ Und Eisenlohr kam schlotternd wieder — er hatte Flasche und Glas gekauft, damit man sich nicht über seine nächtlichen Traum-Balgereien lustig mache!

Sie kommen nicht mehr nach Combe-Barin, die treuen, guten Seelen, ebensowenig als Bolley, der Chemiker des Züricher Polytechnicums; und Liebig, dem der größte Baum der Allee zwischen seinem Freunde Wöhler und seinem Schüler und Nachfolger Will gewidmet ist. Als Liebig hier oben hauste, war er durch einen Bruch der Kniescheibe, der nicht vollständig geheilt war, ziemlich unbeweglich geworden. Eine Whist-Partie war ihm zum unerläßlichen Bedürfniß geworden. Aber nur Wöhler verstand das Spiel; die übrige Gesellschaft kannte es nicht. „Ich habe in meiner Jugend wohl zuweilen Whist gespielt“, sagte Peter Merian, der Nestor der schweizerischen Geologen, „aber es mögen wohl vierzig Jahre und mehr vergangen sein, daß ich keine Karte angerührt habe!“ „Einerlei — versuchen wir es!“ Man spielt. „Aber Herr Rathsherr“, sagt Liebig nach einiger Zeit, „Sie haben da einen großen Voth gemacht, indem Sie auf meine Invite nicht antworteten!“ „Wohl möglich“, antwortet Merian trocken. Das Spiel geht fort. „Um Gottes willen, Herr Rathsherr, wie können Sie so spielen! Es ist unverantwortlich! Wir verlieren den Robber!“ „Glaub's schon“, sagt Merian lächelnd. Man spielt weiter. „Das geht ja über das Bohnenlied!“ ruft Liebig nach einiger Zeit. „Sie verhumzen ja das beste Spiel, Herr Rathsherr! Ich habe noch nie so schlecht spielen sehen! Geben Sie in Teufels Namen Acht!“ Da reckte Merian seinen herkulischen Nacken in die Höhe, bligte Liebig unter seinen dichten Brauen, die denen Heinrichs von Gagern nichts nachgeben, mit einem vernichtenden Blicke an und faltete ruhig die Karten zusammen. „Herr von Liebig“, sagte er mit starker Betonung des ‚von‘ — „Herr von Liebig! Ich habe Ihnen zum Voraus erklärt, daß ich das Spiel nicht verstehe und nur Ihnen zu Gefallen die Karten in die Hand nehme. Da Ihnen mein Spiel aber nicht gefällt und Sie sich zu Aeußerungen hinreißen lassen, die mir nicht gefallen, so ist das Spiel einmal für allemal zu Ende!“ Liebig entschuldigte sich in offenster und herzlichster Weise — die beiden Männer wurden die besten Freunde, denn unser alter Rathsherr ist ein „Prachtkerl“ wie man zu sagen pflegt, der gründlichstes Wissen mit dem heitersten, neckischen Humor und einer unerschütterlichen Gemüthsruhe verbindet — aber gespielt wurde in Combe-Barin nicht wieder.

Siljeström, den schwedischen Physiker, habe ich persönlich nicht kennen gelernt, wohl aber Wolf, den Züricher, und Dove, den Berliner, der nach Combe-Barin kam, um dort persönlich die Frage zu debattiren, ob der Föhn, der Schneevertilger, aus der zur Wüste verdorrten Sahara stamme oder nur ein vom allgemeinen Südweststrome abgelenkter mittelmeerischer Zweig sei! Welch' schönen Tag verbrachten wir mit Dove, mit von Siebold, der jetzt sein

fünzigjähriges Doctor Jubiläum gefeiert und noch in diesem Jahre 1878 sich seinen Baum in Combe-Varin erobert hat, welsch' schönen Tag verbrachten wir mit diesen und anderen alten Herren, als wir mit der deutschen Naturforscher-Versammlung von Innsbruck hinabfahren in die südlichen Gefilde von Bogen, wo uns die Fülle der herrlichsten Früchte und der feurigsten Weine erwartete! Mancher ahnte nicht, daß das Feuer dieses Weines sich auch mittheilen könne; aber als wir hörten, wie von einem der alten Herren einer Dame das ächt physikalische Compliment gemacht wurde, ihre blauen Augen seien so tief, daß man ein Duzend weißer Porzellanteller hineinwerfen könne, ohne das Weiß aus der Bläue hervorschimern zu sehen, da wußten wir, wie viel die Glocke geschlagen hatte!

Tritt hervor aus deinem, leider mit einem Kreuze bezeichneten Baume „alter Schwede“, um den Reigen der Geologen zu führen! Erscheine, Papa Dollfus, mit deinem Genossen, unserm „Christoph Collomb“, der eigentlich Eduard hieß, und erzähle uns von der „Société des sciences naturelles du Haut-Rhin“, die eine bändereiche Reihe von Verhandlungen herausgegeben hat, und doch niemals aus mehr als zwei Mitgliedern, dem Präsidenten Dollfus und dem Sekretär Collomb bestand. Erzähle von dem Margletscher, den du der Regierung von Bern abkaufen wolltest, von dem Pavillon, den du dort errichten ließest und auf welchem die Ziegen und Schafe, die man verspeisen wollte, mit der Büchse jagdgerecht erschossen wurden, um den Gästen als Gemsen aufgestellt zu werden. Erzähle von den Besteigungen des Wetterhornes und des Galenstockes, wo der Sohn vor deinen Füßen in eine Spalte stürzte und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Berichte von dem ersten darwinistischen Versuche, den du auf dem Gebiete der Anthropologie angestellt hast. Er hatte große Güter, stattliches Vieh, herrlich dressirte Pferde, bedeutende Fabriken in Mühlhausen, vielen Einfluß in Handel und Wandel, unser Papa Dollfus. Jedes Jahr versammelte er bei einem Essen die Leute, welche er in verschiedenen Beschäftigungen untergebracht hatte. „Sie können nicht glauben,“ sagte er mir, „welcher Unterschied sich nach einigen Jahren herausstellt. Der Eisenbahnbeamte ist schon am Dessert, während der Ochsenknecht noch an der Suppe schluckt; der Postbeamte hat schon hundert Ideen in kurzen, abgebrochenen Sätzen in die Gesellschaft geschleudert, während der Ackerknecht noch an dem Faden spinnet, den er beim Beginne aufgenommen hat! Der Mensch ist das Product seiner Umgebung!“

Collomb, der Spanien lange Jahre hindurch in geologischer Hinsicht durchforscht und die beste Karte der Umgegend von Paris geliefert hat, eröffnet die lange Reihe der Geologen, welche in Combe-Varin sich zusammenfanden. Die Commission der schweizerischen naturforschenden Versammlung, welche die musterhafte geologische Karte der Schweiz unternommen hat, die noch nicht vollendet ist, versammelt sich zu ihren Berathungen und Beschlüssen bald in Neuchatel, bald in Combe-Varin unter dem Voritze des Altmeisters B. Studer von Berr. Peter Merian von Basel, A. Favre und de Loriot von Genf,

Lang von Solothurn, sind Namen die heute noch schwer wiegen in der Wissenschaft — einige von den besten sind dahingegangen. Theobald, der unermüdliche Erforscher Graubündens; Gerlach, dessen Schädel ein Stein zerschmetterte, den eine über ihm wegkletternde Ziege auf dem Hochgebirge des Wallis mit dem Fuße losgelöst hatte; und die beiden Unvergeßlichen, A. Gressly von Solothurn, der gründlichste Kenner des Jura und Arnold Escher von der Linth, auf dessen Arbeiten noch heute die geologische Kenntniß der Alpen ruht; Gressly, das Original der Originale, der „Mergelkönig“, war der bummelnde Zigeuner der Geologie. Ohne Geld und Habe zog er im Frühjahr aus, um in seinem Jura herumzuströmen, Versteinerungen zu suchen, die er sorgsam ableckte, ehe sie im Ranzen verschwanden, und Notizen zu sammeln, die er dann im Winter bearbeitete. Alle Bauern und Hirten kannten ihn, beköstigten, pflögten und beherbergten ihn, und wenn der Winter kam, der seinen Streifereien ein Ziel setzte, so fiel er bei einem Freunde ein, der seiner wartete bis zum nächsten Sommer. In seinen späteren Jahren, wo Gicht und Rheumatismus ihn oft hemmten, hatte er sein Standquartier bei Desor, bis Nacht seinen regen, aber ungeordneten Geist umhüllte. Wie aber den Besten und Bravsten bezeichnen, Escher, den Mustertypus des geologischen Forschers, dem kein Gipfel zu hoch, keine Wand zu steil war, dessen umfassendes Wissen nur überwogen wurde von seiner unbegrenzten Bescheidenheit und Gutmüthigkeit! Wenn ich der Stunden gedenke, die wir nach harter, mühevoller Tagesarbeit auf dem Aargletscher zubrachten bei frugalem Mahle unter dem lustigen Zelte, Agassiz, Desor, Escher, Nicolet von la Chaux-de-Fonds und ich, so will es mich manchmal fast dünken, daß ein anderer Geist damals die Wissensdurstigen belebte und daß wir Ueberlebenden nur noch Ruinen sind, die in die Jetztzeit halb verwittert hineinragen. Freilich ist mehr als ein Menschenalter seit 1841 verflossen!

Lyell kann ohne Zweifel als der Schöpfer der neueren, geologischen Anschauungen betrachtet werden. An die Stelle der plötzlichen Revolutionen, der verheerenden Kataklysmen hat er die langsame, durch Neonen fortdauernde Wirkung der jetzt noch thätigen Kräfte gesetzt. Auch er war längere Zeit hindurch Gast in Combe-Varin und um ihn gruppiren sich eine gewisse Zahl Forscher englischer Zunge aus Großbritannien und Amerika, Ramsay und Wright, Leslie und Whitney und vor Allem J. Hall, der Staatsgeologe New-York's, dessen Arbeiten uns zuerst die reichen paläontologischen Schätze der Vereinigten Staaten erschlossen haben. „Ich komme hierher“, sagte er mir, „wenn ich „exhausted“ bin — acht Tage Aufenthalt in Combe-Varin heilen mich von den Folgen achtjähriger Arbeit in Albany. Ich habe noch Material für wenigstens 200 Tafeln in Quart — ich werde wohl noch einen Aufenthalt in Combe-Varin machen müssen, bis ich mit der Bearbeitung fertig werde.“

Der feine Abbate Stoppani, der jetzt in Florenz Geologie lehrt, und der stets bewegliche, ruheloße Professor Capellini von Bologna repräsentiren

vortrefflich zwei verschiedene Seiten der Nation, welcher sie angehören. Der Abbé ist kein Darwinist — vor solcher Sünde schützt ihn die vor Jahren erhaltene Weihe, aber er klagt mit komischer Ironie, daß sein gelehrter College ihn stets schon durch seinen Anblick in die Gefahr bringe, den Weg des Heils zu verlassen und der Schaar der Transformisten sich anzureihen. Fr. Roemer, der von seinem Standorte Breslau aus die Provinz Schlesien so gründlichen Untersuchungen unterworfen hat, Zittel, der Münchener Paläontologe, dessen großes Werk leider nun schon seit mehreren Jahren stockt, der einbildungsreiche Schwabe Fraas, der den Libanon mit demselben Eifer ausgebeutet hat, wie sein heimisches Stammland, vertreten die deutsche Geologie, während der Franzose G. de Mortillet mit Fraas und Zittel zu den Urgeschichtlern hinüber leitet. Aber wer hätte sich nicht mit Höhlen, Pfahlbauten, Stein-Bronze und Eisenzeit beschäftigt? Wenn ich Le Hon, den belgischen Schriftsteller, dem es aber mehr um Popularisirung der Wissenschaft als um eigene Forschungen zu thun war, und den Grafen Gozzadini hier als specielle Vertreter der prähistorischen Forschung nenne, so geschieht es, weil sie die Einzigen sind, die unter den zahlreichen Besuchern Combe-Varin's sich nur mit dieser Wissenschaft und keiner andern beschäftigten. Ah! Welch' gute Stunden haben wir in dem alten Palazzo der Gozzadini in der Strada San Stefano von Bologna zugebracht! Desor, mir und meinen beiden Söhnen war das Erdgeschloß zur Verfügung gestellt; und während meine Jungen sich in dem Garten und dem Festsaale tummelten, erzählte uns die geistreiche Gräfin von ihren Reisen in der Schweiz. Ihre Bedienten hielten alle Flüsse für den Reno, der bei Bologna vorbeifließt, und wenn die Reise stromabwärts ging, so freuten sie sich, weil sie von Bologna aus stromaufwärts gereist waren. Als sie aber gar nach dem Uebergange des Splügenpasses an den wirklichen Rhein kamen, den alle Welt Reno nannte, waren sie außer sich vor Entzücken und folgten dem Strome mit Begeisterung bis nach Holland, immer überzeugt, nach der nächsten Station müßten die hundert schiefen Thürme der geliebten Vaterstadt am Horizont auftauchen!

Sollten wir der Botaniker vergessen? Des frommen Godet aus Neuchâtel, der 50 Jahre seines langen Lebens der Flora des Jura gewidmet hat; des emsigen Léon Lesquereux, der ursprünglich ein einfacher Handarbeiter im Val de Travers war, den aber die Liebe zur Wissenschaft nicht ruhen ließ und der jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die fossile Flora der Kreide- und Tertiärgebilde mit so staunenswerthem Erfolge bearbeitet? Dort kraucht etwas im Busche herum — es ist Blanchon von Montpellier, der Entdecker der Reblaus, der zerstörenden *Phylloxera* — hier steht ein langbeinigtes Wesen mit gebücktem Haupte über Moore und Torfgräben — es ist W. Schimper von Straßburg, der Moosvater, einer der liebenswürdigsten und zugleich kenntnißreichsten Menschen, welche die Erde trägt, dessen Reisen ihn fast ebenso weit geführt haben, als unseren kleinen Freund Charles Martins, den Director des botanischen Gartens von Montpellier. Raum mag

seit beinahe vierzig Jahren eines ausgefallen sein, wo wir uns nicht getroffen hätten, bald hier, bald dort, auf den Höhen der Gletscher, wie in den Tiefen an dem Meeresstrande; und es hat eine gewisse Bedeutung für das Leben, wenn man sich sagen kann, daß in heiteren, wie schweren Stunden sich niemals eine Wolke zwischen die Freunde gelagert hat! Glücklicher Weise kennt die französische Sprache das „Duzen“ nicht, welches dem Deutschen die Pflicht auferlegt, dem Duzbruder die gemüthlichsten Grobheiten an den Kopf zu werfen; und obgleich Martins das Deutsche beherrscht und spricht, so sind wir doch der netteren und freundlicheren Sitte unserer Nachbarn über dem Rhein trenn geblieben.

Wir hätten die Liste der Besucher von Combe-Varin erschöpft, wenn wir nicht noch eines treuen Genossen erwähnen müßten. Was wäre der Gelehrte der Naturforscher, der Schriftsteller ohne den Verleger, der ihm das Verständniß der großen Menge vermittelt? Was wäre die Gesellschaft von Combe-Varin ohne Reinwald in Paris, aus dessen Bureau in der Rue des Saints — Péres die Werke Darwin's ihren Siegeszug durch Frankreich antraten?

Es ist Zeit, diesen Aufsatz zu schließen. Auf einen Punkt aber möchte ich noch aufmerksam machen. Die Liste der in der Naturforscher-Allee von Combe-Varin eingebaumten Männer ist lang und zahlreich — sie umschließt mit die Besten aus den meisten Culturländern Europa's und Amerika's. So viele der Männer auch darunter sein mögen, die sich auszeichneten in mannigfachen Gebieten der Wissenschaft, so wenige finden sich dabei, welche durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch Reichthum und Standesbeziehungen von vornherein die Wege geebnet fanden, welche sie zum Ziele führten. Die meisten haben sich im Gegentheil emporgerungen aus niederen Verhältnissen durch harte Arbeit und oft auch durch empfindliche Entbehrungen; die meisten sind „self-made men“, selbstgemachte Männer, in der besten Bedeutung des Wortes, wie jene drei berühmten Chemiker, die ich einmal von ihrer Jugendzeit, von ihrer Lehrlingszeit in Apotheken zusammen erzählen hörte. Ich, sagte der Eine, habe die Stiefel meines Principals gepuzt; ich, fügte der Andere hinzu, die schmutzigen Töpfe meiner Principalin! — und ich, sprach der dritte, ich habe glücklicher Weise die Platte gepuzt! (Er war seinem Prinzipal wegelaufen.) Das Emporringen durch eigenen Willen und eigene Kraft, das ist, wenn ich nicht irre, die Signatur einer Generation, welche allmählig ausstirbt und von der ein kleiner Bruchtheil auf den Bäumen von Combe-Varin vertreten ist.





Bibliographie.

Uebersetzungen aus Nord und Süd.

Die Monatschrift hat sich, vom Anbeginn ihres Erscheinens, besonderer Beachtung seitens der ausländischen Presse zu erfreuen gehabt. Nicht nur, daß hervorragende nichtdeutsche Blätter von dem Inhalte der einzelnen Hefte in referirender Weise Notiz genommen haben, haben sie auch ihrer Schätzung des von „Nord und Süd“ Gebotenen durch autorisirte oder unzerlaubte Reproduktion besonders bemerkenswerther Beiträge zu erkennen gegeben. So ist z. B. die Mehrzahl der von der Monatschrift veröffentlichten Novellen jenseits des Oceans nachgedruckt worden, wie überhaupt die ganze Zeitschrift den sogenannten „Sonntags-Blättern“ deutsch-amerikanischer Zeitungen ein nie versagender Helfer geworden ist. Diese durch kein Gesetz verhinderte Form der Aneignung fremden, geistigen Eigenthums ist in Nordamerika indessen schon derart gang und gäbe geworden und hat so große Dimensionen angenommen, daß die beabsichtigte Hervorhebung einzelner Momente, wenigstens soweit es sich um „Nord und Süd“ handelt, mit dem Abdruck fast des vollständigen Inhaltsverzeichnisses aller bisher erschienenen Hefte gleichbedeutend wäre. Es möge daher hier nur auf einige Fälle aus jüngster Zeit hingewiesen sein, in denen es sich um die (zumeist mit Erlaubniß der Autoren geschehene) Gewinnung von Beiträgen dieser Zeitschrift für den Literaturschatz fremder Nationen handelt. So ist u. A. Berthold Auerbach's gedankenreiche Novelle „der Sohn des Rächchen von Heilbronn“ unter dem Titel „Carrying a paint-box“ in

Appletons'-Journal, einer der verbreitetsten Monatschriften der Union, vortrefflich übersezt erschienen. Der befremdliche englische Titel bezieht sich auf die die Lösung des Conflicts herbeiführende Frage des Helden der Novelle an sein Weib: „Louise, soll ich Schminkeopsträger werden?“

Bei dieser Gelegenheit sei auch der von genauester Kenntniß unserer Sprache und feinstem Eindringen in die dichterische Persönlichkeit Auerbachs zeugenden englischen Uebersetzung von dessen „Landolin von Reutershöfen“ gedacht. Sie rührt von Fräulein Sarah English her, einer der weiblichen Beamten des nordamerikanischen Ministeriums des Innern, an dessen Spitze gegenwärtig unser deutscher Landsmann Karl Schurz sich befindet. Die Uebersetzung nimmt einen Band der von Holt u. Co. in New York herausgegebenen und sehr gefällig ausgestatteten „Leisure-Hour Series“ ein, in der u. A. auch die meisten der übrigen Schriften Berthold Auerbach's erschienen sind. — Mit ihm erfreut sich Rudolph Lindau der Auszeichnung, wiederholt in's Englische übersezt worden zu sein. Sein „Gordon Baldwin“ ist nicht nur in New York als Buch, sondern auch in einem der angesehensten englischen „Magazines“, in „Blackwood's“, reproducirt worden. Dieselbe Gunst wurde den in „Nord und Süd“ erschienenen Novellen „das rothe Tuch“ und „der Seher“ mehrfach zu Theil. Von letzterer brachte z. B. eine in Buenos-Ayres täglich erscheinende spanische Zeitung eine vollständige Uebersetzung. Ein

eigenthümliches Schicksal waltete über der französischen Uebersetzung derselben Dichtung. Sie erschien im Feuilleton des Pariser „Figaro“ unter dem Titel „Le Visionnaire“, gab sich nicht als Nachbildung zu erkennen und trug als Autorname lediglich die Buchstaben N. L. Ein angesehenes deutsches Blatt fand an der französischen Geschichte so großes Gefallen, daß es — und zwar den internationalen Verträgen gegenüber unvorsichtigerweise — die Novelle für das Feuilleton in sein geliebtes Deutsch zurückübersetzen ließ. Die Redaction des betreffenden Blattes erkannte erst nach erfolgtem Abdruck ihren ergößlichen Irrthum, dessen Consequenzen sie sich durch ein liebenswürdig-offenes Bekenntniß entzog. Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, die Metamorphose zu verfolgen, welche Rudolph Lindau's knappe, gedrungene Sprache auf ihrer Reise von Berlin nach Paris und zurück nach Deutschland zu erfahren gehabt hat. Ein ähnliches Abenteuer hatte einst Eberly's anfänglich anonym erschienener Essay, „Die Gestirne in der Weltgeschichte“, zu bestehen, nur daß es sich bei Eberly um eine Uebersetzung in's Englische handelte. — Max Müller's, in einem der letzten Hefte von „Nord und Süd“ erschienener Beitrag „Ueber Fetischismus“, hat sich

der lebhaftesten Theilnahme seitens der englischen Presse zu rühmen gehabt. „Times“ und andere leitende Blätter Englands haben ihn zum Gegenstande eingehender Betrachtung gewählt. Nicht geringere Aufmerksamkeit ist L. Noiré's Essay über „Max Müller und die Sprachphilosophie“ in England zu theil geworden. Beschäftigt sich der Aufsatz doch mit einem der geachtetsten Gelehrten des Inselreichs, den unsere Nachbarn für ihre Nationalität beinahe in demselben Sinne in Anspruch nehmen, wie sie heut noch den Tonmeister Händel den ihrigen nennen. Auch den Italienern ist Noiré's hervorragende Arbeit durch eine gelungene Version zugänglich gemacht worden, ebenso wie Paul Lindau's Studie über Victor Hugo. — Es sei hier noch erwähnt, daß Ernst Wichert's Novelle „Schuster Lange“ im Verein mit zwei anderen seiner Erzählungen soeben in's Französische übersetzt worden ist. Der Titel des in der Hachette'schen „Bibliothèque des meilleurs romans étrangers“ erschienenen Bandes lautet: Les perturbations — Au bord de la Baltique — Le vieux cordonnier. Nouvelles traduites de l'Allemand avec l'autorisation de l'auteur par Mlle. H. Heinecke. Die Wiedergabe, insbesondere der letzten Novelle, verdient alles Lob. j. h.

Adolf Streckfuß, Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Lexikon-Octav. Lieferung. 1—8. S. 1—320. Berlin, 1879, B. Brigl.

Vollständig in 30 Lieferungen à M.—. 50
Eine gut erzählte Geschichte der energischen Entwicklung Berlins, gleichzeitig eine Geschichte des Brandenburgisch-preussischen Herrscherhauses. Die zahlreichen anekdotischen Mittheilungen aus mehr oder weniger bekannten Memoirenwerken geben der Darstellung nicht selten den Reiz einer glücklichen romanhaften Erfindung.

Zwei amerikanische Idyllen. („Elisabeth“ von Henry Wadsworth Longfellow und „Eingeschnitten“ von John Greenleaf Whittier.) Uebersetzt von Karl Knorz. 12. 43 S. Berlin, 1879, Böhne. M.—. 75

Die Gewandtheit des Uebersetzers bewährt sich in der Wiedergabe der zwei bekannten Dichtungen von Neuem.

Johann von Wildenradt, Fra Filippo Lippi. Episches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 159 S. Hamburg 1879, D. Meißner. gebunden M. 3.—

Ein Dichtertalent nicht gewöhnlicher Art spricht aus diesen schwungvollen Versen, in denen die Liebes- und Künstlergeschichte des berühmten Florentiner Meisters in anmuthiger Form erzählt wird.

Chr. Müff, Antik und Modern. Ein Vortrag. 8. 48 S. Halle, 1879, Mühlmann.

Deutsche Pomologie. Chromolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturamweisung der empfehlenswerthesten Sorten Aepfel, Birnen, Kirichen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben. Nach den Ermittelungen des „Deutschen Pomologen-Vereins“ herausgegeben von W. Lauche. 1. Lieferung. 8. 4 Blatt Text und 4 Tafeln. Abbildungen. Berlin, 1879, Wiegandt, Hempel und Parey. In 48 monatlichen Heften. à M. 2.—

J. Wiel und H. Guehn, Handbuch der Hygiene. 1.—6. Lieferung. 8. S. 1—384 mit eingedruckten Holzschnitten. Karlsbad, 1879, H. Feller. à Lieferung M. 1.60.

Dieses Handbuch verfolgt eine eigne, rein praktische Richtung; es verbreitet sich nämlich über alles Dasjenige, womit sich die Gesundheitsämter befassen. In dieser Beziehung ist es ein Nachfolger des im vergangenen Jahre erschienenen preisgekrönten Werkes von Friedrich Sander. Während sich jedoch Sander mit seinem Werke mehr an den spezifischen Fachmann wendet, versuchen die Verfasser des vorliegenden Handbuches die hygienischen Lehren, unter möglichem Ausschluß aller Fachterminologien, für weitere Kreise in gemeinverständlicher Form zu behandeln. Bei der großen Wichtigkeit der Lehre von der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, eine Wichtigkeit, die angesichts der vom Osten drohenden Gefahr immer mehr anerkannt wird, ist ein Werk mit den Zielen des gegenwärtigen durchaus und umsomehr willkommen zu heißen, wenn es, wie die gemeinsame Arbeit von Wiel und Guehn (ersterer durch sein „diätetisches Kochbuch“ und sein Buch „Tisch für Magenranke“ längst in gutem Ansehen stehend) seiner Aufgabe mit verständnisvollem Geschick gerecht wird. Das Werk soll in 10—14 Lieferungen abgeschlossen sein.

Heinrich von Treitschke, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII und 790 S. Leipzig, 1879, Hirzel. M. 10.—

Das bedeutungsvolle Werk ist auf 5 Bände berechnet, welche in ununterbrochener Folge erscheinen sollen. Der zweite Band wird das Zeitalter der Restauration bis zum Jahre 1830, der dritte das Jahrzehnt der Julirevolution und die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. behandeln, während der vierte die Revolutionsjahre 1848—50 schildern und der fünfte mit dem Jahre 1866 abschließen wird. Diese großangelegte Arbeit des berühmten Geschichtslehrers und Essayisten wird sicherlich ebenso begeisterte Zustimmung wie erbitterte Bekämpfung erfahren. Jedenfalls ist sie ein Ereigniß in der neueren historischen Literatur Deutschlands, mit dem sich „Nord und Süd“ in umfassenderer Form zu beschäftigen haben wird, als es die Zwecke dieser bibliographischen Notizen ermöglichen.

Nord und Süd. IX, 25.

Josef Weilen, Unerfesslich, Roman. 8. 358 S. Breslau, 1879, E. Schottlaender. M. 5.—

Josef Weilen, dem Dramatiker und Lyriker von nicht gewöhnlicher Begabung begegnen wir hier zum ersten Mal auf dem Gebiet des Romans. Eine ergreifende und rührende Herzensgeschichte ist es, die Weilen hier in vortrefflicher, von dichterischer Wärme durchdrungener Sprache erzählt. Man merkt es dem Roman an, daß er von einem Dramatiker herrührt, dem keines der technischen Geheimnisse, welche Spannung hervorzurufen geeignet sind, fremd geblieben ist. Die bewegten Vorgänge des Romans nehmen die Theilnahme des Lesers fast ununterbrochen in Anspruch, und wo die Handlung einen Augenblick still zu stehen scheint, weiß der Verfasser durch sein empfundene landschaftliche Stimmungsbilder ein anders geartetes Interesse zu erregen, welches nachklingt, wenn man das Buch längst aus der Hand gelegt hat. Die einzelnen Schilderungen aus der ungarischen Karpathenlandschaft und dem Tatra-Gebiete sind doppelt reizvoll, weil sie nicht nur kunstvoll sind, sondern weil sie uns in ein wenig gekanntes romantisches Land mit der sicheren Hand des kundigen Führers leiten.

Frdr. Fabri, Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung. 8. VIII und 108 S. Gotha, 1879, F. Perthes. M. 2.—

Der Verfasser, durch seine Missions-thätigkeit im weiten Kreise bekannt, versucht den Nachweis, daß die rapide Bevölkerungszunahme im deutschen Reiche ein Wurzelpunkt unserer wirtschaftlichen Nothe, unserer socialen Verlegenheiten sei. Als Heilmittel schlägt er die Organisation einer starken und constanten Auswanderung vor. Die Gründung von Ackerbau-Colonien sei für Deutschland eine unerläßliche Nothwendigkeit. Während er bezüglich dieses einen Theiles seiner Colonisations-Ideen auf die Initiative der Regierungen rechnet, erwartet er für die Handels-Colonien alles von der Tüchtigkeit und dem Unternehmungsgeist unseres Kaufmannsstandes. Die folgenden Ausführungen des Verfassers über Straf-Colonien und deren Bedürfniß für Deutschland, über die kulturelle Bedeutung der Missionsarbeiten, über die Erschließung Afrikas u. werden selbst dort interessieren, wo man den vorgetragenen Ansichten nicht zustimmen vermag.

Wilhelm Duden, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. Lexicon-Octav. XV. und 707 S. Berlin, 1879, Grote.

M. 13. 50

Das bedeutsame Werk, zu dessen eingehender Würdigung hier nicht der geeignete Ort ist, bringt die Darstellung desjenigen Zeitraums zum Abschluß, der mit dem Eintritte Oesterreichs in den Kriegsbund gegen Napoleon endet, und greift nur im letzten Abschnitt über diese Grenze hinaus. Was die beiden Theile des Buches in ihren 17 Abschnitten geben, will der Verfasser als ein sich abgerundetes Ganzes bezeichnen, das so vollständig ist, als es der Inhalt eines aus acht verschiedenen Archiven beschafften Materials gestattet.

Trachten, Haus- Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von **Frdr. Gottenroth**. 1. und 2. Lieferung. Quart. Text S. 1—32 und Tafel 1—29 in Farbendruck. Stuttgart, 1879, G. Weise. à Lieferung M. 5.—

„Vorliegendes Werk will zunächst dem Künstler und kunstverwandten Handwerker in Wort und Bild eine reichhaltige Sammlung von Material aus dem weiten Gebiete der Völkertrachten an die Hand geben. Es umfaßt in gedrängter Uebersicht nicht nur die Trachten an sich sammt ihrem Beiwerk: dem Kopf- und sonstigen Aufpuß, dem Schmuck u. s. w., sondern auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs in Haus und Feld, die Waffen, die Transportmittel; kurzum, soweit die Quellen reichen, Alles, was geeignet erscheint, die Völker und Rassen von den frühesten Ueberlieferungen an bis auf die Gegenwart im Bilde und sozusagen in ihrer Localfarbe uns vor die Augen zu führen. Der beigegebene Text soll den Leser in den Stand setzen, beim ersten Anblick einer Waffe, eines Gefäßes, eines Möbels u. s. w. Zeitalter und Volk festzustellen, dem der Ureigenthümer dieser Sachen dürfte angehört haben. Das Buch ist somit eine Art illustrirter Culturgeschichte auf dem Gebiete des Kostüms.“ — Der lithographische Farbendruck ist in hohem Maße gelungen und gehört zu den Besten, was uns in jüngster Zeit auf dem Gebiete begegnet ist; die ganze Ausstattung entspricht dem bewährten guten Geschmacke der Verlagsfirma. In 16 Lieferungen soll dieses höchstempfehlenswerthe Prachtwerk seinen Abschluß finden.

M. G. Conrad, Die religiöse Krisis. Ein atheisistischer Versuch. 80. XV und 228 S. Breslau 1878. S. Schott-Laender. M. 4.—

Frdr. Latendorf, Niederdeutsch oder Neudeutsch. Offener Brief an Edmund Hoefler. 8. 27 S. Poesneck, 1879. Latendorf. — 80.

Sprachliche Beobachtungen über Edmund Hoeflers letztes größeres Buch „Pap Kuhn“. Wie Alles aus der Feder des streitbaren Philologen mit großer Gefühlswärme vorgetragen.

Friedrich von Bärenbach, Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Grundlegung der kritischen Philosophie. 1. Theil. 8. XL. u. 385 S. Leipzig, 1879, Barth. M. 6.—

Die allgemeinsten Bedingungen und Grenzbestimmungen alles menschlichen Wissenkömnes und aller Wissenschaft, somit auch die allgemeinsten Normen und Grenzbestimmungen alles wissenschaftlichen Verfahrens aus den einfachsten Gesetzen des menschlichen Intellekts abzuleiten, ist die Aufgabe und der Zweck der vorliegenden Untersuchungen. Das hoffentlich bald zu gewärtigende Erscheinen des zweiten Bandes wird ein umfassendes Eingehen auf die Bedeutung des Buches ermöglichen.

Graf F. G. von Dürckheim. Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilli's Briefwechsel enthaltend. 8. VII. und 175 S. Mördlingen, 1879, Beck. M. 3.—

Der Gatte von Lilli's (Elisabeth Schönemann's) Enkelin ist der Verfasser des interessanten Büchleins, welches es unternimmt, Lilli's Bild in voller Reinheit herzustellen. Neues von Bedeutung wird nicht beigebracht, aber durch die Nachrichten über Lilli's Zusammenleben mit ihrem Gatten Bernhard Friedrich von Dürckheim erfährt die Lebensgeschichte der liebenswürdigen Frau nach der einen Seite hin eine werthvolle Ergänzung. Einige Briefe von und an Lilli von Lavater, Reichard und Familiengliedern erscheinen hier zum ersten Mal. Das kleine Buch ist gut und warm geschrieben. Das Aristokratisch-Dilettantische der Form wirkt durchaus nicht störend, übt im Gegentheil einen gewissen Reiz. Das Portrait der schönen Frau wird Vielen eine willkommene Gabe sein.

A. Elbinger, Handbuch der Delmalerei. Eine Anleitung zum Malen mit Oelfarben für Anfänger und Dilettanten. Zum Selbstunterricht wie auch zum Studium für Geübtere und Kunstfreunde mit Abbildungen. 2. umgearbeitete Auflage. Lexikon-Octav. VIII. und 248 S. Halle, 1879, D. Hendel.

M. 6. —

Elbinger's Handbuch gilt längst als eines der besten seiner Art. Die verhältnißmäßig schnell nothwendig gewordene zweite Auflage ist gegen die erste derart umgearbeitet, daß sie beinahe auf deren doppelten Umfang ausgedehnt worden ist. Abgesehen von der gelungenen Lösung seiner nächstliegenden Aufgaben erfüllt das Buch in dankenswerther Weise die andere, dem Kunstfreunde einen klaren Einblick in die gesammte malerische Technik zu eröffnen. Vor ähnlichen Arbeiten hat Elbinger's Handbuch die gelungenere und leichtfaßlichere Darstellung voraus; es wird dadurch in erhöhtem Maße zum Selbstunterricht geeignet. Die zahlreichen Beispiele sind lehrreich, die Holzschnitte und übrigen künstlerischen Beigaben gut ausgeführt.

Wilh. Rud. Hoffmann, der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt. 8. 52 S. Lübau, 1879, Strzezeck. M. 1.20

G. M. Sauer, Intermezzo. Neue Erzählungen. Inhalt: Allan und Ellen. Novellen. — Zwei Weihnachten. Studentengeschichte. — Zweite Auflage. 80. Breslau. S. Schottlaender.

M. 4. —

Ludwig Pietsch, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen April und Mai 1876, nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen 8. IV. und 318 S. Berlin, 1878, F. Luchhardt. M. 4. —

Unter diesem Titel hat unser Mitarbeiter Ludwig Pietsch, einer unserer feinsten Kunstkenner und geistreichsten Feuilletonisten, der „peintre-auteur“, wie ihn ein französisches Blatt nannte, jene Briefe gesammelt erscheinen lassen, welche er während seiner Frühlingssahrt nach Olympia an zwei große Zeitungen schrieb,

von deren Redactionen er dorthin entsendet war, um im Feuilleton dieser Tagesblätter über die Arbeiten und Resultate der Ausgrabungen auf der Stätte des alten Nationalheiligthums der Hellenen im Thale des Alpheios zu berichten. Dieses ruhmvolle, von der deutschen Regierung veranlaßte und mit ihren Mitteln ausgeführte Unternehmen, hatte die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt mächtig erregt, und jene, aus tiefster Sachkenntniß hervorgegangenen und von warmer Begeisterung durchwehten Reisebriefe, durch zwei viel verbreitete Zeitungen Deutschlands veröffentlicht, trugen nicht wenig dazu bei, diese Theilnahme zu steigern, indem sie eine auf Anschauung beruhende anregende und fesselnde Darstellung von der klassischen Localität, von der Art der Ausgrabungsthätigkeit, den bis dahin an's Licht geförderten Schätzen und dem eigenthümlichen Leben in dem Hause der deutschen Commissare gaben. Der Verfasser setzte seine Reise von Druwa-Olympia aus noch über den Peloponnes bis zum Busen von Corinth hin fort. Die Briefe enden mit der Ankunft in Athen, das er zum zweiten Mal nach sieben Jahren wieder betrat. Die Großartigkeit der peloponnesischen Landschaft, die an Erinnerungen so reichen, durch Poesie und Geschichte geweihten klassischen Stätten, zu welchen dieser Ritt den Erzähler führte, die seltsamen und die gewinnenden Eigenthümlichkeiten des neugriechischen Volkes, finden in diesem Abschnitte des Buches eine ebenso liebevolle, wie getreue Darstellung. Die Ergebnisse der folgenden beiden Ausgrabungs-Campagnen haben das Bild des dem Grabe erstandenen Olympia, wie es damals, in jenen Frühlingstagen vor zwei Jahren entworfen wurde, wohl erläutern, bereichern, im Detail berichtigen und verändern können. In den großen Zügen und in der praktischen Stimmung aber ist das hier von Ludwig Pietsch Gegebene, ebenso wie seine Schilderungen aus dem Peloponnes es sind, auch heute noch zutreffend. Als ergänzenden Anhang dieser Schilderungen hat der Verfasser denselben einen, nach amtlichem Material verfaßten Bericht über die Resultate jener beiden, dieser ersten seitdem gefolgten, Ausgrabungscampagnen hinzugesügt. Durch diese Vervollständigung hat sein Buch einen noch höheren Werth gewonnen.

S. Kohn, Die Starken. Historische Erzählung. 80. IV und 245 S. Breslau 1878. S. Schottlaender. M. 4. 50.

Karl Bartsch, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII. u. 407 S. Stuttgart, 1879, Göschen.

Diese neue Auflage der höchst schätzenswerthen, auf ihrem Gebiete kaum übertriffenen Sammlung, „ist, was die Auswahl der Texte betrifft, im wesentlichen unverändert geblieben; hinzugekommen ist der Leich Heinrichs von Rugge und ein Spruch Friedrichs von Sonnenburg. Sämmtliche Texte sind einer die Forschungen seit 1864 berücksichtigenden Revision unterzogen worden. In der umfassenden und höchst lehrreichen Einleitung hat der

Herausgeber die zahlreichen literarischen Nachweise vervollständigt und aus ihnen das, was ihm annehmbar erschien, in die Darstellung aufgenommen.“ Auch in den die unvergleichliche Sachkenntniß des Sammlers bestätigenden Anmerkungen ist manche begründende und erklärende Bemerkung hinzugefügt worden. Das 26 Seiten umfassende Glossen ist von dankenswerther Vollständigkeit. Im Ganzen sind siebenundzwanzig Liederdichter in der Sammlung berücksichtigt: „der von Kärenbere“ eröffnet den Reigen, Heinrich von Rugelin schließt ihn. Ein achtundneunzigster Abschnitt ist namenlosen Liedern gewidmet.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Nord und Süd.

Ein- oder Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — Mai 1879. — 26. Heft.

(Mit einem Portrait in Holzschnitt.)

Breslau.

Verlag von S. Schottlaender.

Karl Marx, Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie als wissenschaftliche Philosophie. Erste National-Österreichische Ausgabe. 1844. Leipzig.

Dieser unvollständige, aber höchst interessante, auf ihrem Inhalt keine überflüssige Erklärung, in dem der Text nicht nur eine kritische, sondern auch eine wissenschaftliche Darstellung der Hegelschen Philosophie enthält. In dem ersten Teil ist die Kritik der Hegelschen Philosophie dargestellt, in dem zweiten Teil die Kritik der Hegelschen Philosophie dargestellt.

Verfasser hat sich bemüht, die Hegelsche Philosophie vollständig und ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Darstellung darzustellen. In dem ersten Teil ist die Kritik der Hegelschen Philosophie dargestellt, in dem zweiten Teil die Kritik der Hegelschen Philosophie dargestellt.



Verlag von S. Schottländer in Berlin.